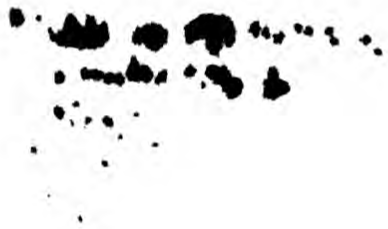
UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

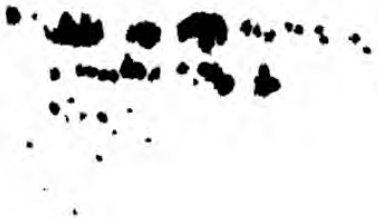


UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein Lied. Gemälde von E. Rosenstand.

Velhagen & Klasings Almanach 1912

Almanach

Herausgegeben
von der Redaktion
der Halbmonatshefte
und des Monatsheftes

Velhagen

1912

Druck von Velhagen & Klasing
Berlin. Bielefeld. Leipzig. Wien

Schemen

Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften

1912

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin. Bielefeld. Leipzig. Wien

Entwurf für Einband, Vorsatzpapier und Buchschmuck von Heinrich Wieynk in Berlin.

Copyright 1911 by Velhagen & Klasing.

Einband von H. Fikentscher und H. Sperling in Leipzig. Heliotintdrucke von Meisenbach, Riffarth & Co. in Berlin. Buchdruck von Fischer & Wittig in Leipzig. 1911.

830.8
V543
1912

LS 1950 St Xaviers X ref v.4 1912 courtesy

Inhalt

Erzählendes.

Seite

Carl Busse: Das Mündel. Erzählung 58
Hans von Kahlenberg: Idyll. Erzählung 145
Sophie Hoechstetter: Die Damen von Irmelsleben. Eine verschollene Kaspar Hauser-Geschichte . . 180
Raoul Auernheimer: Die Schule der Snobs. Wiener Sittenbild 208
Viktor von Kohlenegg: Die drei Gaben des eisgrauen Männleins. Ein Märchen 260
M. E. delle Grazie: „Ad duos amantes“ 284
Alfred Polgar: Der freie Kopf 311

Dichtungen.

Stefan Zweig: Der verwandelte Komödiant. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko 1
Friedrich Werner van Oestéren: Zwei Larven. Ein Karnevalsdialog 122
Börries, Freiherr von Münchhausen: Die Ähren des Albertus Magnus. Ballade 156

Lyrik.

Friedrich Otto: Terlan 55
Albert Geiger: Tanzlied 56
Georg Busse-Palma: Sizilianen: „Der Dichter“ und „Kismet“ 144
August Vetter: Maimorgen 155
Hans Caspar Starken: Tee 155
Rudolf Knussert: Mädchenhände 177
Hans Haebe: Die schöne Gabrielle 178
Will Vesper: Sprüche 179
Emil Hadina: Nachwinter 195
Adolf Holst: Widmung 207
Frida Schanz: Der greise Dichter 238
Hans Bethge: Sagunt 238
Ludwig Fulda: Es war 283
Karl Freye: Krank 310

Aufsätze.

Seite

Georg Biermann: Der Künstler und sein Modell. Mit vier Heliotint- und fünf farbigen Einschalt-Bildern sowie zwölf Textabbildungen 35

Ernst Heilborn: Das Bild der Geliebten in der deutschen Lyrik 99

Alexander von Gleichen-Rußwurm: Die Tasse Tee 132

Wilhelm Kleefeld: Von Laute und Gitarre. Mit zwei Kunstblättern 159

Siegmund Feldmann: Ein Roman aus der Weltgeschichte 196

Friedr. H. Kraze: Reifrock und Krinoline. Mit vier Heliotintdrucken und sechzehn Textabbildungen . 239

Carry Brachvogel: La Grande Maîtresse 264

Farbige Kunstblätter.

Ein Lied. Gemälde von E. Rosenstand . . . Titelbild

Marionetten. Gemälde von Max Lenz . . . . . 24—25

Im Atelier. Gemälde von Rudolf Nissl . . . . 40—41

Auf dem Wasser. Gemälde von Leo Putz . . . 80—81

Vor dem Spiegel. Gemälde von Hela Peters . . 96—97

Romantische Musik. Gemälde von Fritz Erler . 112—113

Mlle. Lucie. Gemälde von Eugen Spiro . . . 192—193

Im Atelier. Gemälde von Lajos Márk . . . 288—289

Heliotintdrucke.

Bildnis der Lukretia. Gemälde von Andrea del Sarto . . . . . 16—17

Einzelfigur aus dem Gemälde „Himmlische und irdische Liebe“ von Tizian . . . . . 32—33

Hendrickje Stoffels. Gemälde von Rembrandt van Rijn . . . . . 48—49

Mme. Babuty als Milchmädchen. Gemälde von J. B. Greuze . . . . . 64—65

Seite

Bildnis von Marie-Anne, Gemahlin Kaiser Ferdinands III. Gemälde von Velasquez . . . 232—233
Bildnis der Marie-Anne de Mailly. Gemälde von Nattier . . . . . 248—249
Bildnis der Mme de Pompadour. Gemälde von M. D. Latour . . . . . 264—265
Bildnis der Marie Leczinska, Königin von Frankreich. Gemälde von Carle Van-Loo . 272—273

Kunstblätter.

Der Ring. Gemälde von Hans Borchardt . . 128—129
Jägerin. Bronze von Harry Liebmann . . . 144—145
Lautenspielerin. Gemälde eines unbekannten Meisters . . . . . 160—161
Sven Scholander. Photographie von Suse Byk 176—177
Bildnis. Gemälde von Adolf Heller . . . . . 208—209
Freundinnen. Gemälde von F. M. Bredt . . . 224—225
Bildnis. Gemälde von John Lavery . . . . 304—305
Katzenstudie. Gemälde von W. Schwar . . . . 312—313

Der verwandelte Komödiant.

Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko.

Von Stefan Zweig.

Der Fürst.	Der Chevalier.
Die Gräfin R., Favoritin des Fürsten.	Der Komödiant.
	Ein Hoffräulein.

Spielt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in einer deutschen Residenz.

Die eingelegte Deklamationsszene des Komödianten ist aus der ersten deutschen Shakespeare-Übersetzung, der in Alexandrinern gereimten Übertragung des „Julius Cäsar" von Freiherrn von Borck, 1741.

Ein großes saalähnliches Zimmer in einem Rokokoschloß, das mit hohen rundgewölbten Fenstern in einen Garten niedersteht. An den Wänden die Bilder der Fürsten und Gobelins in französischer Art, kristallene Lüster, breite eingelegte Flügelpforten zur Treppe hinab, kleinere Türen zu den Wohngemächern. Es ist Vormittag.

Die Gräfin kommt vom Lever in eleganter Morgenkleidung. Ihr Alter ist schwer bestimmbar, denn ihre Wangen sind leicht geschminkt, die Augenbrauen nachgezogen und das künstlich getürmte Haar überpudert. Ihre Bewegungen sind ein wenig geziert, aber in den Augen blinkt ein Lächeln: sie dürfte im Übergang von der ersten Jugend sein. Sie spricht gern Französisch, um die Vornehmheit der Rede zu wahren, und postiert es im Akzent.

Das Hoffräulein erwartet sie — ein Blatt zusammengefaltet in der Hand — und begrüßt sie mit höfischem Knicks.

Erste Szene.

Die Gräfin (sich in einen Fauteuil niederlassend): Was bringt Ihr mir?

Das Hoffräulein:

Der Zeremonienmeiſter
Entbietet Euch mit ſeiner Reverenz
Den Plan der Luſtbarkeiten dieſer Woche.

Die Gräfin.

Eh bien, laßt ſehn! Für morgen Karuſſell,
Ein Fuchsprellen, Ballettdivertiſſement,
Mittwoch Empfang der fremden Kavaliere,
Sauhatz, ein Ringelrennen, wiederum Redoute
Und abends dann die deutſchen Komödianten ....
Oh non! C'est trop! Ich bin ſchon fatigiert
Von dieſen lärmenden Solennitäten.
Ich wünſcht' es weniger tumultuös
Und mehr apart. Ich bin wahrhaftig müde
All dieſer Hatzen, Spiele und Turniere.
Sagt dem Marſchall, er möge ſich bemühen,
Die Feſte doch variabler zu geſtalten,
Nicht immer dieſen Cercle. Doch ich tue,
Was mir mein edler Herr gebeut. — Was ſonſt?

Das Hoffräulein.

Der Erbprinz von Turin verläßt den Hof
Und geht nach Dresden.

Die Gräfin.

Fi! C'était un fat!
Und dann?

Das Hoffräulein.

Madame Douairière von Frankreich
Iſt ſchwer erkrankt.

(Die Gräfin wartet.)

Das Hoffräulein.

Der Chevalier Delbois
Erhielt die Ambaſſade in Stockholm.

Die Gräfin.

Ich fürchte ſehr, das wird ihn intrigieren,
Le pauvre petit!

Das Hoffräulein.

Ein neuer Alchimiſt
Wird heute hier publik ſich produzieren,
Es heißt, er habe wirklich die Tinktur.

Die Gräfin.

Ich glaube, sie sind alle nur Brigands
Und Beutelschneider.

(Das Hoffräulein faltet das Blatt wieder zusammen.)

Die Gräfin.

Ist das Bulletin
Komplett?

Das Hoffräulein.

Parfaitement, Madame. Und dann:
Ein junger Mann wartet schon lange draußen
Und bittet um geneigte Audienz.

Die Gräfin.

Wer ist's?

Das Hoffräulein.

Ich weiß nicht.

Die Gräfin.

Und was will er denn?

Das Hoffräulein.

Er mag's partout nicht sagen.

Die Gräfin.

Oh quel drôle!
Eh bien, schickt ihn zu mir herein!

Das Hoffräulein (mit einem Knicks an der Türe). Madame!

Zweite Szene.

Der Komödiant tritt mit einer tiefen Verbeugung sehr zaghaft ein. Er ist noch jung, sehr schlank und beweglich, trägt ein schwarzes, verschossenes Samtkleid, an der Seite den Zierdegen. Er ist zuerst unsäglich demütig, verwirrt sich leicht, spricht unsicher, obwohl er pathetisch sein will. In allen seinen Bewegungen ist — während der ersten Szenen — Gedrücktheit. Er wagt nicht nahe heranzutreten und sucht sich immer an der Wand zu halten.

Die Gräfin (betrachtet ihn neugierig. Dann, sehr vornehm und überlegen):

Ihr wünscht von mir ...

Der Komödiant (mit einer tiefen Verbeugung, ängstlich):
Ich nahe ehrerbietigst,
Durchlauchtigste, von Eurem hohen Sinn
Befürwortung submissest zu erflehn ...
(Er stockt. Die Gräfin macht eine ungeduldige Handbewegung. Schnell in vorbereiteter Rede vorsprudelnd, pretiös:)
Nicht ich,
Durchlauchtigste, hebe allein den Blick
In Hoffnung auf zu Eurer Engelsgüte,
Von deren Ruf das ganze Land erschallet.
Ich bin nur einer von den Mißgeschickten,
Die schuldlos von der bittern Not gepeinigt,
Geängstigt auf als zu der Güte Hort
Zu Euch in reiner Ehrerbietung flüchten.
Wie sollte, wo die Schönheit siegreich thronet,
Nicht Mitleid sich der stolzen Schwester gatten,
Wie könntet Ihr, die glorreich über allen
Erhabnen Frauen unsrer Tage glänzet,
Nicht auch der Gnade Born in Händen halten?
O wolltet Ihr, des Landes gute Göttin,
Des Unheils Wolke, die mit schwarzem Dräuen
Ob unsern Häuptern murret, hold verscheuchen
Mit einem Winke Eurer edlen Hand!
(Er wartet. Die Gräfin macht eine gelangweilte Geste.)
Thaliens Diener wir ...

Die Gräfin (unterbrechend).
Ach, Ihr seid einer
Der Komödianten, die ...

Der Komödiant (mit demütiger Verbeugung).
Ein Diener der
In deutschen Landen so verschmähten Kunst ...

Die Gräfin (ärgerlich dreinfahrend).
Was sagt Ihr, Kunst! Ihr gabt ein Gaukelspiel
Plebejisch roh, ein pöbelhaft Agieren!
Wo blieb die Grazie temperierter Rede,
Le bel élan? Wie war es deklamiert!
Das edle Pathos wo, der Charme, die Würde?

O alles, alles war abſcheulich roh.
Und das Sujet! Oh mon dieu, qu'elle horreur!
Kennt Ihr denn nicht den göttlichen Racine,
Daß Ihr ſo ärgerliches Schauſpiel wählet?

Der Komödiant (ängſtlich).

Das Stück war neu aus England hergebracht.

Die Gräfin.

Irren die Könige mit Irrwiſchkränzen
Dort nächtens übers Feld? Sind dort Prinzeſſen
So voll Rancüne, daß ſie mit Hohn den Vater
Vom Hauſe jagen? Mon dieu, qu'elle horreur!
Den andern macht man blind! Iſt Poeſie
Denn nicht der güldne Spiegel lautrer Triebe,
Die Muſe ſei nicht Dienerin der Gaſſe,
Sie diene höherer Moralität,
Beſinge wohl der Tugend Aventüren,
Doch nur daß lautrer ſie am End' erſtrahle.
Und nicht — oh non, ich will es nicht beſinnen,
O ſchweigt nur, ſchweigt! C'était abominable!

Der Komödiant (ganz verängſtigt).

Durchlauchtigſte, Ihr wart ſehr indigniert ...

Die Gräfin (zornig).

Ich bin es noch. Was wählt Ihr auch derlei
Unwürdige Sujets, was zieht Ihr Majeſtät
Schandbar hinab in Eure Gaukelſpiele,
Nennt Dichter ſo entartete Skribenten,
Die einen König nie geſehn und ihm
Allüren geben von ihren Kumpanen!

Der Komödiant (flehend).

O ſänftigte doch Mitleid Euren ſehr
Von uns verdienten Zorn. Unkund des feinern
Und höfiſchen Geſchmacks verſuchten wir,
So unſre arme Kunſt es uns verſtattet,
Aufs beſte hier und allorts zu tragieren,
Und ſind von Eurem ſtrengen Spruch zermalmt.
Doch ob wir Dero Affektion auch nicht
Verdienen durften, wollet ohngeachtet,
Durchlauchtigſte, die Supplikanten hören.

Die Gräfin.

Um was petitionieret Ihr?

Der Komödiant.

Wir sind
Geschützt von keinem Recht, sind vogelfrei
Wie alle Fahrenden im deutschen Land,
Des Büttels Willkür hingegeben. Wind
Und Unbestand regieren unser Leben,
Ein Wort, ein Blick, verwandelt unser Schicksal.
Und seit sich gestern abend Eure Blicke
Und die unsres durchlauchtigsten Gebieters
Erzürnt von unsern Produktionen wandten,
Diffikultieret uns die Obrigkeit,
Bestreitet jäh das uns zu Recht erstandne,
Vom Hof verbriefte Privilegium.
Wohin nun sollte unser so bedrücktes
Und trübes Herz sich in den Nöten wenden,
Als auf zu Euch, Durchlauchtigste, die Ihr
Mit Engelsschönheit Engelsmilde paaret.
Die ganze Kompagnie erfleht mit mir,
Daß man auf weiteres uns admittiere
An Hof und Markt.

Die Gräfin (noch immer ungehalten).

Muß bei Hof es sein,
Am öffentlichen Platz, daß solch Spektakel
Der Bürger schwanken Sinn noch perturbiere? —
Nein, wir sind Eurer Künste nicht bedürftig!
Was tragt Ihr solch Historien in die Ferne
Und offerieret sie den fremden Städten?
Bleibt in der Heimat!

Der Komödiant.

O Durchlauchtigste,
Wir haben keine andre als das Dach,
Das unser Wagen zwischen Wind und Regen
Und unsrer Notdurft spannt. Seit Jahr und Tag
Rollen auf Karren wir die Länder lang,
Und mit uns rollt die Heimat. Fürsten nur
Beschützen uns in dieser harten Zeit,

Die nur des Kriegs Fanfaren ängſtlich lauſchet.
Sie einzig ſchirmen heut Melpomenen.
Doch da wir hierzulande unwillkommen,
Bemühten längſt wir nicht mehr Eure Güte,
Beſchämt von ſo erlauchter Indignation.
Doch die Gewalt hält uns zurück.

Die Gräfin (jäh).

Gewalt?
Gewalt? Ici? Je ne vous comprends pas!
Wer moleſtieret Euch?

Der Komödiant.

Wir haben nichts,
Um uns zu löſen, als was wir erſpielen.
Des Abends Spiel zahlt erſt das Bett der Nacht,
Die Miete neuer Bänke erſt die Reiſe.
Verpfändet iſt im voraus der Erlös,
Das Kleid, der Masken Flitter; es iſt Pfand
Der Karren, unſer rollend Haus, o alles
Iſt nicht mehr unſer, ſo man uns verjagt.
Die Subſkriptionen zahlen kaum die Schulden,
Alles, was uns verblieb, iſt der Konſens,
Den man uns weigert, und dann unſre Kunſt,
Die — wenn ſie Euch auch geſtern affligiert —
Doch gnädig ſchützen wollet, o Erlauchte!

Die Gräfin (ſehr erſtaunt und ernſt).

So arm wie Bettler ſind Thaliens Jünger,
Und die in flimmernden Monturen ſtolzen
Und zu ſich „König“ ſagen, Hungerleider?
Birgt ſoviel Prunk vergeblich ſoviel Elend.
Wie pitoyabel dies Gewerbe, das
Mit Kronen ſpielt, um Groſchen zu verdienen!

Der Komödiant (ihr Intereſſe bemerkend, eifrig).

Durchlauchtigſte, die Frauen dort ſind Mütter,
Und Hunger lauert hinter unſern Schritten,
Drum fleh' ich innigſt auf zu Eurer Gnade:
Gewähret Euren Schutz der Kompanie,
Die durch mich ſuppliziert...

Die Gräfin (ihn anſehend).

Ihr ſeid wohl
Der Prinzipal?

Der Komödiant.

O nein! Ein Neuling nur
Und kaum dem Metier vertraut.

Die Gräfin.

Ihr ſeid
Noch jung.

Der Komödiant.

Der Jüngſte unter ihnen.

Die Gräfin.

Und doch —
Sie ſandten Euch. Warum?

Der Komödiant (ſehr verwirrt, ſtammelnd).

Sie dachten ... weil ...
Ich wüßte beſſer zu petitionieren ...
Der Rede Blume farbiger zu winden ...
Sie dachten ... weil ... ich hab' einmal ſtudiert ...
Beinah war ich Magiſter ... und ich weiß
Die Sprachen ... überſetze fremde Zungen ...
Da dachten ſie ... ich ...

Die Gräfin (wirklich intereſſiert).

Wie? Ihr habt ſtudiert
Und habt die hohe Kunſt, die Wiſſenſchaft,
Changiert mit ſo erbärmlichem Gewerbe?

(Der Komödiant, ganz beſchämt, nickt.)

Die Gräfin (lebendiger).

Ah, c'est très curieux! Ich hab' gedacht,
Da ſei Crapule bloß, Volk, zuſammengerafft
Vom Rand der Straße, Dirnen und Rekruten,
Landlaufend Volk! Und Ihr, Ihr habt ſtudiert,
Wart Bürger an der Univerſität
Und geht dann hin und werdet Komödiant?

Der Komödiant.

Ich hatte Händel ... Schulden ... Relegierung
Stand mir bevor ... Die Fakultät war ſchwierig ...
Das machte viel ... Und dann ... (er ſtockt).

Die Gräfin (neugierig).

Quoi donc?

Der Komödiant.

Ich wag'
Es kaum zu ſagen.

(Die Gräfin macht eine Bewegung.)

Der Komödiant.

Es gefiel mir beſſer ...
Es lockte mich ... Ich hatte dazu Neigung.

Die Gräfin (noch erſtaunter).

Neigung ... Neigung ... zu etwas ſo Infamem!
Oh dieu, c'est incroyable! Auf dem Markt
Zu figurieren ſo wie Marionetten,
Die Straßen lang in gleichem Karren rollen,
Des Volkes unbeſtändige Neigung neu
Und neu zu divertieren? Oh c'est fou! —
— Ja ich verſtehe: dann und wann einmal!
Wer bringt nicht Neigung mit, einmal zu ſingen,
Publik zu tanzen und zu divertieren.
Ich ſelber figurierte einmal mit
Im Trianon bei einem Maskenſpiele.
Doch täglich! Täglich! Wie ein Papagei
Die gleichen Worte abzudeklamieren,
Und dazu Neigung? Je ne le comprends pas!

(Sie ſieht ihn fragend an. Er ſenkt den Kopf.)

Und dann ... die Neigung tut es nicht allein,
Habt Ihr denn das, was da vonnöten iſt:
Le bel air ... die Tournüre ... habt Ihr auch ...
Wie ſag' ich, denn ... la routine ... le métier ...
La vocation ... Êtes-vous doué pour cela ...
Habt Ihr ... wie ſoll ich ſagen? ... das da drinnen,
Was alles macht. Habt Ihr denn das Talent?

Der Komödiant (erſchreckt).

Das Talent?

(Ganz niedergeſchmettert, unſicher.)

Ich ... ich weiß es nicht ... noch nicht ...
Man weiß es vielleicht nie ... Die große Neuberin
Sprach gut von mir ... ich hatte oftmals Beifall ...
Die Leute ſind mir gut geneigt ... doch das

Iſt noch nicht viel.

(Stark, heiß.)

Ja, manchmal fühl' ich ſo,
Als könnte ich mit beiden Armen da
Die ganze Welt und ihre Luſt umſpannen,
Das ganze Leben hier aus meiner Bruſt
In Worte ſprengen und vertauſendfachen ...

(Matt.)

Dann hab' ich wieder Angſt ... ich weiß es nicht ...
Und das iſt furchtbar. Wüßte ich's genau,
Ich wär' ein andrer ... oder liefe weg ...
Ich weiß nur, daß ich's haſſe und es liebe,
Es fliehe und es brauche ... denn es iſt
So ſchwer ... und doch ... und doch ſo ſchön ...

Die Gräfin (immer teilnehmender).

Ihr ſeid
Noch jung.

Der Komödiant.

Kaum zwanzig Jahre.

Die Gräfin.

Welcher Schade,
Verdürbet Ihr Euch früh fürs ganze Leben.
Ihr ſeid ſofern nicht übel. Eure Worte
Sind gut geſetzt, und ein aimables Ausſehn
Empfiehlt Euch allerorts der Sympathie.

(Pauſe. Sie betrachtet ihn länger.)

Es tät' mir leid um Euch. Ich rat' Euch gut,
Erwählt Euch ein honetteres Metier,
Geht fort davon!

Der Komödiant (demütig ſich verbeugend).

Wie Ihr gebietet, Durchlaucht,
Doch ...

Die Gräfin.

Verderbt Euch nicht des Lebens beſte Jahre
In ſo unwürd'ger Kompanie. Ich will
Euch protegieren, — Ihr gefallt mir gut —
So Ihr Euch fügt, dies ärgerliche Treiben
Mit ernſtlicher Beſtallung zu changieren.
Vielleicht beim Militär?

Der Komödiant.

O tausend Dank,
Durchlauchtigste, für Eure große Güte.
Gern löse ich, so hohem Rate folgend,
Mein Leben von dem Metier, allein
Ich darf die Leut' in Nöten nicht verlassen.
O wollet, Gütigste, mit einem Wort
Der Huld auch die Unseligen bedenken ...

Dritte Szene.

(Lärm vor der Türe, Geräusch eines erregten Wortwechsels. Dann tritt brüsk der Chevalier ein. Er ist nicht mehr ganz jung, bewegt sich tänzelnd, ein wenig wie beim Menuett, spricht leise und geziert.)

Der Chevalier (nach rückwärts zu).

Das will ich sehn ...

Die Gräfin.

Oh qu'elle impertinence!

Der Chevalier.

Nicht wahr, das ist doch stark? Der Laffe sagt,
Es sei ein dringender Befehl erlassen,
Mich niemals hier zu admittieren.

Die Gräfin.

So
Wünscht es der Fürst, mein Wille ist der seine.
Drum bitt' ich dringendst Euch, mich zu verlassen,
Sofort! Denn Ihr inkommodiert mich sonst.

Der Chevalier.

Der Fürst ist mir sehr wohl affektioniert
Und wird niemalens solche Weisung geben.
Erst gestern hat er mir zum Huldbeweis
Die Ambassade in Stockholm verliehn.

Die Gräfin.

O ich verstehe.

Der Chevalier.

Wie?

Die Gräfin.

Stockholm ist weit
Von meiner Tür ...

Der Chevalier.

Und dieſe Tür ... ach ſo,
Meine Viſiten ſind ...

Die Gräfin (haſtig).

Suſpekt, weil ſie
Zu häufig ſind. Ich bitt' Euch nochmals drum:
Geht jetzt. Ihr macht mich wirklich ganz verzweifelt.
Ihr wißt, ich bin umlauert von Gefahren,
Die Targliони iſt mir lange neidiſch, alle
Umringen mich mit Konfidenten, jede
Viſite wird gemeldet, kommentiert —
Ich bitt' Euch, geht!

Der Chevalier (geziert pathetiſch).

Was ſagt mir das Verbot?
Macht es denn nicht noch das Verſagte ſüßer?
Verboten war's für jeden Irdiſchen, ſich kühn
Den Himmliſchen zu nahn. Und die Gefahr,
Die hier mit blauem Blitz aus Eurem Auge
Den Zagen ſchreckt, ſie iſt erleuchtet' Ziel,
O Holdeſte der Schönen ...
(Er bemerkt den Komödianten, der ſich ganz demütig in eine Ecke zurückgezogen hat. Erſtaunt, ärgerlich.)
Wer iſt das?

Der Komödiant (mit einem tiefen Bückling).

Geneigter Herr!

Die Gräfin.

Nichts! Ein Petent
Von jener Bande, die Ihr geſtern ſahet,

Der Chevalier (zum Komödianten).

Verlaßt derweil den Raum!

Die Gräfin (zu dem Komödianten, der ſich mit einer Verbeugung entfernen will).

Nein, nein! Ihr bleibt!
(Zum Chevalier.)
Euch bitt' ich, geht!

Der Chevalier (ohne auf den Komödianten zu achten).

So ſaht Ihr geſtern mich!

O wäre doch die Hand so mitleidsvoll,
Die Hand, die Lilien erröten ließe
Vor Scham und Neid, o wäre sie geneigt
Sanft meiner Lippen Siegel zu empfangen,
O wär' das Herz ...

Die Gräfin (ärgerlich ihm nachäffend).
O wäret Ihr bescheidner
Und weniger pressant!

Der Chevalier.
O Hartherzigste,
Verwehrt Euch nicht dem ungestümen Flehn;
Es ist der Göttinnen erhabnes Vorrecht
Die Irdischen mit Neigung zu beglücken.
Vielteuerste ...

Die Gräfin (mit einem Blick zum Komödianten).
So moderieret Euch!
Merkt Ihr denn nicht? ...

Der Chevalier (ohne auf den Komödianten zu achten).
Ach laßt doch den Petenten!
Ich warte Monde schon, und Ihr habt mir
Meine Petition noch nicht gewähret.
Und nun sind meine Tage hier gemessen,
Ich muß pressieren.

Die Gräfin (nervös auf- und abgehend).
Wenn Ihr es doch tätet!
Merkt Ihr denn nicht, von all Euren Sermonen
Hör' ich kein Wort, ich zittre nur, der Fürst
Kann hier zu jeder Zeit uns überraschen.
So geht jetzt! Geht!

Der Chevalier (gekränkt).
Wollt Ihr mich wirklich so
Ganz ohne Hoffnung von hier kongedieren,
Als hätte niemals dieses Herz in Feuer
Für Euch geglüht? War ich in all den Tagen
Bei den Divertissements ein Euch so fremder
Und lästiger Kompagnon, daß Ihr mir Abschied gebt
Wie einem ennuyanten Domestiken?

Die Gräfin (rauh).

Ihr wart aimable und mir ſtets willkommen,
Ihr konverſiert ſehr nett, ich hört' es gern,
Wenn Ihr von amouröſen Dingen plaudert;
Man ſpürt bis in die Schultern den Friſſon,
Erzählet Ihr franzöſiſche Aventüren;
Wär' ich ganz frei, ich hörte Euch wohl öfter,
Doch wißt Ihr, wie der Hof mich hier umlauert,
Das kleinſte Wort bringt man dem Fürſten wieder.
Eine Verſchwörung wartet auf den Augenblick,
Um mich zu ſtürzen und die Targliони
Hier einzuſetzen. Ja, Ihr ſeid ein Partner,
Geſchickt, ſcharmant und wirklich von Eſprit;
Doch Sorgloſe allein nur dürfen ſpielen.
Ich wagte viel zu viel Euch anzuhören.

Der Chevalier.

Ich aber wage alles für die Liebe!
Gebeut mir Feuer von Veſuvius Schlund
Zu holen, daß es Eure Kälte ſchmelze!
Erprobt dies Herz! Stellt mir vor dieſe Klinge
Die beſten Fechter deutſcher Königreiche ...
(In dieſem Moment hört man unten einen Wagen rollen.
Ein Klopfen an die Haustür. Die Gräfin ſtürzt zum Fenſter.)

Die Gräfin (in höchſtem Entſetzen).

Mon dieu! C'est lui!

Der Chevalier (erſchreckt).

Der Fürſt?

Die Gräfin.

Disparaissez!

Der Chevalier.

Wohin?

Die Gräfin (beim andern Fenſter, das in den Garten geht).

Hier! Raſch hinab!

Der Chevalier (anſetzend, zögernd).

Ja, aber?

Die Gräfin.

Fort!

Allez, sautez!

Der Chevalier (blaß).
Es iſt zu hoch!

Die Gräfin.
Sautez!

(Der Chevalier, nochmals anſetzend, ſchreckt zurück.)

Die Gräfin (aufſtampfend).
Cachez-vous donc!

Der Chevalier (beim Schrank).
Verſperrt!

Die Gräfin (plötzlich).
Hierher!

(Sie reißt die beiden großen Flügeltüren nach innen auf, ſo daß der Chevalier hinter der einen notdürftig gegen einen Eintretenden gedeckt iſt. Dann wendet ſie ſich plötzlich um und mit einem jähen Sprung auf den Komödianten zu, der die ganze Zeit unbeachtet und gedrückt an der Wand geſtanden war. Sie reißt ihn nach vorne.)

Die Gräfin (leidenſchaftlich zu ihm).
Agiert!
Agiert etwas! Ihr müßt jetzt rezitieren!
Recht wild! Vite, vite! Daß er ihn nicht bemerkt.
Ich lohn's Euch gut!
(Zum Chevalier.)
Flüchtet, ſobald Ihr könnt!
(Zum Komödianten, aufſtampfend.)
Commencez donc! Vorwärts! Agiert! Agiert!

Vierte Szene.

(Der Komödiant, ganz erſtaunt und erſchreckt, rafft ſich zuſammen, ſtellt ſich in Poſe auf und beginnt zu rezitieren. Er ſpricht in der künſtlichen Art der damaligen Zeit, erinnernd an den pathetiſchen Stil der Comédie française von heute, mit gezirkelten Geſten, aber immer heißer und leidenſchaftlicher, je mehr er Angſt hat, nicht zu wirken. Die Gräfin hat ſich zitternd in ein Fauteuil niedergelaſſen und tut, als ob ſie ganz in das Zuhören der Rezitation vertieft wäre und vom Fürſten überraſcht würde. Der Fürſt tritt ein. Er iſt von mittlerem Alter, gerötetes

volles Geſicht, ſtarke, ein wenig korpulente Figur von ſympathiſcher Offenheit und Sicherheit in ſeinem Benehmen. Er trägt einen Jagdanzug, an der Seite das kurze Weidmeſſer. Er ſpricht kurz und ſcharf wie ein Militär, ſelbſt wenn er es jovial meint.)

Der Komödiant (rezitierend).

Römer, Landesleute,
Und Freunde, neigt das Ohr zu mir und hört mich heute.
Ich komme, Cäſars Leich' anjetzt, o! glaubet mir,
Nur zu beerdigen, nicht ihn zu preiſen hier.
Das Übel lebt nach uns, das wir begangen haben,
Und was wir Gutes tun, wird oft mit uns begraben.

(Der Fürſt tritt ein, erſtaunt.)

Der Komödiant (ohne ihn zu ſehen).

So mag's mit Cäſar ſein. Der edle Brutus hat
Euch alleweil erzählt: Er gab dem Ehrgeiz ſtatt.
Es wäre, wär' es wahr, ein grauſam groß Verbrechen:
Und grauſam habt ihr es geſehn an Cäſarn rächen.
Hier unter Brutus' Gunſt und andrer fang' ich an
(Denn Brutus iſt gewiß ein ehrlich braver Mann,
Er, ſamt den übrigen, all ehrlich brave Leute.)
Hier ſag' ich, fang' ich an, wie mir erlaubet heute
Bei Cäſars Totenbahr', die Leichenrede nun,
So traurig ich auch bin, ſo ſchwer mir's fällt zu tun.

Der Fürſt (erſtaunt).

Was treibt der Kerl? Er hat im Kopf wohl Grillen!

Der Komödiant (ohne ihn zu hören).

Er war mein Freund! Ich war von ihm zum Freund erleſen,
Er iſt mir jederzeit gerecht und treu geweſen.
Alleine Brutus ſagt: ihn trieb der Ehrgeiz an,
Und ſicher, Brutus iſt ein ehrlich braver Mann.
Ihr wißt, daß er nach Rom viel tauſend Sklaven brachte,
Aus deren Löſegeld er große Schätze machte.
War das in Cäſar wohl vor Ehrgeiz anzuſehn?
Er ließ die Not des Volks ſich tief zu Herzen gehn:
Und wenn der Arme rief, ließ Cäſar Tränen rinnen.

Bildnis der Lucretia.
Frau des Künſtlers. Gemälde von Andrea del Sarto im Prado zu Madrid.

Nach einer Photographie von Franz Hanfſtaengl in München.
Zum Aufſatz: „Der Künſtler und ſein Modell.“

Gewiß. Der Ehrgeiz ist von härterm Stoff und Sinnen.
Alleine Brutus sagt: Ihn trieb der Ehrgeiz an.
Und wahrlich, Brutus ist ein ehrlich braver Mann.

Der Fürst (laut zur Gräfin).
Was sind das für langweilige Sermone?
Was will der Kerl?

Die Gräfin.
Still, still, er rezitiert.

Der Komödiant (rascher und unruhiger werdend, aber noch immer pathetisch).
Letzthin, als wir das Fest der Luperkalen hielten
Und auf der Rennebahn, im großen Schauplatz spielten,
Da habt ihr's selbst gesehn: Ich bracht' und bote gar
Ihm eine Königskron' zu dreien Malen dar.
Er aber hat dreimal die Krone ja versaget.
Soll das der Ehrgeiz sein, warum man ihn verklaget?
Jedennoch Brutus sagt: ihn trieb der Ehrgeiz an,
Und Brutus ist fürwahr ein ehrlich braver Mann.
Ich widerspreche nicht des edlen Brutus' Rede,
Ich sage, was ich weiß. Ich weiß, ihr all und jede
Habt Cäsar lieb gehabt. Ihr hattet Ursach auch.
Welch Ursach ist es nun, daß ihr nach Menschenbrauch
Ihn nicht betrauern wollt? Vernunft, du bist zu Tieren
Und Bestien entflohn, weil Menschen dich verlieren.

Der Fürst.
Genug! Verbleib Er im Komödienhaus
Will Er agieren. Was geht mich das an?

Der Komödiant
(unerschütterlich weiter, um ihn zu überholen).
Sie fühlen jetzt nicht mehr, und zwar durch eigne Schuld,
Was sie zu Menschen macht. O ... tragt mit mir Geduld,
Bei Cäsar liegt mein Herz im Sarge ganz beklommen,
So daß ich warten muß, bis es zurückgekommen.

Der Fürst.
Schweig Er schon still!

Die Gräfin (ihn hindernd).
Laissez, il parle très bien.

Der Komödiant
(noch ſchneller, aber noch immer ſkandierend).
Nur geſtern konnte noch des Cäſars Wort und Wille
Der Welt entgegenſtehn. Nun lieget er im Blut.
Und wer iſt ſo gering, der ihm Verehrung tut?
O Römer! Sucht' ich jetzt allhier in euern Sinnen
Und Herzen Grimm und Wut und Aufruhr anzuſtimmen,
Ließ ich dies Unrecht nicht an ſeinem Ort beruhn;
So würd' ich Caſſius und Brutus unrecht tun,
Denn dieſe, wie bekannt, ſind ehrlich brave Leute.
Ich fechte ſie nicht an. Viel lieber will ich heute
Dem armen Toten, euch, mir und uns allen nun
Soviel als unſer ſind, höchſt weh und unrecht tun.
Der Fürſt (zornig auf ihn zu).
Das Maul halt' Er! Hat Er mich nicht verſtanden?
Mir ſchwillt die Ader!
Der Komödiant (in höchſter Verzweiflung, von der Gräfin im geheimen flehentlich zum Weiterreden gedrängt, überſpringt den Text und dröhnt plötzlich, ohne mehr ſorgfältig zu rezitieren, mit höchſter Leidenſchaft und wilden Geſten los).
O Römer, ſehet hier!
Wo Tränen in euch ſind, ſo laßt ſie jetzo rinnen!
Ihr kennt den Mantel wohl! Ich weiß mich zu beſinnen,
Als ihn zum erſtenmal getragen unſer Held.
Es war zur Sommerszeit, des Abends, im Gezelt,
Er hatte ſelben Tag die Nervier bezwungen.
Schaut! Hier hat Caſſius den Dolch hindurchgedrungen.
Seht hier! Durch welchen Riß der neid'ſche Casca brach.
Seht dieſes Loch, was ihm ſein lieber Brutus ſtach.
Und als der Mörderſtahl von ihm zurückgenommen,
O merkt! Wie Cäſars Blut allhier ihm nachgeſchwommen.
Es fuhr zur Tür heraus, nach dieſem Stich zu ſehn:
Ob, oder ob er nicht von Brutus' Hand geſchehn?
(Der Fürſt iſt bei dem jähen Ausbruch des Komödianten erſtaunt zurückgetreten und hört ihm überraſcht zu.)
Der Komödiant (merkt es, wird mutiger. Mit Tränen in der Stimme weiter).
Dies unter allen war der ungetreuſte Stich.

Denn als von Brutus' Hand der edle Cäſar ſich
Getroffen, und an ihm ſo großen Undank ſpürte,
Der ihn empfindlicher als Mord und Eiſen rührte
Und tiefer als der Stahl von den Verrätern ſtach;
Da war es aus mit ihm; ſein mächtigs Herze brach;
Er ſchlug den Mantel um, verhüllte ſein Geſichte;
Und bei Pompejens Bild, was von dem Mordgerichte
Mit Blut beſpritzet war, da war des Todes Ziel;
Da war der Ort, woſelbſt der große Cäſar fiel.
O! Welcher Fall war das! Ihr Brüder! Weh uns allen!
Da ſind wir insgeſamt und auf einmal gefallen,
Und blut'ger Hochverrat hat über uns geſiegt.
O jetzo weinet ihr, weil ihr zu Boden liegt.
Jetzt, merk' ich, fühlet ihr Erbarmen, Gram und Schmerzen.
O milder Tränenguß! O gütig fromme Herzen!
(Er wendet ſich um in ſeiner Deklamation und ſieht in dieſem Augenblick den Chevalier zur Tür hinausſchlüpfen, während der Fürſt ſeinem eigenen Spiel mit Intereſſe folgt. Mit Triumph in der Stimme.)
Was? Weinet ihr bereits? Kaum ſehet ihr und wißt,
Daß unſers Cäſars Kleid ſo ſehr zerſtochen iſt.
Schaut her! Hier liegt er ſelbſt zermetzelt von Verrätern.
(Plötzlich mit der Stimme von der Erregung niederſtürzend, mit einer Verbeugung vor der Gräfin.)
Ich denk', Madame, es iſt genug der Probe.

Fünfte Szene.

Der Fürſt (tritt lebhaft mit ſchwerem Schritt auf ihn zu).
Potz Blitz, das hat Er wirklich gut gemacht,
Empfang Er alle meine Komplimente.
Vorerſt wünſcht' ich ihn wohl zu allen Teufeln,
Weil ich's nicht leiden mag, dies ſteif Parlieren,
Dies Plärren, Floskeln, all dies dumm Geſpreize,
Wo jedes Wort ſich greulich ſchraubt und windet,
Als ſei's in enge Stulpen eingeklemmt.
Wo hat Er's her?

Der Komödiant.
Aus England kam es neu
Das Trauerſpiel vom Tode Julius Cäſars.

Der Fürſt.

Unſinn! Ich mein', wo hat Er's her? Von wem
Hat Er's gelernt, ſein Metier?

Der Komödiant.

Durchlaucht,
Ich bin von jener Bande der Akteure,
Die jetzt am wind'ſchen Markt exekutiert.

Der Fürſt.

Weiß ſchon! War geſtern ſelber dort geweſen,
Ihr gabt ein ganz infam Spektakel. Doch
Was tut's? Jetzt hat Er's gut gemacht. Kann Er
Auch ſingen?

Der Komödiant (ängſtlich).

Ich bin nicht ſehr bewandert
In Arien und ...

Der Fürſt.

Ach was, Er wird's ſchon treffen,
Wir haben alle Ohren wie die Bären,
Muß nicht ganz proper ſein, nur friſch und gut.
Ein deutſches Lied zu Kurzweil und Pläſier.
Kann Er's, ſo komm Er zu uns morgen abends,
Wenn wir von unſerer Pirſch gemächlich raſten.
Ein guter Trunk will auch ein gutes Lied.
Und dort, wenn ihm der Toback nicht zu ſehr
Die Kehle beizt, biet Er mir fördre Proben
Von ſeiner Kunſt.

(Abwinkend.)

Ich bleib ihm wohlgeſinnt.

Der Komödiant.

Durchlauchtigſter, durch Eure Gnade gebt
Ihr tauſendfaches Leben dem Bedrängten ...

Der Fürſt.

Schon gut! Schwatz' Er nicht viel. Ich helf' ihm gern.

(Zur Gräfin.)

Und gern hab' ich bemerkt, daß Ihr, Madame,
Nicht wie die andern Weiber nur mit Putz
Und Schminke Eure Muße divertieret.

Die Gräfin (mit einer Neigung).
Ich liebe sehr die Kunst. Nur sie allein
Kann unsres deutschen Volkes Barbarei
Und raue Sitten meistern und erheben.
(Zum Komödianten.)
Verlaßt Euch nur, der Spruch wird revidiert.
Denn höchstlich würde es von mir bedauert,
Müßten die Musen hier zu Hofe darben.

Der Fürst.
Ja, das sind Weibersachen. Uns taugt andres.
Doch jetzt: lebt wohl. Die Jagd ist angeblasen.
Ich wäre längst schon munter hinterdrein,
Doch eh ich pirschte, wollt' ich noch herauf,
Um einem andern Wild den Fang zu geben.

Die Gräfin (wie erstaunt).
Ein andres Wild?

Der Fürst (ärgerlich).
Ach was, die Ohrenbläser,
Die Schwatzer, Junker und vertrackten Kerle
Steckten mir zu, der Chevalier sei hier,
Der fade Laff, der windige Filou,
Der immer wie ein Hund das Haus umstreift.

Die Gräfin.
Der Chevalier? Oh non ...

Der Fürst.
Ich hätt' ihn gut balbiert!
Doch jetzt ist's einerlei. Verdammt die Schranzen,
Die bis zum Hals in ihren Lügen stecken.
Der Hundsfott schwor, er hätt' mit eignen Augen
Den Kerl in seinem modisch weißen Mantel
Hier durch das Tor hereinspazieren sehn.

Die Gräfin (in furchtbarer Angst unwillkürlich nach dem Fensterbrett sehend, wo der weiße Mantel des Chevaliers liegt).

Der Komödiant
(ihre Verwirrung bemerkend, kühn vortretend).
Verzeiht, Durchlaucht, es war der Mantel wohl,

Der hier heut Eingang fand, doch nicht sein eigner,
Denn seit zwei Tagen nenn' ich ihn den meinen.
Vorgestern mimt ich einen jungen Prinzen,
Und als ich müde und zu Tod erschöpft
Die Bretter lassen wollte, trat der Herr,
Ein Förderer der Künste, auf mich zu
Und sagte gnädig: Wollt Ihr Prinzen spielen,
So hüllet sie in besseres Gewand!"
Und damit streifte er den weißen Mantel
Von seiner Schulter über auf die meine.
Seither behielt ich ihn.

Die Gräfin.

Da tat er recht.
Denn selbst die Lüge will den Schein der Wahrheit.

Der Fürst.

Nun wohl! Mich ruft die Pirsch. Ein andermal
Krieg' ich wohl neue Proben seiner Kunst.
Heut abends komm ich wiedrum zum Spektakel.
Lebt wohl, Madame. Ich seh' Sie im Theater!

(Der Fürst mit einer gnädigen, freundlichen Handbewegung ab. Der Komödiant ist auf das höchste erregt, die Hand am Herzen, macht eine respektvolle Verbeugung. Die Gräfin, heiter, erleichtert, begleitet den Fürsten bis an die Tür, bleibt dort mit einem tiefen Knicks stehen, wartend, bis er ganz hinabgegangen ist. Dann schließt sie die Flügeltüren hinter ihm, wendet sich um, schweratmend wie einer, der einer Gefahr eben erst entkommen ist. Dann plötzlich auf den Komödianten zu, der mit einemmal seine demütige, gebückte Haltung verloren hat.)

Sechste Szene.

Die Gräfin (stürmisch).

O Dank! Wie habet Ihr mich obligieret!
Ich war ganz aufgelöst vor Angst. Mir war,
Als stockte jäh mein Blut ...

Der Komödiant (ekstatisch unterbrechend).

Und mir war so,
Als fühlte ich's zum erstenmal mit Lust

Und heißem Sturz durch meine Adern strömen.
O wie das war! Jetzt hab' ich erst verstanden
Was dieses ist, ein Künstler sein: die Welt
An ihren Angeln fassen können und
Ihr dann den Schwung der eignen Kraft zu geben.
Vorbei ist meine Angst. Denn etwas ist in mir
In dieser Stunde zwischen Furcht und Jubel
Wie eine rote Ader aufgebrochen.
Ah jetzt, jetzt weiß ich alles, o ich könnte
Die Angst von tausenden mit meiner Stimme
Aufreißen, sie mit einem Jubelschrei
Zu allen Himmeln auf wie einen Falken
Begeistert werfen, tausendfaches Leben
Einpressen hier in diese Brust und wieder
Zurück dann schleudern zu den andern allen,
Die kaum ihr eignes atmend tragen können.

Die Gräfin.

Parole d'honneur, ich war enthusiasmiert!
So zwingend haben Sie es rezitiert,
Daß ich, indes mir Angst die Kehle würgte,
Noch immer Wort für Wort die edle Rede
Verfolgen mußte. Ah, merci, mille fois!
Empfanget alle meine Komplimente!

Der Komödiant.

Nein, nein, nicht das — nicht daß es Euch gefiel,
Macht mich so froh. Das ist mir nicht genug.
Nein, nein, das will ich nicht, das ist zu leicht,
Gehört den Gauklern und den Possenreißern
So sehr wie mir und jeder schönen Dirne,
Die sich ein Lächeln auf die Wange schminkt.
Die will ich nicht, die willig sind, die rasch
Die Kupfergroschen ihres Beifalls werfen.
Ich will nur die, die mir noch widerstreben,
Die noch nicht wollen. Diesen Widerstand
Will ich gewinnen.
(Plötzlich auf die Gräfin zu.)
Habt Ihr nicht bemerkt:
Der Fürst, er wollte nicht. Er wollte mich nicht hören!

Die Gräfin.

Er war höchſt indigniert ſogar und wollte
Euch ſchweigen laſſen. Doch Ihr hörtet's nicht.

Der Komödiant (jubelnd).

Ich hab's gehört. Und grade das allein,
Daß er nicht wollte, machte mich ſo heiß.
Erſt war es Angſt: wird er mir widerſtehen,
Mich niederdrängen und zum Schweigen bringen?
Dann aber fühle ich ihn matter werden
Und nichts mehr wollen als mir weiter lauſchen.
Ich hatte einen Menſchen zu bezwingen,
Dem ich ſo fremd war wie ein Strauch, ein Stein,
Nein — mehr noch — ungelegen und verhaßt,
Und doch, ich hab's gekonnt. Sein Widerſtreben
Flammt nun in mir als heiße, wilde Luſt.

Die Gräfin (hingeriſſen).

O wie ich Euch verſtehen kann. Nicht nur
Mit Menſchen immer ſpielen, nein auch kämpfen,
Und einen ganz erringen, einen, der
Dann ſo ſehr eigen iſt, daß kein Gedanke
In ihm mehr aufwacht, der nicht mir gehört.
Wie fühl ich's nach, wie muß das göttlich ſein!

Der Komödiant (ekſtatiſch).

Nein! Einer iſt zu wenig! Iſt genug
Für eine Frau, für einen ſehr Verliebten.
Doch nicht für mich! Ich will ſie alle haben,
Die mir begegnen, will die ſchwere Maſſe
Der ganzen Welt! Heut abend im Theater
Da will, da muß, da werde ich es können!
(Vortretend. Viſionär vor ſich hindeutend.)
Ich ſeh' ſie ſchon. Da liegt die dumpfe Menge,
Kalt wie ein Fels, kalt, kalt und wortelos.
Sie warten, liegen, ſchlafen, hauchen Kälte
Geſpenſtiſch aus. — Da trete ich ſie an:
Hinein in dieſen Fels! Zerſprengt die Blöcke
Von Schweigen! Und dort aus dem Minengang
Reiß' ich mein Gold: da, Funkeln eines Auges,
Dort Seufzer, Schrei, da eine Träne.

Marionetten. Gemälde von Max Lenz.
(Aus dem Autogravüren-Verlag von C. Angerer & Göschl, Wien.)
Zum Aufsatz: „Der Künstler und sein Modell".

Ich rüttle sie: Erwacht! Erwacht! Und schon
Geht's wie ein Schauer hin durch ihren Schlaf,
Mein Fieber macht sie warm. Jetzt schlagen sie
Die tausend Augen ihrer Seele auf,
Sie wollen reden, wollen Antwort geben,
Und jetzt, jetzt endlich lodert ihr Gefühl.
Da reiß' ich sie empor in einen Jubel,
Der dann auf mich in donnernden Kaskaden
Herniederstürzt. Und diesen Schrei brauch' ich
Wie andre Luft und Geld und Brot und Weiber.
Ich muß ihn haben! Mein ist er, nicht ihrer,
Denn was sie fühlen, fühlen sie aus mir.
Ich mach' sie stumm und schenke ihnen erst
Den Jubel wieder. Denn das eigne Herz
In ihrer Brust ist tot, ist ausgeronnen,
Und ich füll's ihnen wieder mit Gefühl,
Mit Lust, mit Schmerz, mit Qual und Seligkeiten,
Bis ich dann selbst in tausend Formen lebe,
In tausend Stimmen schreie, aller Angst
Und Jubel habe! — Und ich dulde keinen,
Der fühllos bleibt, wenn ich aus heißen Adern
Mein Leben in den Strahl der Worte sprühe!
Ich duld' es nicht! Ich reiße mir ihn her,
Ich ring' mit ihm! Das Knie auf seine Brust,
Bis er zusammenbricht und mein ist, mein,
So wie sie alle, die da schlafend scheinen
Und von mir Träume haben. — Diesen Letzten,
Auch ihn will ich, mag er der Ärmste sein,
Ich brauch' ihn doch! Denn ich kann nichts entbehren.
Wer Leben selbst im Spiel verschenken will,
Der muß es tausendfältig in sich fühlen,
Und kann ich dieses nicht, so kann ich nichts.
Allein ich fühle es: Ich kann's! Ich kann's!

(Er bleibt erschöpft, die Hände an der pochenden Brust, stehen.)

Die Gräfin (lebendig).

Wie Ihr verändert seid! Ich kenn' Euch kaum!
Ganz anders sprecht Ihr. Eure Stimme hat

Ein andres Timbre, Eure Augen blinken
Wie trunken. Alles iſt in Euch verwandelt!

Der Komödiant.

Saht Ihr denn jemals ſchon Baſtarde ſtolz,
Die Armen, die ſich keinen Namen wiſſen?
Und Baſtard war ich geſtern, heute noch,
Weil ich es ſelbſt nicht wußte, wer ich war!
Nun weiß ich es: ich bin aus dem Geblüt
Der Edelſten der Welt, ich bin ein Künſtler.
Mir bangt nicht mehr. Das war ein Anfang nur.
Ich brauche mehr, denn das iſt unſer Los,
Daß wir zugleich mit unſern Siegen wachſen
Und ſterben ohne ſie. Wir ſind nicht wie
Die andern vielen Menſchen auf der Erde,
Die träg' das runde Rad der Stunden drehn:
Wer ſich verſchwendet, braucht mehr als ein Leben.

Die Gräfin.

So neu ein Künſtler und doch ſchon ſo ſtolz
(Ein wenig ſcharf.)
Die Grenze zwiſchen uns, den Kreaturen
Der Erde hier, und euch, den Muſenſöhnen? —
Wie jung ſind Sie! Sonſt wüßten Sie, das Leben
Iſt reicher als die Spiele am Theater!

Der Komödiant (einhaltend).

Verzeiht, es war ...

Die Gräfin (gütig).

Nur Trunkenheit der erſten
Und beſten Stunde! Ach, ich kannte ſie
Einmal zu gut! Dann ſpäter kommt das andre!
Ihr meint, Ihr ſpielt allein auf dieſer Welt
Um Gunſt und Glück und ſtets erneute Kräfte?
Mon cher, wie jung ſind Sie!
(Auf ihn näher zu.)
Glaubt Ihr, ich muß
Nicht auch hier täglich meine Gunſt erſpielen,
Ein Lächeln haben, klug ſein, ſchön und jung
Und Worte ſagen, die ich ſelbſt nicht glaube?

Vielleicht wartet ſchon draußen an der Türe
Die Nächſte, wartet auf ihr neues Wort,
Und geht und glänzt in dieſen meinen Räumen,
Wenn über mich der Vorhang ſinkt: Vergeſſen!
Wir alle ſpielen unſer Spiel im Spiele,
Gehn hin in bunten Masken, lachen, lügen
Und wiſſen ſelbſt kaum, ob es uns gelang —
Mein Stück iſt bunt und ſchwer: ich ſpiele Liebe,
Iſt nicht ganz echt. Doch ſpielt man oftmals beſſer,
Hat man Routine und nicht mehr Leidenſchaft.

(Sie tritt noch näher und legt ihm die Hand auf die Schulter.)

Ihr ſeid noch jung. Bei Euch iſt's nicht Bravour,
Da iſt's noch Leidenſchaft. Und das iſt ſchön.
Ihr habt noch helle Freude an dem Spiele,
Glaubt an den Trug, den Ihr Euch ſelbſt erſchafft.
Wie bald vergeht's! Ich wünſchte mir beinah'
Einmal Euch zuzuſehn in einem Spiel
Von Liebe: ich hab' es ſelbſt ſo oft geſpielt,
Daß ich kaum weiß mehr, wie ſie wirklich iſt,
Und manchmal dünkt es mich: es wäre ſchön,
Sie nicht zu ſpielen, ſondern zu erleben.

(Der Komödiant ſieht mit einem verwirrten, unruhigen Blicke zu ihr auf, rafft ſich zuſammen und will eben heftig losbrechen. Da ſtürmt plötzlich der Chevalier atemlos zur Türe herein.)

Siebente Szene.

Der Chevalier (zur Gräfin).

Welch ein facheux Rencontre. Gott ſei Dank
Iſt alles reuſſiert. Und auch mein Mantel
Blieb unbemerkt. Ich zitterte für Euch.

Die Gräfin (die plötzlich eine kalte, höhniſche Miene angenommen hat, ſpitz).

Ja, daß Ihr ängſtlich wart, hab' ich bemerkt.

Der Chevalier.

Nicht ängſtlich. Doch, parbleu, wenn mich der Fürſt

Hier attrappierte, wie ſuſpekt für Euch.
An mich ſelbſt dacht' ich nie. Doch wie gefährlich ...

Die Gräfin (ſpitz).
Eine Etage hinab für mich zu ſpringen!

Der Chevalier.
Wie? Denkt Ihr gar, ich hätte mich geängſtet!

Die Gräfin.
Ich weiß nicht, doch in Wahrheit dünkt es ſo.
Und wart Ihr's nicht, ei, wie habt Ihr vortrefflich,
Dann Eure Angſt gemimt.

Der Chevalier.
Ich hätt' gemimt?

Die Gräfin.
Da Ihr in Wirklichkeit doch Angſt nicht kennt,
Wendet doch an Thalien Eure Neigung,
Werdet Komödiant!

Der Chevalier (gekränkt).
Ein Poſſenreißer?
Ich ſeh', Madame, Ihr mokieret Euch.
Ein Poſſenreißer ich?

Der Komödiant (plötzlich vortretend, in herausforderndem Ton).
Dünkt's Euch zu ſchlecht?

Der Chevalier (unbehaglich).
Was will der Menſch? Ei ja — noch die Bezahlung.
Er war ganz nett. Die ſoll Er füglich haben,
Doch moleſtier' Er hier nicht das Geſpräch.

Der Komödiant (drohend).
Iſt's Euch zu ſchlecht, mein Komödiantentum?
Ich tauſchte nicht mit Euch, geneigter Herr,
Seid Ihr auch Chevalier, Ambaſſadeur!

Der Chevalier.
Madame, der Menſch iſt plötzlich toll geworden!

Der Komödiant.
Was ſeid Ihr denn, daß Ihr Euch ſo ſehr ſpreizet
Und mein Metier mit loſem Mund belächelt?

In einer Stunde ſtampf' ich zwanzig Laffen,
So wie Ihr ſeid, aus mir. Und alles das,
Womit Ihr prunkt, die glatte Rede und
Die heuchelnde Viſage, le bel air,
Das tänzelnd Gehn und Euer fades Lächeln,
All das häng' ich mir um wie eine Maske,
Stolzier' darin wie Ihr. Nicht einen — hundert
Wie Euch ſtampf' ich aus mir in einer Stunde.
Doch Eure Maske iſt zu fad, zu bleiern,
Zu töricht dumm, daß ich daran mich mühte.

Der Chevalier.

Was will der Kerl? Er weiß nicht, was er redet.
Die Harlekine ſtäupt man aus dem Land
Mit Bütteln, wenn ſie ſich zu frech gebärden.
Ihr duldet ſolcherlei Sujets um Euch?

Der Komödiant.

Ihr duldet ſolche Laffen hier, Madame,
Die ſchon zuſammenknicken, ſehen ſie
Nur einen Degenblitz?

Der Chevalier.

Wärt Ihr von Rang ...

Der Komödiant.

So bliebt Ihr tauſendmal ein feiger Wicht.
Legt blank: ich kenn' die Sprache der Rapiere.

Der Chevalier.

Mit Domeſtiken züchtigt man zu Lande ...

Der Komödiant (ziehend).

Legt los, ſag' ich!

Die Gräfin (die amüſiert dem ganzen Streite gefolgt iſt).

Halt jetzt! Steckt ein! Genug!
(Scharf.)
Die Herren mißverkennen ſehr den Ort.
Ich wünſche hier nicht Zweikampf und Turnier.
Ihr kamt als Supplikant! Und der Marquis
Schuldet das Leben ſeiner Ambaſſade.
Wohin, ich hoffe ſehr, er jetzt ſich wendet.
(Der Chevalier will etwas ſagen.)
Rien! Je ne veux plus! Es war genug,

Daß mich ſchon einmal heute hier Monſieur
Vor ſehr ſuſpekter Attrappierung ſchützte.
Verlaßt mich jetzt! Rien! Adieu! Adieu!

Der Chevalier (beleidigt).

Madame, Ihr dringend Wort forcieret mich,
Die Züchtigung des Burſchen aufzuſchieben.
Doch will ich höhern Ortes Klage führen,
Wie hier nicht die Krapule ...

Der Komödiant (auf ihn losſtürzend).

Was Pöbel? Fort!
Hinaus! ... Zum Fenſter ſonſt. Ich will Euch ſchnell
Das Springen lehren ... Seid Ihr von hartem Ohr,
Daß Ihr noch nicht gemerkt, Ihr ſeid hier nicht
Genehm zu keiner Zeit und keiner Stunde?
So will ich ſelbſt den Domeſtiken ſpielen!
(Er will ihn anfaſſen, der Chevalier zieht ſich eilig zurück.)

Der Chevalier (halb draußen).

Von dieſer unerhörten ...

Der Komödiant (den Mantel nachſchleudernd).

Da den Fetzen
Hüllt Euch hinein und dazu Eure Schande
Und waget Ihr noch einmal Euch hieher,
So ſollt Ihr ...

Achte Szene.

Die Gräfin (die anfangs beluſtigt, aber dann mit einigem Unwillen dem Streit zugeſehen hat).

Ei, Ihr vergeßt Euch ſehr,
Herr Komödiant! Ich denk', dies iſt *mein* Haus
Und Ihr hier weniger als fremd ...

Der Komödiant (wie aufwachend).

Verzeiht! ...
Verzeiht ... ich weiß nicht, was ich tue ... es war
Zuviel des Glücks ... ich bin davon noch trunken ...
Das alles kam ſo raſch ... mir iſt, als hätte
Die ganze Welt in dieſer einen Stunde

Geſchwungen um ſich ſelbſt ... ja ſchwindlig bin ich,
Ich weiß nicht, wer ich bin ... ich ſchwinge, ſchwebe.
Verzeiht es mir, Madame. O Gott, mein Gott,
Ich ſehe, was ich tat ... Ich war ſehr ungeziemend.

Die Gräfin (lächelnd).

Doch nicht ſo übel ... einmal etwas anders,
Als ſonſt ich's ſehe ... ungebund'ne Jugend,
Die noch den Leidenſchaften lebt ...

Der Komödiant (mit einer Hoffnung).

Ihr könnt
Es mir verzeihn?

Die Gräfin (noch immer ihn anlächelnd).

O, ich muß es wohl,
Denn Ihr gefielt mir ſehr!

Der Komödiant (wie erſchrocken).

Ich gefiel Euch ...
Ich wollt', es wäre wahr. Ich weiß nicht, wie
Mir iſt in dieſer Stunde. In mir fiebert
Jetzt irgendeine Glut, ich weiß es kaum,
Wie ich ſie meiſtern ſoll ... ich bitt' Euch, lacht
Nicht über mich, mokiert Euch nicht, o treibt
Kein läſſig Spiel mit meiner Leidenſchaft!

Die Gräfin (kokett).

Faſt lockt es dennoch mich, mit ihr zu ſpielen,
Spielen iſt ſchön: es füllt wie Traum die Stunden
Und macht ſie nicht gewichtig mit Erleben!

Der Komödiant.

Nein, ſeht nicht ſo auf mich, ich will es nicht,
Dies Lächeln, das verlockt und höhnt zugleich!
Nein, ſeid nicht ſo! ... Was ich zu ſagen habe,
Das will kein Lächeln, Mitleid, das will mehr,
Will mehr von Euch.

(Aufſtampfend.)

Nein, weg mit dieſem Lächeln!
Ich weiß ſonſt nicht mehr, was ich tue ... ich
... Ich will es nicht ... ich könnte ſonſt vergeſſen,
Warum ich kam ... ich bin ſchon ganz verwirrt!

Die Gräfin (wie beſorgt).

Was iſt's mit Euch? Ihr ſeid ja wild geworden,
Wo iſt die Würde hin, die Contenance?
Ich kenn' Euch kaum!

Der Komödiant.

Und ich mich ſelber nicht!
Der hier eintrat, war ſo in ſich gebückt
Von Angſt und Zagen, daß er nur die Diele
Und dran den Saum von Eurem Kleide ſah.
Doch jetzt wagt ſich mein Blick zuerſt empor.
Ich ſeh' ein edles Antlitz, reine Wangen,
Die ſchöner leuchteten in heißer Glut,
Und Augen, die noch unbeſtändig funkeln,
Doch fühle ich, ſie können milde ſein.
Ich ſeh' Verlockung und ich will es wagen,
Sie in der Liebe Feuer zu entzünden.

Die Gräfin (wie wenn ſie ſein Spiel zu beurteilen hätte).

Très bien! Très bien. Ihr rezitiert vortrefflich,
Die Rolle paßt Euch beſſer noch als jene,
Als Ihr von Cäſars Ende deklamiertet.

Der Komödiant (ohne auf ſie zu hören).

Ich hab' ſo Köſtliches erlebt in dieſer Stunde,
Daß das Unmögliche mir plötzlich leicht
Und nahe ſcheint. Nun will ich weiter werben.
Rollt auch die Stunde raſch, ich rolle mit,
Ich häng' mich an in ihre heißen Speichen,
Nicht Worte will ich, o ich weiß zu ſehr,
Wie man ſie lernt, wie man ſie dreht und mimt,
Gebt mir nicht das, was läſſig Ihr verſchenkt,
Dies kühle Lächeln, den gelernten Beifall.
O ſchenket das mir, was im tiefſten Herzen
Ein Leben ausſpart einer einzigen Stunde,
Und laßt es dieſe ſein, nur dieſe, dieſe,
Ich kann nicht warten mehr.

Die Gräfin (noch immer lächelnd).

Jetzt ſeid Ihr minder,
Ihr ſpielt die Leidenſchaft zu ungeſtüm,

Einzelfigur aus dem Gemälde „Himmlische und irdische Liebe“ von Tizian in der Galerie Borghese.

Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Zum Aufsatz: „Der Künstler und sein Modell.“

Zu jugendlich. Man liebt die Contenance
Und nicht die stürmischen Ekstasen, denn
Sie sind nicht dauerhaft; sie fesseln zwar,
Doch sie ermüden.

Der Komödiant (fast zornig).

Nein! Laßt jetzt Euern Spott!
Jetzt spiel' ich nicht, jetzt lebe ich Begehren
In jeder Fiber. Ist das unser Fluch,
Daß weil wir Liebe stets als Wahrheit schildern,
Nie wirklich fühlen dürfen? O ich weiß
Noch nicht genug davon, ich fühle, fühle
Jetzt nur mit allen Blicken meines Blutes,
Daß Ihr sehr schön seid und daß ich Euch liebe ...

Die Gräfin (abmahnend).

Genug, genug! Spielt das nicht weiter jetzt!
Ein Spiel wird Ernst, wenn's nicht rechtzeitig endet.
Ich durfte spielen, doch ich darf nicht mehr.
Genug, laßt ab. Die Rolle ziemt Euch nicht!

Der Komödiant.

Ziemt sie mir nicht, dann ziemt mir nichts. Dann nehmt
Alles, was Ihr mir gabt, nehmt das Vertrauen,
Den Jubel, nehmt mir den Triumph zurück.
Was gilt mir meine Kunst, kann sie mir nicht
Die eine zwingen, die ich liebe, bleibt
Sie blinder Rausch, nutzlose Leidenschaft?
(Er kniet vor ihr hin.)
Nein, nein, Ihr wehrt mir nicht. Ich weiß, Ihr schenkt
Mir all dies wieder und schenkt mir noch mehr
Mit einem Wort ...

Die Gräfin (ziemlich scharf).

Steht auf! Nichts mehr davon!

Der Komödiant (vorwurfsvoll):

So war's doch nur ein Spiel und ich bin Euch
Doch zu gering. Genug als Possenreißer
Und dann ein Scherz?

Die Gräfin (schweigt, sieht lange lächelnd auf ihn nieder. Dann streift sie ihm sanft durch das Haar).

Habt Ihr denn nicht gesagt,

Nur Widerſtand mach' Euch Errungnes wert,
Und ſucht ſchon jetzt ein raſches Abenteuer
Als ſchalen Abſchluß einer ſchönen Stunde?
Wie ungeduldig ſind doch zwanzig Jahre!
Mit dreißig achtet man nicht mehr die Frauen,
Die ſich dem Ruf der erſten Stunde ſchenken. —
Ein ſolcher Kranz iſt viel zu leicht gerafft,
Um würdig ernſte Stirnen zu umſchlingen.
Wollt Ihr Gewinn aus Eurer Leidenſchaft
So lernt erſt ihre Ungeduld bezwingen.

Der Komödiant (zögert einen Augenblick. Dann ſteht er plötzlich auf, entſchloſſen).

Ja, Ihr habt recht. Ich will von dieſer Stunde
Mehr kein Geſchenk. Ich bin kein Bettler mehr.
Ich kann mir, was ich wage, ſelbſt erringen,
Und Ungeduld iſt Angſt, iſt nicht Vertrauen.
Heut abend ſpiele ich ein engliſch Stück,
Ein tragiſch Schickſal italieniſchen Paares.
Da hört mich an: nehmt jedes Wort der Liebe
Wie eine Roſe hin zu Euch geſchwungen,
Für Euch und nur für Euch, fühlt es als Hand,
Die um Euch wirbt, als Auge, das Euch heiß
Und leidenſchaftlich faßt, gebt Euch ihm hin,
Fühlt meine Seele hinter den erträumten Dingen,
Und Ihr ſeid mein, Ihr werdet mir gehören,
Ohne zu ſchenken. Denn das tiefſte Geben
Hat keine Worte mehr, iſt nur Gefühl
Und Überſchwang.
(Er tritt zur Türe mit entſchloſſenen Schritten zurück. Dort wendet er ſich noch einmal. Halb zur Gräfin, halb ad spectatores.)
Dies war ein flüchtig Spiel,
Aus Wort und Zufall mühelos gewunden.
Ich will Euch danken, wenn es Euch gefiel
Und Kurzweil bot für eine raſche Stunde.
Doch iſt's dies Lächeln nicht, das ich erſehne:
Sprech' ich ein andermal von tiefern Dingen
Des eignen Herzens, o dann laßt die Träne
Der Luſt und ernſten Rührung Euch bezwingen. — —

Der Künſtler und ſein Modell.

Von Dr. Georg Biermann.

„Weil man heutzutage ſich nicht mehr die Mühe gibt, die alten Meiſter zu ſtudieren, ſondern das Modell mit all ſeinen Zufälligkeiten nachmacht, ſagt man, es ſei unwahr, wie Raffael ſeine Madonnen gezeichnet hat, und doch bezeugen ſie die tiefſte Wahrheit. Nehmen Sie die Frauen und Mädchen von ganz München, ſo finden Sie höchſtens zwei, die allen Anforderungen an Schönheit wirklich entſprechen. Das Modell kann es Ihnen alſo nicht geben; Sie müſſen es in ſich haben. Wie Sie ein religiöſes Gedicht nicht in der Sprache ſchreiben können, die Sie im Wirtshaus führen, ſo können Sie auch mit dem Modell keine Mutter Gottes ſchaffen. Sehen Sie Fieſole (Beato Angelico) an. Mit welcher Andacht, mit welcher Empfindung und mit welchem Verſtändnis hat er gezeichnet und gemalt.“

Moritz von Schwind.

Aus der Frühzeit neu erwachender Renaiſſancekunſt grüßt in milder Verklärung die Geſtalt des göttlichen Mönches von San Marco zu uns herüber, dem alle Wände ſtiller Kloſterzellen nicht ausreichen, drauf das Bild der blonden Gottesmutter zu malen, die, von lieblichen Engelſcharen umgeben, wie nahe Verheißung über dem neuen Frühling ſchwebt, der nach Meinung des frommen Bruders der Menſchheit nahe iſt. — Während draußen in den engen Gaſſen des alten Florenz mannigfacher Bürgerzwiſt tobt und die Fehden der Städte und Gemeinden kein Ende nehmen, während die italiſche Erde immerfort vom Blute der Guelfen und Ghibellinen getränkt wird, wohnt in Beato Angelicos Seele der Frieden und die Sehnſucht ſeines Künſtlerherzens, das ſich krampfhaft dem entfeſſelten Geſchrei brutaler Wirklichkeit verſchließt, und in wunderbarer Reinheit ſieht er das Bild der lieblichſten aller Madonnen, deren blonde Unſchuld wie eine dichteriſche Apotheoſe über allen kindlichen Wünſchen dieſes ſtillen Träumers ſteht.

Angelico hat — daran ist nicht zu zweifeln — seine Mutter Gottes nach einem wirklichen Bilde gemalt, aber er war ein echter Künstler, der sein Modell zu vergeistigen, zur Trägerin einer Idee und zum Ausdruck seines holden Lenzestraumes umzudeuten verstand.

Auch ein anderer Mönch hat in dem gleichen Florenz und fast zur selben Zeit aus der Wirklichkeit heraus liebliche Muttergottesbilder mit dem gleichen blonden Lockenkranz gemalt. Und wüßte man nichts vom Leben dieses lockeren Klosterbruders, seinen Gemälden merkte man es nicht an, wie sehr er in den Banden jenes sanften Nönnleins Lucrezia Buti gestanden ist, die den listigen Filippo Lippi kühn die Klostermauern überspringen hieß. Die Geschichte dieser Verirrung, die im damaligen Florenz zu einem richtigen Skandal führte, gleicht einer Novelle des Boccaccio: Der lebenslustige Mönch hatte eines Tages den Auftrag erhalten, für das Kloster Sta. Margherita im benachbarten Prato eine Altartafel mit der Madonna zu malen. Die schöne Lucrezia war Nonne dieses Klosters, wohin sie ihr Bruder gebracht hatte. Filippo sieht Lucrezia und bittet die Oberin um die Erlaubnis, die Nonne als Modell für die Gottesmutter benutzen zu dürfen. Und eines schönen Tages, am Feste der sacra cintola, geht der Maler mit seinem Nönnlein auf und davon. Um das Ärgernis aus der Welt zu schaffen, soll der damalige Papst dem Mönch sogar Dispens zur Ehe erteilt haben. Aber der war vorsichtig genug, davon keinen Gebrauch zu machen. Und Lucrezia blieb für ihn, was sie vordem gewesen, Geliebte und Modell. Beato Angelico war der Lehrer des Bruders Leichtfuß gewesen. Filippo jedoch ist das Kind einer neuen Zeit, die ungehemmt nach Freiheit lockt. Aber auch Filippo ist Künstler. Er sieht in seinem Modell mehr, als ihm die Wirklichkeit darzubieten hat. Für ihn ist die Madonna ganz Menschenmutter, die bereuen kann wie er, wenn ihn in Augenblicken des Zweifels selbst die Reue packt.

So schafft er auf den schönsten Gemälden, die Lucrezias Züge verklären, ein Gleichnis seiner Sehnsucht, die letzten Endes doch nicht loskann von jenem Gedanken-

Krönung der Jungfrau.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Beato Angelico in den Uffizien.
Nach einer Photographie von G. Brogi in Florenz.

Die Jungfrau mit dem Jesuskind.
Gemälde von Filippo Lippi im Pitti-Palast zu Florenz.
Nach einer Photographie von G. Brogi in Florenz.

kreis, in dem er aufwuchs, so sehr er auch in Sünde und Schuld verstrickt sein mag. Denn das berührt uns Heutige noch immer so seltsam: man kann alle menschlichen Zusammenhänge kennen, die diesen oder jenen Meister der Renaissancekunst mit seinen Schöpfungen verbinden, das Göttliche ihrer Werke triumphiert doch immer aufs neue über das Leben, bleibt ewig Symbol jener Sehnsucht, aus deren Gewalt heraus die Zeit selbst das Idiom solcher Sprache geformt hat. Man mag an Tizian, an Raffael oder gar an Andrea del Sarto denken, der einem leidvoll-schweren Menschenlos durch seine Liebe verfiel, kein Hauch des banalen Lebens mit seinem ewigen Auf und Nieder, seinen oft in Schuld verstrickten Leidenschaften trübt den reinen Zauber solcher Bilder, durch die sich die Künstler triumphierend über alle Unvollkommenheiten der Welt hinwegsetzten.

Für die Kunst der Renaissance haben uns geschwätzige Biographen und mehr oder weniger verbürgte Anekdoten so manchen indiskreten Beitrag überliefert, durch den uns die Schöpfer menschlich näher treten und ihre Beziehungen zum Modell klar werden.

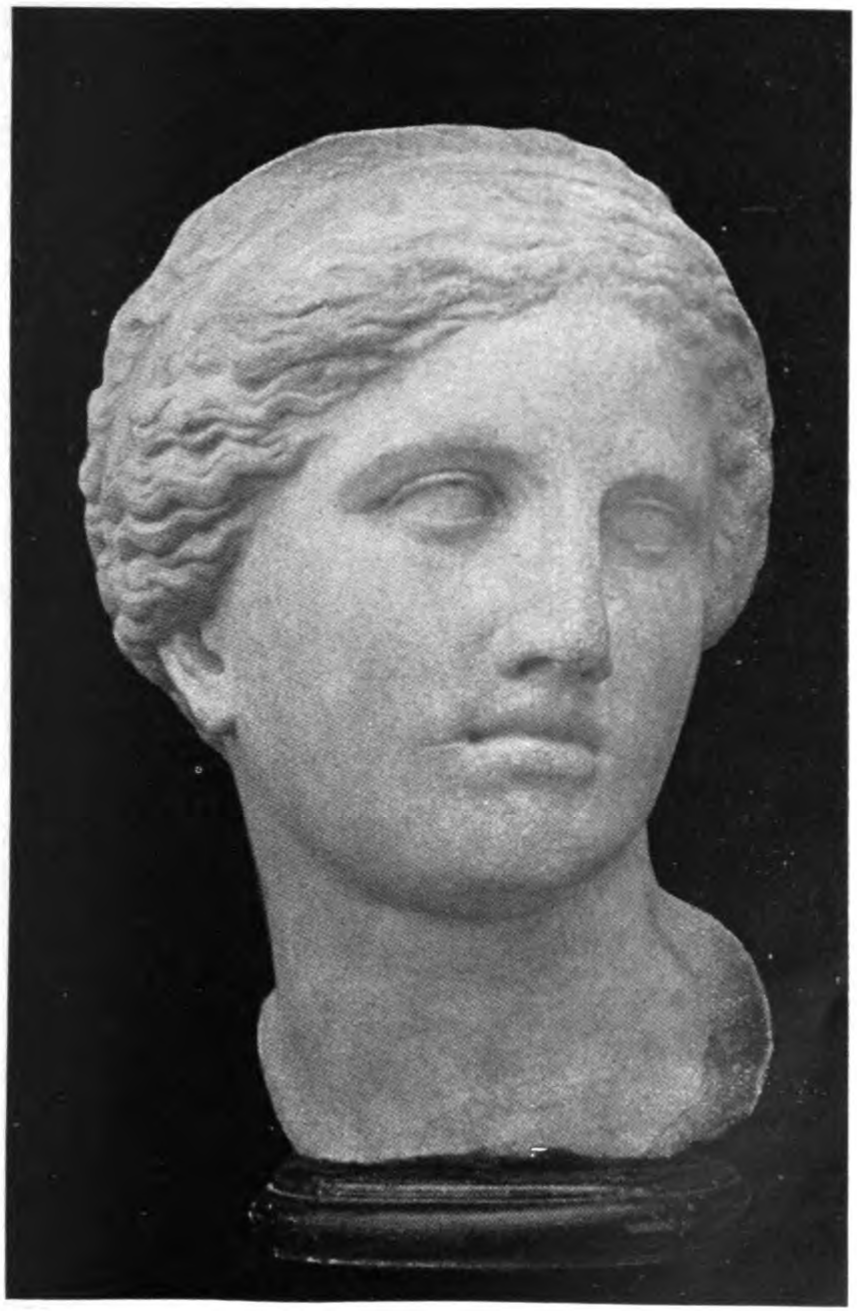
Für die Antike, wo doch eben solche Menschen Götterbilder formten, die längst unvergänglich die Jahrhunderte überwunden haben, gibt es ähnliche Quellen nicht! Denn von den Lebensschicksalen der Phidias, Skopas oder Praxiteles kennen wir nur schwache Umrisse. Aber die Kultur des Griechentums als Ganzes ist uns bewußt, und die überreichen Hinterlassenschaften künstlerischen Erbes dienen dazu, das allgemeine Bild zu ergänzen und im Letzten zu bestätigen.

Für den Griechen stand die Schönheit, die im Kult der Götter täglich neue Nahrung und Anregung fand, als oberstes Gesetz über dem Leben. Der schöne Mensch, der die Pracht seiner Glieder im Reigentanz des Theaters oder in den olympischen Spielen in rhythmischer Bewegtheit offenbarte, ward dem Bildner Mittel und Zweck zur Verherrlichung der Gottheit. In der vollkommensten Menschengestalt, die aus dem Marmor, dreimal veredelt, hervorwuchs, erkannte das naturfreudige Volk der Hellenen das

Bild seines Gottes und seiner Göttin. Kein Meister des Altertums hat diese Statuen ohne das lebendige Modell geformt, aber wenn wir heute in der Figur dieses Apoll, dieser Aphrodite jenen Sieger im Wettlauf suchten, dem vielleicht einmal in Olympia der Lorbeer die Stirne umkränzt hat, oder gar jene göttliche Phryne, die selbst die Gerechtigkeit durch ihre Schönheit milde stimmen konnte, wir wären wie hilflose Kinder dem Geiste hellenischer Kultur gegenüber und tappten im Dunkeln. Wohl hat der griechische Bildner sein Modell so gut gekannt, wie einer der Schaffenden unserer eigenen Zeit. Aber menschliche Unvollkommenheit ist in den griechischen Marmorbildern zu göttlicher Vollendung gediehen. Weil es der Kultus eines pantheistischen Glaubens verlangte, mußte der Künstler sich selbst und sein Modell im vollendeten Werk übertreffen. Wie wunderbar ist doch dies Reich hellenischer Schönheit! Überall höchste Vollendung, nie übertroffenes Ebenmaß. Hier Bewegtheit im Moment rhythmischen Erhaschens, dort souveräne Ruhe, die mit weitgeöffnetem Blick erhaben über dem Leben thront. An dem Glauben und der Sehnsucht allein ist die Kunst der griechischen Bildner gewachsen. —

Man kann sich noch heute einen Praxiteles bei der Arbeit vorstellen, wie er am Bilde der knidischen Aphrodite schafft. Das schönste Modell ist sein eigen, aber es ist so schön noch nicht, um alle Vollkommenheit des Göttlichen zu besitzen. Denn das Ebenmaß der Formen genügt nicht, und schließlich ist auch dieses Modell nur ein Menschenkind. Aber in der Intuition des Künstlers brennt der göttliche Funke, wahrhaft Vollendetes zu schaffen, und je länger er den Meißel den kalten Marmor bearbeiten läßt, um so greifbarer entsteht vor seinem geistigen Auge die absolute Schönheit der gepriesenen Liebesgöttin.

Wie eng sich doch die Zeiten berühren, wenn vom Mittelalter aus der Geist zu der großen antikischen Vergangenheit hinüber irrt. Was ein Beato Angelico, ein Filippo Lippi für ihre Zeit gewollt und erträumt, das haben Phidias und Praxiteles in anderer Form zwar — aber mit der gleichen Künstlersehnsucht in ihrem Schaffen dem Hellenentum offenbart, und es ist merkwürdig genug, zu



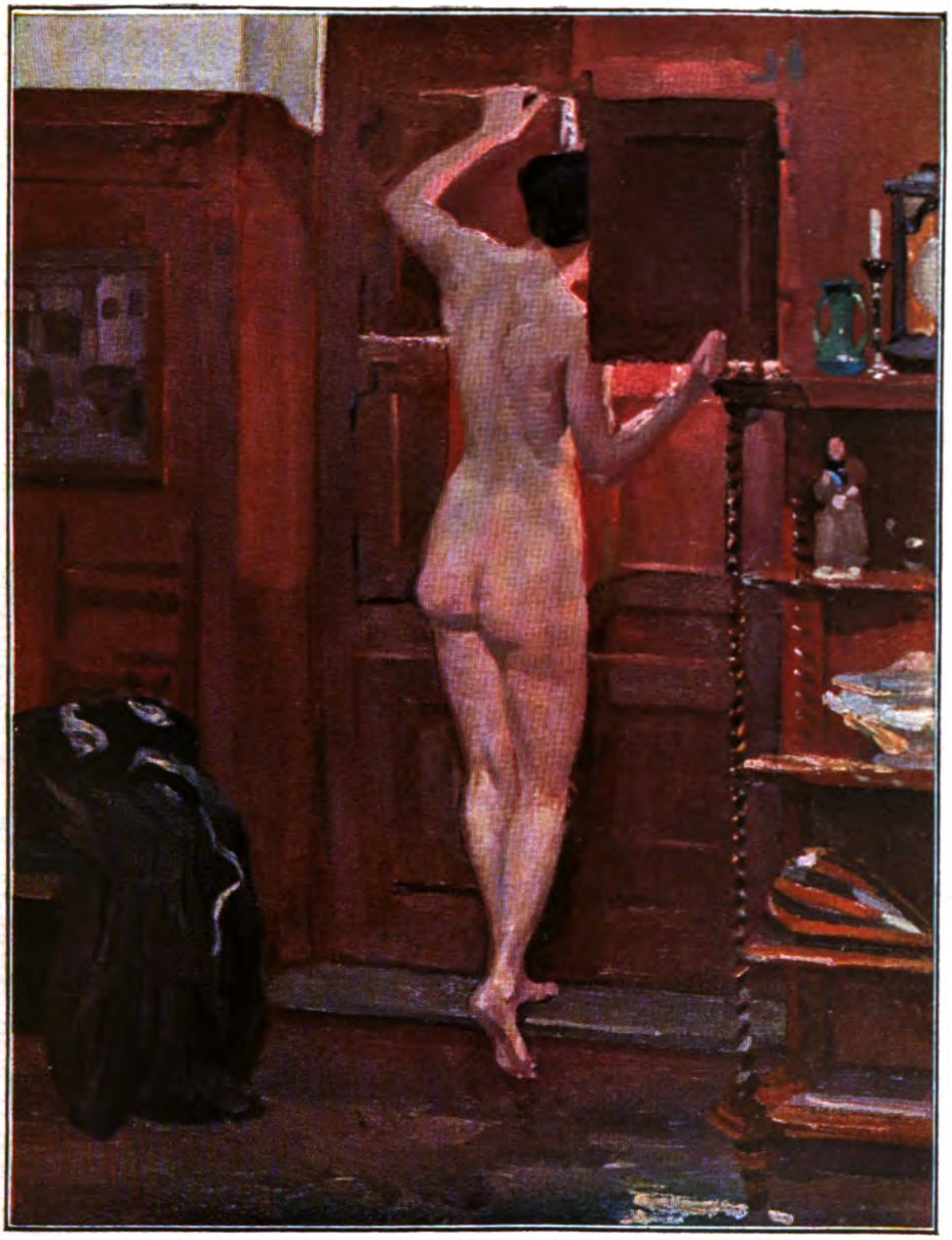
Kopf der Venus von Knidos.
Von Praxiteles.

Venus. Von Praxiteles. Im Vatikanischen Museum.
Nach einer Originalphotographie von D. Anderson in Rom.

beobachten, wie hier wie dort der Künſtler über dem Modell ſteht. Indes, ſolange der Künſtler noch nicht ſelbſtherrlich ſeiner Perſönlichkeit leben konnte, ſolange die Welt jeder individuellen Regung das höhere Gebot ihres Glaubens und ihrer Anſchauung entgegenſetzte und die Wirklichkeit nur im Dienſte des allgemeinen Kultes gelten ließ, ſolange konnte auch das Modell im Schaffen der Meiſter nicht frei werden, nicht Sehnſucht und Liebesweh freimütig offenbaren und niemals Selbſtzweck künſtleriſchen Schaffens ſein. Die Befreiung hub in dem Moment an, als wahrhaft große Perſönlichkeiten, von einem neuen Geiſt der Zeit getragen, in einem Augenblick auf den Plan traten, als die Welt reif genug geworden war, im Künſtler nicht nur das blinde Werkzeug einer religiöſen Idee zu bewerten, ſondern ihm ſelbſt Recht auf den farbenfrohen Ausdruck ſeines dichteriſch bewegten Innenlebens zuzugeſtehen.

Schon im Quattrocento wurde hier und dort das Leben Selbſtzweck der Kunſt. In einem ſo ganz literariſch abgeſtimmten Zeitalter, in dem die Welt des ſchönen Scheins, prunkhafter Aufzüge, froher Reigentänze zur Verherrlichung der Machtbeſitzenden über die grauen Sorgen des Alltags hinwegzutäuſchen berufen geweſen iſt, mußte auch die Kunſt neben den traditionell vorgeſchriebenen Bahnen chriſtlicher Madonnenverehrung ſehr bald einen neuen Weg einſchlagen, der unzweideutig auf die Gegenwart ſelbſt hinwies. Was auf den Fresken des Piſaner Camposanto zum erſten Male leiſe anklingt und ſich in den Werken des Maſaccio oder noch vielmehr in der plaudernden Novelliſtik des Bennozzo Gozzoli fortſetzt, gelangt im Zeitalter Tizians zur freieſten Entfaltung. Mit der neu erwachten Griechenſehnſucht der Hochrenaiſſance, mit der erſten Regung des Humanismus wurde dieſer Zeit ein neuer Lebensinhalt offenbar, der alle im Boden Italiens ſchlummernde Überlieferung der Antike begierig aufgriff, fortpflanzte und zu neuer Daſeinsform erweckte. Das höchſte Geſetz dieſes Zeitalters, in dem die Renaiſſance in ihrer vollſten Harmonie erſtrahlt, war das Recht der Individualität und des Eigenlebens. Das verkündeten die Fürſten, die Philoſophen und Literaten. Das wurde die oftmals grauſame Loſung — verkannt und

mißgedeutet bis zum fürchterlichsten Herrenrecht — der neuen politischen Geschichte. Aber durch diese Erkenntnis wurde doch auch der Künstler endgültig frei in der Welt seines Gestaltens. — Eine Zeit, die dies neue Evangelium mit berechtigtem Trotz der mittelalterlich-kirchlichen Tradition gegenüber verkündete, schaffte endlich auch dem Dichter im Künstler Befreiung und hieß ihn offen vor aller Welt seinen Schönheitstraum bekennen. Das Modell, das oft Geliebte und Lebensinhalt eines Schöpfers ist, hielt seinen Einzug in die neue Kunst. — Freilich ist diese Zeit in ihrem leidenschaftlich-jugendlichen Drang oftmals weit über das natürliche Ziel hinausgeirrt, und in gewissen Momenten, so während der kurzen tragischen Herrschaft Savonarolas in Florenz, konnte daher auch die Reaktion kraftvoll ihr Haupt erheben und über Nacht das ganze Gebäude des mediceischen Schönheitstraumes in Trümmer legen. Aber was will das im Ganzen bedeuten: seit alle Musen Griechenlands am gastlichen Tische des prächtigen Lorenzo ein Willkommen fanden, seit die Päpste selbst wie der eherne Julius II. aus dem Hause della Rovere oder gar der leichtlebige und echte Sproß der Medici, Leo X., sich freimütig zu der großen Überlieferung der Antike bekannten und Förderer aller humanistischen Ziele wurden, war auch für die Kunst ein neues Reich angebrochen, dessen Devisen Lebensbejahung und Daseinsfreude hießen. Fern in der prächtigen Stadt der Lagune, deren Reize die heiße Sonne des Orients bestrahlte, hatte das weltlich gesinnte Papsttum den großen Widerpart der politischen Geschichte. Mehr als einmal wird Venedig als die abtrünnige Tochter der katholischen Kirche gescholten. In Florenz dagegen, wo der alte Cosimo die Akademie der Neuplatoniker begründet, wo die Medici das Volk nach dem Rezepte Machiavellis so wunderbar durch Feste, Aufzüge und Maskeraden zu beschäftigen wußten, hatte der neue Klassizismus seine eigentliche Heimat, und Rom, die Hauptstadt der Welt, wo auf den Trümmern des Mittelalters der Kampf der Geschlechter bis an die Tore der Engelsburg tobte, war ebenso von dem neuen Geist der Zeit ergriffen, der überall das stolze Recht des Individuums proklamierte.



Im Atelier.

Gemälde von Rudolf Nissl.

Zum Aufsatz: „Der Künstler und sein Modell".

Über den neuen Formen dieſes neuen Lebens wachte als Hüter höchſter Menſchlichkeit der Künſtler, oft zwar geblendet von den köſtlichen Reizen einer beinahe unbeſchränkten Freiheit. Auch jetzt noch ſteht die Madonna im Dienſte der Kirche tröſtend und liebreich wie ehedem über dem religiöſen Leben des Volkes. Aber die Gottesmutter iſt weniger thronende Himmelskönigin wie in den Tagen des göttlichen Angelico, ſondern mehr reine Menſchenmutter, die für alle Qual und Sehnſucht der Zeit empfänglich iſt. So malt Andrea del Sarto, der Florentiner, ſein Madonnenideal. Und er gibt der Gottesmutter die Züge der unſeligen Geliebten Lucrezia del Fede, deren Habgier am Marke dieſes Meiſters zehrt. Lucrezia begegnet uns überall in den Werken des Meiſters. Als Caritas im Scalzo, als Madonna auf den Tafelgemälden. Grauſame Ironie dieſes Künſtlerlebens, das der Habgier dieſer Frau kaltblütig ſein Lebensglück zum Opfer brachte! Del Sarto aber iſt trotzdem das Kind jenes Florenz, in dem Savonarola ein neues Zwinguri reinen katholiſchen Glaubens hat aufrichten können. An ſich ein wunderbares Beiſpiel für die Macht des Modells im Geſtalten eines Künſtlers, iſt er ſeinem Vorbild gegenüber nie ſo frei geworden wie etwa Tizian im Reiche der Lagune. —

Über den Meiſter Tizian ließe ſich in dieſem Zuſammenhang ein unerſchöpfliches Kapitel ſchreiben, wollte man all der Frauenſchönheit nachgehen, die in den Werken des Meiſters lebendig geworden iſt. Denn Tizian war der Erſte, der ſich auch im Sinne des Alltags frei und offen zu ſeinem Modell bekennt. Er war der glückliche Sohn des glücklichen Venedig. Und dieſe bezaubernde Krämerſtadt der Lagune hatte früh die realen Werte des Daſeins im Kampf auf den Meeren, im Ringen um den Beſitz des Feſtlandes einzuſchätzen gelernt. Die ganze Kunſt Venedigs iſt eine Apotheoſe auf die politiſche Größe der Republik. Dieſe brauchte die Kunſt zu ihrer Verherrlichung. Die Frauen Venedigs waren der Inhalt ſeliger Dichterträume, und Tizian ſchaffte das Gleichnis dieſer Schönheit auf den Bildern ſeiner Göttinnen. Mag immer auch über ſo manchem Gemälde des Meiſters — nicht zuletzt über der

himmlischen und irdischen Liebe — das große Geheimnis schweben, eines ist sicher, daß mehr oder minder in allen Tizianschen Frauenschönheiten das Bild von Violante, der Geliebten des Künstlers, wiederkehrt. Man erkennt dieses Modell mit dem weichen Profil und den üppigen Goldhaaren auf den Bildern des Prado, des Louvre und des Wiener Hofmuseums. Tizian hat diesem einen Modell das Beste und Schönste seiner Kunst gedankt, und in dem Maße, wie er es zu verklären weiß, spricht sich auch sein echtes Künstlertum aus.

Wie Tizian haben auch die anderen Meister des Dogenpalastes, die für den Ruhm dieser Republik arbeiteten, die Schönheit jener üppigen blonden Frauen als Symbole auf die Ruhmestaten Venedigs in allegorischer Erscheinung dargestellt. Aber diese Frauen waren trotzdem die Töchter jener Königin über den Meeren — so wie sie in den Schöpfungen eines Paolo Veronese, eines Tizian und Tintoretto noch heute lebensstark vor unseren Augen stehen.

Venedig allein aber hat auch die Zeichen der neuen Zeit gewiesen. Selbst als der Ruhm der Republik langsam versank, als dieses einstmals starke, souveräne Kraftgefühl zum Schlafen ging und auf dem Welttheater längst ausgespielt hatte, erwachte immer aufs neue in der Stadt der Lagune der Reiz ihrer eigenen, meergeborenen Schöpfung. Venedig ist die große Note, die das Rokoko mitbestimmt; sein Karneval wacht unvergänglich über der schönen Freude am Alltag, der sich der Mensch bei allen Sorgen des Daseins in Sehnsucht nach Weltvergessen hingeben darf. Venedigs Geist triumphiert selbst über dem Barock, er leuchtet mit seiner frohen Devise des „Carpe diem“ noch in die Gegenwart hinein, hat Künstlerschicksalen oft unbewußt die Wege gewiesen und durch Tizian das Modell zuerst zum reinen Gegenstand der Malerei gemacht. Man mag die „sacre conversazioni“ oder die venezianischen Gastmähler eines Veronese betrachten, in Venedig fand der Künstler zum ersten Male den Mut, sich ganz zur Wirklichkeit und zu seinem Modell zu bekennen, als noch Raffael in Rom seiner Fornarina gegenüber liebliche Dichterweisen erfand und anderwärts die Geliebte

Helene Fourment mit ihrem Erstgeborenen. Gemälde von P. P. Rubens in der Königlichen Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Iphigenia am Meeresgestade. Gemälde von Anselm Feuerbach.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

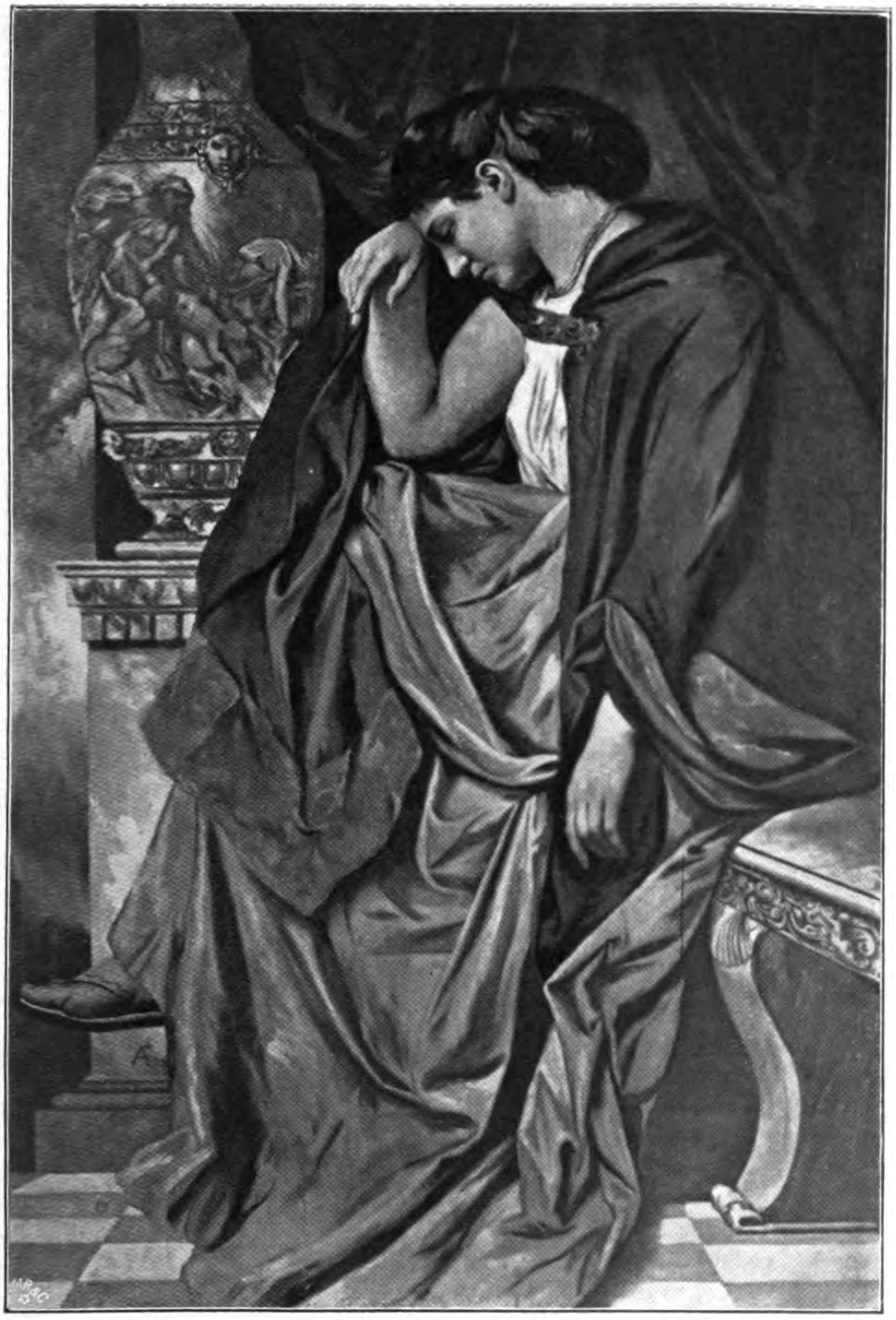
ſich im Kleide der Madonna unerkannt verbergen mußte. Von Venedig geht unvermittelt ſelbſt der Weg zu Rubens und Rembrandt, die als Künſtler dem Modell gegenüber zwei neue Repräſentanten bedeuten.

Venedigs Kunſt aber lehrt ferner, daß für jeden Schaffenden das Modell als ſolches nicht nur Vorausſetzung, ſondern ſelbſtverſtändliche Bedingung iſt. Mag es im landläufigen Sinne nur Mittel zum Zweck ſein, oder gar Inhalt und Sehnſucht eines perſönlichen Künſtlerwollens, es iſt aus dem Werke eines Meiſters nicht ohne weiteres auszuſcheiden, iſt vielmehr oftmals die einzige Erklärung für jede perſönliche Note, die uns ein Schaffender offenbart. Und wie vor zweihundert Jahren, ſo umſchließt auch heute noch für ſo manchen Künſtler das Modell das eigentliche Fatum. Denn es iſt die Inkarnation der Sehnſucht im Künſtlerleben, es wird Anreger und Vollender und in der Art, wie ein Meiſter ſein Modell überwindet — als Erlebnis perſönlicher Art, als Farbenſymphonie oder als plaſtiſchen Rhythmus der Wirklichkeit — ſpricht ſich auch die Energie ſeines Schöpferdranges, die Summe ſeiner rein künſtleriſchen Intuition aus. Tragiſche Momente haben oftmals im Leben der Großen, die der Kunſtgeſchichte neue Bahnen wieſen, mitgeſprochen und doch danken wir letzten Endes in jedem Künſtlerleben dem Modell jede harmoniſche Vermittlung zwiſchen dem Genießenden und dem eigentlichen Geiſt des Schöpfers.

⁂ ⁂ ⁂

Von den berühmten Modellen der Vergangenheit iſt vielmals erzählt worden, und wir wiſſen z. B., wie Rubens ſeine Gattin Iſabella Brant gemalt und ſich an der Schönheit von Helene Fourment immerfort berauſcht hat. Wie das Glück ſeiner Ehe unentwegt nach Ausdruck mit Hilfe von Pinſel und Palette geſucht, wie jede üppige blonde Rubensſchönheit ein verliebtes Lied auf die Reize dieſer Geſtalten war. Dieſer ſinnenfrohe, ſtarke Bejaher des Daſeins wurde zugleich — dem Willen der Geſchichte untertan — der künſtleriſche Verkünder der ſiegreichen Gegenreformation, er malte das Leben und den Triumph der Heiligen und die liebreizende Gottesmutter im Geiſte der

neuen Zeit, die sich mit dem pomphaften Bewußtsein ihrer überlegenen Geste in Farben berauschte, die in ihren architektonischen Formen den überladenen Prunk liebte und das wildverzerrte Ornament bis zu den Grenzen des künstlerisch Möglichen steigerte. Während in dem streng protestantischen Holland die Kunst ganz allein auf den Alltag gestimmt ist und bei aller Errungenschaft doch nur ein klägliches Dasein fristen kann, bauen die katholischen Provinzen Flanderns über Nacht Barockkirchen von unerhörter Pracht und schaffen dem Maler Raum für Madonnen und Heilige. Seltsam kontrastreich ist diese Gegenüberstellung, die noch unmittelbarer zu unserem Geiste spricht durch das so verschiedenartige Schicksal der beiden größten Meister, den jedes dieser engbenachbarten Länder sein eigen nannte: Rubens und Rembrandt. In dem Leben des Vlamen wie in dem des holländischen Malergenius hat das Modell eine entscheidende Rolle gespielt. Bei beiden war es in erster Linie die tiefe Liebe zum Weibe, die ihre Pinsel zu seliger Verzückung trieb: Rubens, der Verkünder üppiger Frauenschönheit, die wie Venus Anadyomene jeden Morgen neu verjüngt der Palette entsteigt mit dem stolzen Anrecht auf Bewunderung und dem noch viel stärkeren Verlangen nach dem Genießen des kurzbemessenen Menschenlebens — Rembrandt, der mystisch in sich gekehrte Sucher des Lichtes! Auch für ihn waren Saskia und Hendrickje Stoffels Erlebnisse seines ungestümen Künstlerherzens, das in seiner tragischen Größe unwiderstehlich wirkt. Alles jubilierende Jauchzen der frohen Jugend klingt in dem einen Namen Saskia aus, alle Zuversicht und unbeirrte Männlichkeit trotz bitterer Lebensenttäuschung in dem von Hendrickje, die die treue Gefährtin auch in den Jahren der Not ist. Aber Rembrandt ist seinem vlämischen Malerkollegen gegenüber doch der größere Künstler; denn er führt sein Modell in das viel erhabenere Reich seiner malerischen Sehnsüchte ein, dort wo es vom mystischen Goldlicht umflossen, wie eine Erscheinung thront, die dem Gestern und Heute spottet. Er kleidet sein Modell in die Maske jener Gestalten, die seine nimmer ruhige Phantasie bewegen. Er sieht es im Geiste des Alten Testaments



Medea. Gemälde von Anſelm Feuerbach.
Nach einer Photographie von Franz Hanfſtaengl in München.

Bildnis von Frau Angelina Böcklin.
Gemälde von Arnold Böcklin.
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

oder als Göttin der griechiſchen Mythologie, und wäre das Licht nicht, in dem die Sehnſucht dieſes Künſtlerherzens den Ausgleich für ſeinen höchſten Schöpferdrang ſucht, Saskia und Hendrickje wären nie zu den großen Symbolen Rembrandtſcher Kunſt geworden. Denn nicht im Gegenſtand der Behandlung, ſondern einzig allein in der Form der Darſtellung beweiſt der echte Künſtler, ob er ſeinem Modell gegenüber ſouverän iſt oder nicht. —

Was Rembrandt gerade an Erkenntnis für das künſtleriſche Verhältnis von Meiſter und Modell preisgibt, iſt ein unſchätzbares Evangelium, das all die unſerer modernen Maler immer wieder ſtudieren mögen, die ſich bei der einfachen Kopie der Wirklichkeit in ähnlichen Fällen Genüge ſein laſſen*. Saskia und Hendrickje waren die Geſtalten im Leben und in der Kunſt eines Rembrandt, die im Letzten ſeinem Schaffen Inhalt und Form gegeben haben. Durch die Werke, zu denen ſie Modell geſtanden, ſind ſie unſterblich in das Reich der Kunſtgeſchichte eingezogen. Aber man würde dem Meiſter unrecht tun, wollte man etwa vor jener „Flora“ ausſprechen, daß ſie das Porträt Saskias ſei, oder vor jener „Bathſeba“, daß ſie Hendrickjes Geſtalt offenbare. Wohl mag man ſagen, daß dort die erſte Gattin, hier die zweite Gefährtin ſeines Lebens dem Meiſter hilfreich zur Bewältigung ſeiner künſtleriſchen Aufgabe Modell geſtanden, aber dieſe Bilder ſpotten — rein künſterisch geſehen — jeder Beziehung zur Wirklichkeit. Sie ſind wie Dutzende neben ihnen Symbole auf die imaginäre Kraft des Geſtaltenden.

Rembrandt und Rubens weiſen direkt den Weg in die Gegenwart. Denn ſie ſind auch in ihren Beziehungen zum Modell ſo modern, daß ein weiterer Umweg durchs Rokoko kaum nötig wäre. Und doch darf gerade dieſe Epoche künſtleriſcher Produktion nicht ausgelaſſen werden. Wie ſie einmal aus dem Erbe holländiſch-vlämiſchen Geiſtes erwuchs, auf der anderen Seite aber die träumende Sehnſucht der Lagunenſtadt aufgriff, und wie ſich aus der Ver-

---

* Vergl. hierzu meinen Aufſatz im Almanach 1909 unter dem Titel „Die Frau im Leben von Rembrandt“.

mählung beider Elemente die Geburt der Grazie und des holden Schäfertraumes ergab, ist kunstgeschichtlich leicht zu erklären. Das Rokoko aber setzte den Künstler zu seinem Modell doch in eine neue Beziehung. Denn das Rokoko war Lebenstraum, war die Welt des holden Scheines, die sich mit Anmut über die Sorgen des Daseins hinweghob und nach dem Jahrhundert grausiger Kämpfe, bluterfüllter Schlachten endlich zur Meditation sehnte, deren dichterische Note jenseits von Gut und Böse lag. Das wunderbare Geheimnis dieser Zeit liegt in der Lebensenergie dieser Epoche umschlossen. Dem drohenden Ernst stellte sie den lachenden Leichtsinn, der auf stolzem Kothurn einherschreitenden Sitte den Wunsch nach Genuß entgegen, und sie war siegreich, weil sie einem von Gegensätzen geplagten Zeitalter das einzig Greifbare, das Anrecht auf den Alltag verhieß. Restlos künstlerisch war das Verlangen dieser Zeit, die nur die eine Losung kannte, die Harmonie von Leben und Genießen, von Wirklichkeit und künstlerischer Paraphrase herzustellen, und daß sie dieses Ziel erreicht hat, gibt der ganzen Epoche, mag sie sich rein gesellschaftlich oder künstlerisch offenbaren, ihr besonderes Relief. In diesem Streben der Zeit war der Bildner seinem Modell gegenüber auf neue Tendenzen hingewiesen. Denn die Wirklichkeit mußte ganz unbewußt dichterische Verklärung werden. Man kennt die Kupfer der Zeit mit ihrem oft erotisch-laszíven Inhalt, kennt auch die Werke Watteaus, Fragonards und ihrer Schüler. Aber wo immer auch das Modell, die dem Leben abgelauschte Szene selbst Gegenstand der Darstellung ist, breitet die Grazie selbst über die verfänglichsten Situationen ihren ewig taufrischen Charme aus. Man erzählt sich wohl aus dieser Zeit, die der Sensation so sehr zugetan war, daß die Wiedergabe eines berühmten Modells, einer Favoritin des Königs, tagelang den Gesprächsstoff für die elegante Konversation der Salons abgab, und man kennt nicht minder die tragische Liebe, die — ein Beispiel für viele — einen Greuze in die Arme der koketten Madame Babuty trieb, man weiß, wie er dieser Liebe einer frivolen Frau sein Herzblut dahingab. Man könnte aus den Memoiren der Zeit hundert ähnliche indiskrete Histörchen zum Besten

geben und wüßte doch nur letzten Endes, daß die Kunst jenes Rokoko in einer zwar unerhörten, aber auch selbstbewußt großen sinnlichen Leidenschaft ihre Wurzeln hatte. Das schafft wie von selbst die neue Beziehung, die den Künstler mit seinem Modell verband. Dieses Modell war ein Gefäß, in dem alle Sinnenlust der Zeit konzentriert erscheint. Aus diesem Gefäß, das unerschöpflich wie der Leichtsinn der Zeit war, stiegen die reizenden Gestalten, jene zauberhaften Frauen hervor, die im Schäferkleide der kurzlebigen Epoche ihr Scherflein darbrachten. Mochten sie an den Ufern eines Sees elegisch hingelagert sein in Erwartung des Schiffes, das zur seligen Insel der Cythera hinlenkt, oder im Boudoir der galanten Causerie des Anbeters lauschen, sie sind letzthin doch nur die Vorläuferinnen jener Modelle, die unseren Jungen die Inspiration für das rein malerische Gestalten — über dem Sujet hinaus — vermittelt haben. Das Rokoko hat darum in die Beziehung von Meister und Modell eine neue Note hineingebracht, und diese Note hat siegreich auch die Stürme der Revolution überdauert.

⁂ ⁂ ⁂

Das Modell als Mittel zum Zweck im Sinne rein malerischer Aufgaben: das ist die Devise unserer jungen Kunst. Wohl spielt auch in der Gegenwart ein starkes und interessantes Stück Novellistik in die Beziehungen von Künstler und Modell mit hinein. Romantische Ehen, tragische Lebensschicksale und anderes mehr, die immer nur Pendants zu dem sind, was die Kunstgeschichte längst aufgezeichnet hat. Die Tendenz aber ist in manchem neu, weil in unserer Zeit mehr oder minder das große Erleben des einzelnen dem Modell gegenüber zurückgetreten ist. Wir wissen zwar von Anselm Feuerbach und seinen beiden römischen Geliebten, Nanna und Laura, denen er das Beste seiner Kunst verdankt hat. Und gerade er muß in diesem Zusammenhang als ein Typ für sich hervorgehoben werden. Denn Feuerbachs Künstlergenius wurzelt bis zum Letzten im Modell, das für ihn die Tragik seines Lebens wurde. Denn der einzige, der echte Feuerbach, dessen ungehemmter Drang das Land der Griechen mit

der Seele suchte, bleibt immer der Schöpfer der Iphigenien und Medeen, zu denen ihm Nanna und Laura Modell gesessen. Beide entsprachen durchaus der Anschauung von weiblicher Schönheit, die sich der Römer Anselmo im Banne der klassischen Ideals zu eigen gemacht hatte, und es war ein Tag des Schicksals für die deutsche Kunst, als der deutsche Maler zufällig in Via del Tritone im Rahmen eines Fensters jene Anna Risi, die Frau eines römischen Schusters erblickte, die fortan die unsterbliche Nanna seiner Schöpfungen werden sollte. Sie verließ ihren Gatten, um ganz das klassische Modell Feuerbachs zu sein (das auf allen Werken aus den Jahren 1860—65 immer wiederkehrt), und sie hat eines Tages auch die Liebe Anselms schlecht gelohnt, der sie wie einen Augapfel gehütet und verwöhnt hatte, indem sie mit einem reicheren Bewerber auf und davon ging. Feuerbach ist ob solcher Enttäuschung an den Rand der Verzweiflung gekommen, aber er hat den Glauben an jene gefühlskalte Trasteverinerin auch später nicht aufgegeben, bis sie ihm eines Tages, völlig heruntergekommen, auf der Straße anbettelte und er stolz erhobenen Hauptes vorüberschritt. In Laura Brunacci hatte er inzwischen seine neue Medea gefunden, die ihm seine Begeisterung besser lohnte als die undankbare Nanna. — In dem Leben Feuerbachs sind Nanna und Laura ebensowenig auszuschalten wie aus seiner Kunst. Der tragische Meister jener Zeit, die durch ihr künstlerisches Unverständnis das Schicksal dieses Künstlerlebens einzig und allein auf dem Gewissen hat, erscheint in seinem Dasein wie ein neuer Rembrandt, ein zweiter Andrea del Sarto. Ohne die Inspiration, die ihm von Nanna und Laura teilhaftig wurde, wäre Feuerbach vielleicht nie zur vollen Entfaltung seines Genius und die deutsche Kunst noch weniger in den Besitz jener Meisterwerke gekommen, vor deren Inbrunst der Beschauer heute noch betroffen steht. Bei Feuerbach ist das Modell Inhalt und Sehnsucht seines Schöpferdranges gewesen, und solange die Kunstgeschichte als solche ihre Wege geht, wird dieser Typ immer wieder zu Recht bestehen. Denn in der Schönheit des Modells lebt ein unvergänglicher Born echter Sinnlichkeit, ohne die künst-

Hendrickje Stoffels. Gemälde von Rembrandt van Rijn im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.

Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Zum Aufsatz: „Der Künstler und sein Modell."

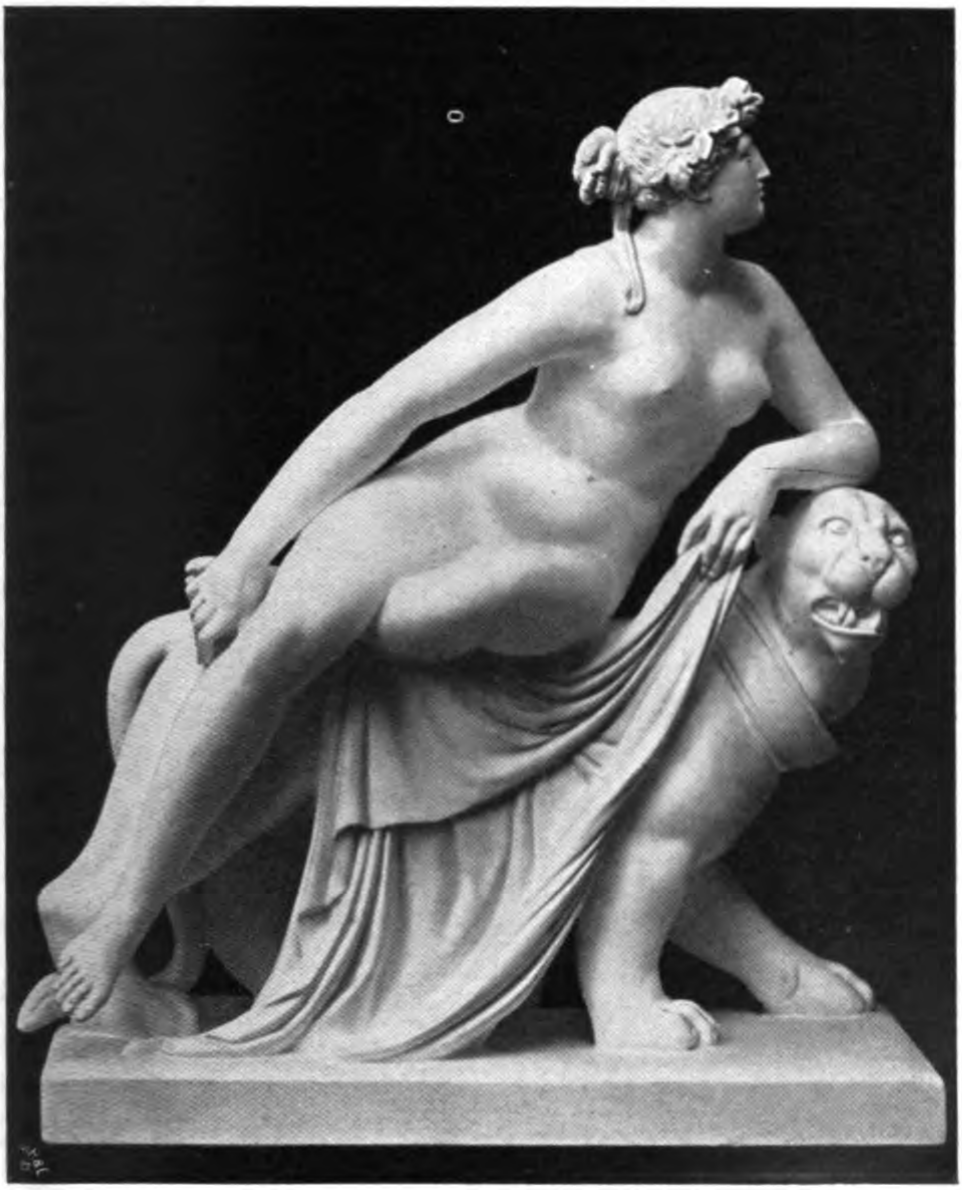
lerisches Schaffen nicht zu denken ist. Jene Sinnlichkeit, die alle Freude an der Schöpfung umschließt, die die imaginäre Kraft künstlerischen Gestaltens bei jedem wahrhaft begabten Bildnerwillen auslöst. — Auch Böcklin hat in diesem Sinne in einer langen glücklichen Ehe den Zauber seiner Angelina empfunden, und ob sie ihn schon von allen Modellen des Marktes eifersüchtig ferngehalten, war sie doch die einzige Quelle der Inspiration für alle Gestalten, die sich im weiten Reiche seiner Märchenwelt bewegen. Makart, der König und verhätschelte Liebling seiner Zeit, scheidet hier von selbst aus, so sehr die „chronique scandaleuse" auch berichten mag, daß zu seinen prunkvoll pomphaften Dekorationen, die mit echter Kunst nichts zu schaffen haben, die schönsten Frauen Wiens Modell gesessen sind. Das gibt höchstens einen Hinweis auf die Psychologie der Frauenseele im allgemeinen, nicht aber auf das innere Erleben eines Künstlers, der wie Makart schweigsam und mißmutig die Lorbeern hinnehmen mußte.

⁂ ⁂ ⁂

Unsere junge Kunst freilich scheint von dem einen und anderen Extrem so weit entfernt, daß für sie das Modell nur noch ein Mittel zum Zweck bedeutet. Denn die rein bildnerischen Aufgaben, denen heutigentags ein Künstler nachzugehen hat, sind auf ganz anderen Voraussetzungen aufgebaut, als sie in früherer Zeit etwa Geltung hatten. Je mehr sich nämlich die moderne Kunst gegenüber der Vergangenheit vom Bildinhalt als dem ausschlaggebenden Faktor bei der Beurteilung eines Werkes entfernt hat, um so mehr tritt auch die Bedeutung des Modells in den Hintergrund. Denn die Aufgaben als solche haben sich in der Gegenwart gegenüber den künstlerischen Tendenzen der Vergangenheit stark verschoben. Ein Feuerbach-Schicksal, bei dem das Erleben des Schöpfers mit der romantischen Sehnsucht seiner Epoche gleichen Schritt hält, tritt uns, den Mitlebenden dieser jüngsten Kunstentwicklung heute wenigstens nicht mehr so offensichtlich entgegen, daß wir in diesem einzelnen Erlebnis einen Hauch unserer Zeit selbst entdecken könnten. Dafür sind die Aufgaben der Malerei im besonderen viel zu differenziert, dafür ist auch der künstlerische

Sinn der Gegenwart viel zu ſtark dem Bildinhalt abhold geworden, um ſich immer intenſiver dem rein Maleriſchen zuzuwenden. Auch bei den Beſten unſerer Modernen iſt das Modell nirgends mehr Selbſtzweck im Sinne der Alten, ſondern nur noch Objekt im Rahmen höherer ſinnlicher Tendenzen, deren Bewältigung es fortan gilt. Ausnahmen gibt es freilich auch in der Gegenwart. Wer einmal in einer Kunſtſtadt wie München in enge Beziehungen zu den Künſtlern unſerer Zeit getreten iſt, hört oft genug von dieſer oder jener Frau, die inzwiſchen meiſt längſt einem guten bürgerlichen Beruf nachgeht, daß ſie einſtmals das gefeierte Modell dieſes oder jenes Meiſters geweſen iſt. Oder wer z. B. Habermanns Kunſt kennt, weiß auch zugleich, wie uns dasſelbe Modell jahrelang auf allen ſeinen Bildern begegnet. Und daß dieſes lebt und in dem Leben des Meiſters ſelbſt eine ausſchlaggebende Rolle geſpielt, wird man ohne weiteres vorausſetzen dürfen. Aber gerade ein Maler von der Qualität und maleriſchen Genialität eines Habermann beweiſt auf der anderen Seite deutlich, wie auf allen ſeinen Werken das innerliche Erleben beim Geſtalten ſeines Modells gegenüber den höheren rein maleriſchen Aufgaben der Bildeinheit in den Hintergrund tritt und wie ſich die Raſſe ſeiner Kunſt ganz und gar in der farbigen Kompoſition eines gegebenen Themas erſchöpft. Auch ſolche Meiſter, die wie Gauguin die mondäne Welt im Drange der Sehnſucht mit dem Märchenzauber der Südſee vertauſchten, ſind mehr oder minder Beweis dafür, daß dem modernen Künſtler die maleriſche Aufgabe als ſolche weit über der Wiedergabe aller Wirklichkeit und im beſonderen über dem Modell ſteht. Dagegen wird der Wert des Modells im Sinne des Studiums auch heute ſogleich offenbar, wenn der Blick in die Werkſtatt des Meiſters hinunterſteigt, wenn man die Skizzenmappen durchblättert, in denen das Studium der Anatomie des menſchlichen Körpers am lebenden Akt überall offenſichtlich zutage tritt.

Der Umſchwung in der Auffaſſung der künſtleriſchen Aufgaben iſt über Nacht gekommen, aber er war doch durch die Tradition, die ſich einfach eines Tages überleben



Ariadne.
Marmorskulptur von M. Dannecker.

Bildnis.
Gemälde von Franz von Stuck.

mußte, vorbereitet. In Deutschland setzte er ungefähr in dem Augenblick ein, als der siegreiche Krieg von 70/71 und die Tat Bismarcks einer jahrzehntelangen Sehnsucht des Deutschen Erfüllung gebracht hatten. Diese Vollendung deutscher Einheit war zugleich das Signal für das wiedererwachende Naturgefühl, das heute nicht nur die Kunst, sondern unser gesamtes Leben beherrscht. Nach dem unfruchtbaren Irrlichtelieren eines ungesunden Romantizismus, nachdem die Wassersuppe der Historienmalerei bis zum letzten ausgelöffelt war, mußte die Sehnsucht nach der Natur, dieser „retour de la nature" in Rousseauschem Geiste, eines Tages übermächtig werden. Auch die Zahl der künstlerisch wirkenden Kräfte hat sich über Nacht verdoppelt und verdreifacht. Und auch das ist im Rahmen unseres Themas nicht nebensächlich, weil es zugleich erklärt, warum heute der einzelne Meister — so individuell und stark er auch immer sein mag — sich gegenüber dem allgemeinen Verlangen der Zeit weniger behaupten kann, als es ehedem einem Rembrandt oder Tizian möglich war. Wer die Entwicklung des letzten Jahrzehntes in der deutschen Kunst intim belauscht hat, der muß die Empfindung einer ungeheuren Sturmflut haben, die diesmal nicht verheerend, sondern befruchtend über die Gaue nationalen Schaffens hereingebrochen ist; denn diese große ungeschwächte Welle, bei der sich alle Energien von Nord und Süd, Ost und West zusammenfanden, brachte zugleich den internationalen Gedankenaustausch und die gegenseitige Befruchtung. Das ist letzten Endes das historisch Bedeutende der ganzen Bewegung, deren Zeugen wir sind. Aber diese Welle hatte nicht weniger das Nivellierende im Gefolge, sofern sie allgemein auf die neuen malerischen Aufgaben hinwies, ohne dabei dem nationalen Eigenwillen (der wird immer das letzte ausschlaggebende Moment jeder Kunst sein) zu nahe zu treten. Jedenfalls hat sie den Horizont der schöpferischen Elemente unendlich erweitert, und zwar auf Kosten der früher noch so sehr beliebten Novellistik. Man kann sich in unseren Tagen einfach keinen tragischen Feuerbach mehr denken und ebenso wenig einen stillbeschaulichen Spitzweg, die beide für ihre Zeit wundervolle Ausdrucks-

U. OF ILL. LIB.

former gewesen sind. Man kann demgegenüber aber sehr wohl die Muse eines Klinger verstehen, dessen Schaffen auch so oft durch sein Modell und das damit verbundene innere Erleben bedingt gewesen ist, oder einen Klimt — mag die Gegenüberstellung dieser beiden Meister noch so paradox anmuten — der, ganz ein Mensch der Gegenwart, das Typische einer lässig gewordenen Kultur — wie es Wien umschreibt — in der wundervollen Erscheinung seines Künstlermodells wiedererkennt, das er in müde, verschwenderisch üppige, fast morgenländische Schönheit kleidet. Beide Meister sind dem persönlichen Innenleben nach gar nicht so weit entfernt von den Spuren, die etwa Rubens und Feuerbach in der Kunstgeschichte hinterlassen haben.

Früher, so will es fast scheinen, sah man in den Werken eines Meisters in erster Linie unmittelbar den Niederschlag eines durchaus dichterisch verklärten Lebens. Heute tritt dies Moment gegenüber der Sehnsucht und dem Wollen der Epoche zurück, und das weist auch der jungen Kunst ganz andere Ziele in der Verwendung des Modells. Weil weder der praxiteleische Götterdrang, noch die mystische Sehnsucht eines Angelico in unserer Zeit zu Recht bestehen können, hat man sich längst auf die vollendete Erfüllung aller rein künstlerischen Probleme festgelegt, und das Modell ist damit unversehens von dem hohen Piedestal heruntergestiegen, auf das es vordem der poetische Schöpferwille gestellt.

In gewissem Sinne ist es sogar Berufsmodell geworden, wie es die Akademien brauchen und mit ihnen so viele Künstler, und trotzdem möchte ich nicht behaupten, daß die Mission des Modells als solche geringer geworden wäre. Im Gegenteil. Gerade weil in den meisten Fällen das Modell heute nur noch das Mittel zur Erfüllung künstlerischer Probleme geworden ist, gerade darum dient es auch vortrefflich den Aufgaben unserer neuen Kunst. Die Geschichte des Modells verzeichnet in der Gegenwart scheinbar zwar einen Abstieg, aber die Kunst hat im großen bei diesem Werdegang unendlich viel gewonnen. Denn wie im Zeitalter des Praxiteles erwächst dem Schöpfer heute wieder die Aufgabe, das Modell zu überwinden, das in 95 von

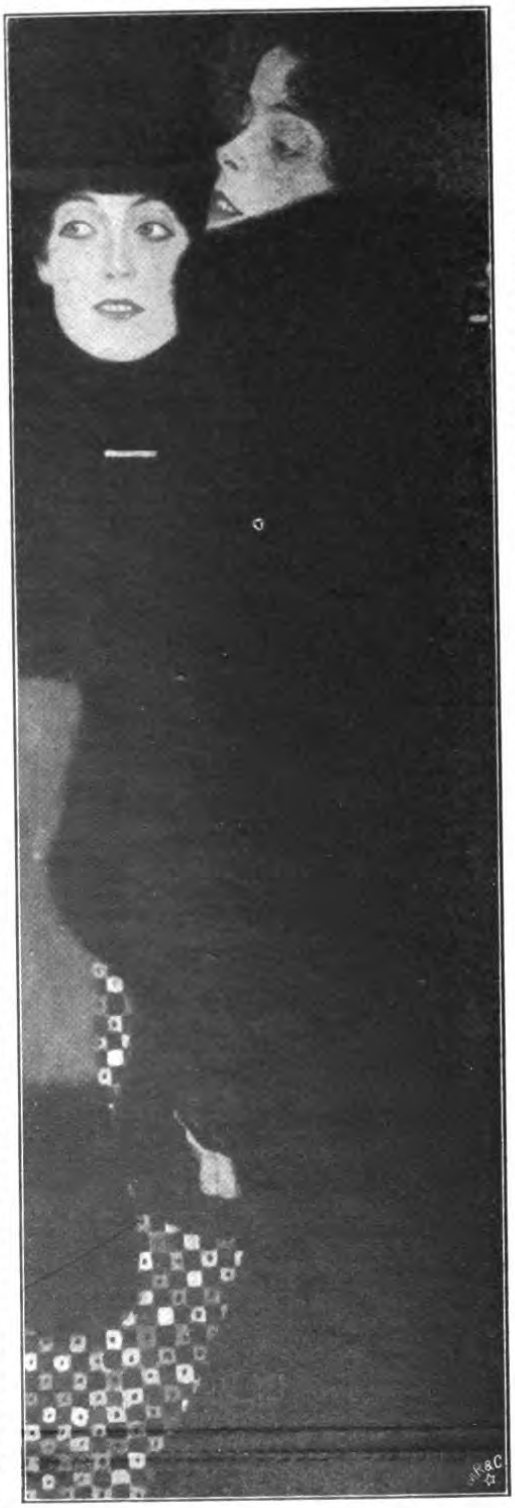
100 Fällen poetiſch arm geworden iſt. Dort hält wie vordem auf einem Bilde, das nichts vom inneren Erleben verlauten läßt, der Pinſel eines Meiſters die körperliche Erſcheinung eines ſchönen Frauenkörpers feſt, der wunderbar von Sonnenreflexen umſchmeichelt ſein mag und ſich mit dem friſchen Tau des Leibes ins Grün und Blau ſeiner Umgebung einbettet. Hier ſitzt eine liebe Freundin in aller Heimlichkeit unter den Blättern des Erlenbaumes im ſchaukelnden Kahn. Silberlicht ſtrahlt von unten herauf, Sonnenreflexe brechen vereinzelt durch Laub und Äſte und malen breite Valeurs auf grauen Kleiderſtoff. (Putz.) Dort aber iſt das Modell in ernſter Schönheit zum Symbol geworden, und alles Irdiſche iſt vor dem Wollen nach Monumentalität wie von ſelbſt verblaßt. „Romantiſche Muſik“ nennt Fritz Erler dies Bild. Wir können uns viel dabei denken, hundert Märchen aus Tauſendundeiner Nacht, und können nicht weniger die Schöpfung ſelbſt ins ungeheuer Muſikaliſche umſetzen. Wer fragt vor ſolchen Werken noch nach dem inneren Erlebnis des Meiſters, das ihm etwa das Modell vermittelt haben könnte? Geſetzt, man wüßte es, wie man die Geſchichte der Feuerbachſchen Iphigenie kennt, würde dabei das Kunſtwerk an ſich auch nur um einen Deut gewinnen? Oder man belauſcht einen jungen Wiener Künſtler oder eine Leipziger Malerin (Max Lenz und Hela Peters) in ihren Ateliers. Hier ſteht der wundervolle geſchmeidige Frauenakt maleriſch in graziöſeſter Beziehung zu dem prächtigen Farbenvierklang von Marionetten, dort ſitzt die vom goldenen Kerzenlicht getroffene Schöne vor dem Spiegel, und das Modell weiſt die maleriſche Harmonie zu dem altmeiſterlichen Ton entzückend nüancierter farbiger Valeurs. Und als Gegenſatz dazu etwa das Interieur mit weiblichem Akt des Münchener Rudolf Nißl, wo das Sonnenlicht eines Sommertages mit aller Kraft durch einen engen Fenſterverſchlag dringt, um mit ſeinem Schein die ſchönen Formen der ſchlanken Frau förmlich zu ertränken. Wer könnte an ſolche Darſtellungen künſtleriſche Erlebniſſe knüpfen, wo das Modell doch ſo offenſichtlich nur Mittel maleriſchen Geſtaltens geweſen iſt.

Aber diese Tatsache ist charakteristisch für alle Beziehungen, die heute den schaffenden Meister mit seinem Modell verknüpfen. Weil die Kunst sich restlos bis zu den letzten Problemen echter Malerei vorwärtswagte, weil sie im Bewußtsein ihrer hohen Mission längst über den alltäglichen Vorwurf hinausgewachsen ist, kann auch das Modell heute erst seinem wirklichen Beruf gerecht werden. Wie immer es sich offenbaren mag, als Repräsentantin gesellschaftlicher Kultur, die sich etwa wie Danneckers Ariadne-Modell freiwillig im Vollbewußtsein seiner Schönheit dem Schöpfer gibt, oder aber als einfach vorhandenes und willenloses Objekt des Marktes: seine Aufgabe im Sinne künstlerischen Gestaltens bleibt immerfort die gleiche. Nicht das Modell gibt die Erfüllung, sondern einzig und allein der Schöpferdrang und die Sehnsucht und Kraft des einzelnen, der das Modell zum Vorwurf nimmt, es aber zugleich seiner Intuition untertan macht. Die sogenannten schönen Frauen, die im Zeitalter Makarts in der kümmerlichen Nachglut eines Paolo Veronese mit bombastischem Pomp und blonden Tizianhaaren ihren Einzug in die bessere Theatermalerei gehalten, sind heutzutage selten geworden. Unsere moderne Kunst aber hat dadurch an Aufrichtigkeit nur gewonnen.

Die Probleme künstlerischen Schaffens kennen heute keine Grenzen. Und trotzdem steht auch jetzt noch hinter jedem Bilde das persönliche Erlebnis des Schöpfers. Aber es wäre unnütz, wollte man den Schleier lüften, der über diesem oder jenem Bilde verschlossen liegt. Der Künstler und sein Modell haben eine nach tausend und mehr Jahren zählende Geschichte. Nur hat unsere neue Zeit, weil sie mutig allen Problemen des Gestaltens zu Leibe rückte, der Intuition ganz andere Voraussetzungen geschaffen, als sie frühere Jahrhunderte gekannt haben.

Der moderne Künstler schreitet souverän durch das Reich der Schönheit. Ihm gelten alle Probleme der Farbe, des Lichtes mehr als das alltägliche Ereignis seines inneren Erlebens, das mit ihm tausend andere Menschen gemein haben. Dieses kann zwar die Fittiche seiner Kunst zu einem höheren Schaffen anregen, aber er darf sich ihm

Hugo Freiherr von Habermann in seinem Atelier. Nach einer Photographie von H. Traut in München.



Schwestern. Gemälde von Gustav Klimt.
Mit Genehmigung des Kunstverlags H. O. Miethke in Wien.

reſtlos nicht mehr verſchreiben. Die Zeit der Novelliſtik und des Genre ſcheint, gottlob, endgültig überwunden. Nicht mehr wie vordem ſteht der Künſtler als einzelner gegenüber den Mitlebenden da, ſondern er iſt ein Teil der großen Kultur unſerer Gegenwart und ihres fauſtiſchen Suchens auf allen Gebieten geworden. Seine Schöpferkraft verbindet ſich deshalb wie von ſelbſt mit der allgemeinen Sehnſucht unſerer Zeit, der die Natur vielfältig neue Wege gewieſen hat. Für die Freude am Daſein ſoll er heute einen ſinnlichen Ausdruck ſchaffen, der all denen verſtändlich iſt, die, wie er, der Erfüllung geheimer Wünſche harren. Und ſo ſehen wir ihn denn in der Tat auch überall am Werke: Hier iſt er der echte Sänger des Frühlings, dort der ſchwermütige Grübler, der an der Tragik des Lebens haftet. Hier iſt er leicht und jubilierend wie die Sonne, die ihren Schein über alles Daſein ergießt, dort feierlich und monumental. Das Modell aber, das früher wohl bis zu einem gewiſſen Grade Selbſtzweck ſein konnte — obwohl es bei jeder großen Kunſt auch über die Realität des Lebens hinausgewachſen iſt — mußte ſich dieſen neuen Aufgaben der Malerei fügen. Und doch — gedenken wir der Summe von Schönheit, die es auch heute noch dem Schaffenden vermittelt, ſo bedeutet es nicht weniger Tizian-Schickſal wie vordem. Nur hat die Gegenwart einen Schleier über ſeine eigentliche Miſſion gebreitet.

Terlan.

Ich trinke Wein von Trauben aus Terlan.
Sie reifen ringsherum an allen Wänden.
Terlan liegt ſtill. Nur unten keucht die Bahn
Dem Brenner zu mit matten Eiſenlenden.

Fahr' zu! Ich will hier weit vom Schienenſtrang
Wie Trauben dieſe Tage reifen laſſen
Und will ſie keltern und noch jahrelang
Wie Wein in Flaſchen und in Gläſer faſſen.

Friedrich Otto.

Tanzlied.

Albert Geiger.

O kokettes Leben Du,
Süße törichte Dirne,
Mit dem vollſten Roſenſchmuck
Ziere heut die Stirne.
Sei ſo ſchön Du, wie Du falſch
Unterm Blütenkranz.
Aber gib Dich, gib Dich mir
Einmal, einmal ganz.
Daß vor dieſes Tages Leuchten
Jede andre Glut verblaſſe.
Daß ich ſtaune. Daß ich ſtarre,
Und dies große Glück nicht faſſe.

Einen Tanz nur. Eine Tour.
Eine kurze Runde nur!

Die Kaſtanienblüten flammen
Mit den roten Blütenherzen:
In dem Brautgemach des Frühlings
Millionen Flammenkerzen.
Blauer Flieder rieſelt Düfte,
Süß und voll und heiß und ſchwer.
Und Glycinen wie verträumte
Mädchenaugen blicken her.
Sieh! Es lockt uns weit und weiter.
Komm, Du Zögernde, herauf!

Einen Tanz nur. Eine Tour.
Eine kurze Runde nur.

Holdes, wipfelgrünes Schweigen.
Fern und tief des Kuckucks Ruf.
Stille ſchauernder Entzückung
Weit in einſam ſchöner Runde,
So erſchauernd wie zur Stunde,
Da Dich, Leben, Gott erſchuf!

Flamme Du! Im Flammenrauſche
Gib dem Bebenden Dich hin.
Aller Wonnen, aller Qualen
Trunkne Reigenführerin!
Tritt zu mir wie zu dem erſten
Torheitſeligen Menſchenpaar,
Da die Welt noch ohne Wiſſen,
Ohne Qual und Sünde war.

Einen Tanz nur. Eine Tour.
Eine kurze Runde nur!

Öffne Deine ſpröden Arme,
Daß der Hüllen letzte fällt.
Gib Dich mir im Feuerbunde,
Wie Dich Gott in Armen hält.
In den Strudelgrund der Rätſel,
In der Wonne reichſten Schoß,
In das Blau des fernſten Äthers
Laß mich tauchen heilig groß.

Leben! —

Wehe! Schon mit falſchen Augen
Lächelſt Du und löſeſt Dich.
Nur von ferne grüßt Dein Lachen
Als verlaſſenen Tänzer mich:

„Einen Tanz nur. Eine Tour.
Eine kurze Runde nur — —“

Das Mündel.

Erzählung von Carl Busse.

Vor zwanzig Jahren wohnte ich weit draußen im Südoſten Berlins bei Mutter Scherſath. Durch irgendwen war ich dahin empfohlen, und obwohl der Weg zur Univerſität reichlich weit war, war ich ſchon im dritten Semeſter wieder in meine alte Studentenbude zurückgekehrt. An die Gegend hatte ich mich gewöhnt, die Wirtin war ſauber, gemütlich und nachſichtig, und die Bude ſelbſt nach meinen damaligen Begriffen ideal. Sie hatte, wie man es wohl heut noch in älteren Häuſern trifft, einen eigenen Eingang vom Treppenflur aus, ſtand aber anderſeits auch mit dem Korridor in Verbindung, ſo daß für alle Wünſche geſorgt war.

Eines Abends paſſierte nun folgendes. Ich hatte auf der Univerſität die Vorleſungen für das Sommerſemeſter belegt und dabei einen Kommilitonen getroffen, mit dem ich im Winter vorher ſehr vertraut geworden war. Ein hünenhafter Weſtfale war es, namens Erich Milbradt, ein Prachtkerl, der längſt als Amtsrichter in ſeiner Heimat hauſt. Wir hatten zuſammen gegeſſen, hatten dann einen Bummel gemacht und beſchloſſen nun, auch den Abend à deux zu verbringen. Es mochte ſchon weit in der zweiten Hälfte des April ſein, aber ein ſcharfer Wind ging durch die Gaſſen, ſo daß man ein geheiztes Zimmer wohl vertragen konnte. Ich wußte, daß Frau Scherſath dafür ſtets zu ſorgen pflegte, und ſo lud ich den Weſtfalen kurzerhand ein, mir auf meine Bude zu folgen. Er hatte nichts dagegen, beſtand aber darauf, zu den Koſten des Abendbrotes beitragen zu dürfen. Er holte denn auch den erkleclichen Reſt eines weſtfäliſchen Schinkens aus der heimatlichen Futterkiſte herbei, und bei dieſer nahrhaften Koſt und einigen Flaſchen Lager-

hier ließ es sich in der mollig durchwärmten Bude schon leben.

Mitten im schönsten Behagen hörten wir drunten eine Droschke über das Pflaster rollen und vor dem Hause halten. Ein paar Augenblicke später kamen Schritte die Treppe empor und wurden vor meiner Tür still. Es gab einen Ruck, als würde eine Last abgesetzt, dann ein kurzes, unverständliches Gespräch, und endlich polterten die schweren Tritte die Stufen wieder hinunter. Wir horchten noch mit halbem Ohr, als es ganz schüchtern klopfte.

„Bekommst du Besuch?“ fragte Erich Milbradt und erhob sich, um gegebenen Falles durch den Korridor zu verschwinden.

„Ausgeschlossen. Es wird wohl für Frau Schersath sein.“

Dabei öffnete ich die Tür. Vor der Tür, im ungewissen Lichte der unsteten Gasflamme, die den Treppenflur erhellte, stand ein junges Mädchen. Neben ihr ein umfangreicher Reisekorb, den ihr der Droschkenkutscher wohl heraufgeschleppt hatte.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie leise und befangen, „bin ich hier recht bei Herrn Kurt Grote?“

Die Frage war überflüssig, denn an der Tür war groß und breit meine Visitenkarte befestigt.

„Der bin ich. Darf ich fragen, was Sie wünschen?“

Ein scheu forschender Blick. „Sie selbst sind Herr Grote?“ Aber als ob sie sich des eigenen Stutzens und Staunens schäme, sprach sie hastig und noch befangener als vorhin:

„Ich komme aus Polajewo. Ich soll Ihnen einen Brief abgeben von Herrn Rentier Klette.“

Dabei kramte sie in dem Täschchen, das sie umgehängt hatte, und brachte in Kürze das Schriftstück zum Vorschein.

Ich konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß sie in der Tat zu mir wollte. Denn Polajewo war meine Heimat; Rentier Klette mein früherer Vormund. Und da ich den Brief nicht wohl zwischen Tür und Angel lesen, noch weniger das junge Ding auf dem zugigen Flur stehen lassen konnte, so mußte ich sie nolens volens hereinnötigen und auch ihren Reisekorb ins Zimmer ziehen.

„Nehmen Sie bitte einen Augenblick Platz.“ Und zu Erich Milbradt mit verständnisloſem Seitenblick: „Entſchuldige!“

Dabei riß ich den Brief auf und begann zu leſen. Das Mädchen hatte ſich ganz vorn an die Kante des grünen Plüſchſeſſels geſetzt, als wage ſie nicht, eine bequeme Haltung einzunehmen. Sie ſah ſtarr geradeaus.

Das Schreiben lautete:

„Mein lieber Kurt!

Im voraus quittiere ich über Ihre Verwunderung, Ihren Ärger und all die ſchönen Namen, die Sie mir nach Beendigung dieſer Zeilen anhängen werden. Ich gebe zu, daß ich im Begriff bin, Ungewöhnliches zu tun, aber ich glaube Sie genugſam zu kennen, um es wagen zu dürfen. Wie Sie wiſſen, iſt es ſeit langen Jahren mein Schickſal, daß mir in Polajewo und Umgebung ſämtliche verfügbare Vormundſchaften aufgehalſt werden, — wahrſcheinlich, damit mein einſames Rentierdaſein die notwendige Fülle und Schwere erhalte. So iſt mir vor etwa einem halben Jahre auch die Sorge für die beiden Kinder des hier verſtorbenen Gefangenenaufſehers Liebig zugefallen. Den Jungen habe ich zu einem Bäckermeiſter geſteckt, deſſen nährſames Handwerk er ſich aneignen ſoll. Das zwei Jahr ältere Mädel war bisher in einem hieſigen Weißwarengeſchäft tätig und hat das Nötigſte gelernt. Aber weiter geht es nicht. Es iſt hier kein Fortkommen für ſie, ja ſelbſt ein bloßes Unterkommen iſt ſchwer oder gar nicht zu beſchaffen. In ſolchem Falle muß immer Berlin herhalten. Leider habe ich in dem großen Berlin nicht einen einzigen Freund und Bekannten, dem ich mit gutem Gewiſſen die Sorge für das Mädel anvertrauen könnte, daß er ſie erſt mal unterbringe, ihr bei der Erlangung einer Stelle behilflich ſei und überhaupt ihre erſten Schritte auf Großſtadtboden leite. Da habe ich an Sie gedacht, der Sie ja auch einſt mein Mündel waren. Ihr ſeliger Vater hatte am hieſigen Amtsgericht lange Zeit das Gefängnis-

weſen unter ſich und hielt auf den Aufſeher Liebig große Stücke. Vielleicht nehmen Sie ſich deshalb um ſo eher der Tochter an: ich ſtelle ſie unter Ihren Schutz und weiß vorher, daß Sie mein und des Mädchens Vertrauen nicht täuſchen werden."

Der übliche Schluß ... ſchöne Grüße, als ob er mir ein Wäſchepaket oder eine Poſtanweiſung geſchickt hätte!

Verdutzt und wie vor den Kopf geſchlagen ſtarre ich noch immer in den Brief. Der alte Klette, wie er leibt und lebt. Immer praktiſch und immer ein bißchen verrückt! Zum Teufel, einem dreiundzwanzigjährigen Studenten ſchickt man doch kein ſiebzehnjähriges Mädel auf die Bude! Aber da ſaß nun das Wurm — ſaß auf der Kante des Seſſels — lag mir auf dem Hals — wollte eſſen, ſchlafen, eine Stellung haben — was weiß ich!

Sozuſagen mein Mündel! Es war zum Heulen!

Mein Freund rutſcht auf dem Lederſofa hin und her, räuſpert ſich und ſieht mich fragend an, ob er doch vielleicht verſchwinden ſoll.

Da druckſe ich denn ein paar Worte heraus, halb nach dem Seſſel, halb nach dem Sofa hin: ich hätte den Brief nun geleſen, und es wäre ja alles recht ſchön, und wir könnten ja nun mal überlegen.

Erich Milbradts Augen werden immer größer. Er ſtreicht ſich erſt mit der Hand wie mit 'ner Bürſte übers Haar, ſieht mich an, ſieht das Mädel an und hebt dann eine Bierflaſche hoch, wobei er ſich umdreht, als wolle er ſie gegen das Licht halten und auf ihren Inhalt prüfen.

Aber dabei feixt er über ſein ganzes breites Weſtfalengeſicht.

Ich gebe ihm unterm Tiſch einen Fußtritt, während ich nach würdigen Worten ſuche.

Inzwiſchen jedoch iſt es dem Mädel nicht recht geheuer geworden. Vielleicht hat ſie doch etwas von dem Feixen des andern bemerkt, vielleicht an meiner Faſſungsloſigkeit geſehen, daß mir die Überraſchung nicht gerade erfreulich war, vielleicht kam es ihr auch nur zum Bewußtſein, daß ſie hier abends allein im großen Sündenbabel Berlin auf

einer Studentenbude saß, — genug, während sie bisher geradeaus geschaut hatte, irren ihre Blicke jetzt scheu und unruhig von einem zum andern, und ihr blasses Gesicht färbt sich mit immer höherer Röte. Die Ohren glühn; bis unter die Haarwurzeln steigt die Glut. Und plötzlich steht sie auf.

„Entschuldigen Sie ... ich ... ich bin von Herrn Klette hierher geschickt worden ... ich habe doch nicht gewußt ..."

Sie schluckt krampfhaft.

„Vielleicht kann ich hier irgendwo ins Hotel."

Und hinter den Worten steht schon, mühsam und zurückgehalten, ein hilfloses Kinderweinen.

Das gab der Sache nun mit einem Male einen andern Schwung. Ich protestiere lebhaft, und auch Freund Milbradt mischt sich ein und sekundiert mir tapfer. Sie wäre nun einmal hier und dürfe nicht wieder fortlaufen. Ein Menschenfresser sei ich nicht, sondern wie sie ein Polajewoer Kind und Mündel des alten Klette.

„Ich hätte nur gewünscht, daß man Sie vorher angemeldet hätte, damit ich schon eher für das Notwendigste hätte sorgen können."

Mit offenem Munde sieht sie mich an.

„Ja, hat Ihnen denn Herr Klette nicht geschrieben?"

„Keine Spur! Aber möchten Sie sich nicht setzen, Fräulein Liebig?"

Da mischt sich der praktische Westfale ein. „Erlauben Sie," sagt er, „... Sie werden sich hier nur noch erkälten. Das Zimmer ist geheizt, und Sie sitzen im Winterjackett. Wenn ich Ihnen helfen darf —?"

Sie zögerte. „Bitte nein!"

Aber ich dringe nun auch in sie. „Mein Freund hat recht. Und da ich für Sie verantwortlich bin, müssen Sie mir schon folgen. Ich vertrete jetzt Vormundstelle an Ihnen. Wissen Sie das?"

„Ja," erwiderte sie — ganz schlicht, ganz gläubig. Und zog ohne weiteres Sichwehren das dicke Jackett aus.

Erst da sah ich, daß sie eigentlich ein feines Mädel war, das sich vor keinem zu verstecken brauchte. Nur recht trist und trübe sah sie aus, weniger noch um des schwarzen

Kleides willen, das sie trug, als durch das schwarze Trauertüchlein, das sie um den Hals geschlungen hatte.

Erich Milbradt hatte inzwischen mit den Tellern geklappert, einen davon sauber gerieben und wetzte jetzt das Messer für den Schinken.

„Nach der lange Reise wird das Fräulein hungrig sein. Sie müssen sich allerdings behelfen. Viel Geschirr haben wir nicht."

Und als die Blasse den Kopf schüttelte und befangen dankte, sagte er in seiner gemütlichen Ruhe:

„Sie werden doch keine Zierliese sein. Den Schinken müssen Sie kosten. Garantiert echt westfälischer. Mein Mutterchen hat mir ihn selbst eingepackt."

Rührend, wie dieser Riese „mein Mutterchen" sagte!

Auch in die Züge des Mädels kam mit einem Male ein wenig Wärme und Vertrauen. Sie mochte fühlen: wer so sprach, konnte nicht gar schlimm sein. Und sie hatte nichts dawider, als ich ihr den Sessel an den Tisch rollte.

„Ich esse zur Gesellschaft sogar noch mal mit! Wir Westfalen können nämlich immer essen — das liegt so in uns. Von den Mecklenburgern und Pommern erzählt man es auch. Aber es wird wohl nur eine Sage sein."

Da lachten wir den stolzen Sohn der roten Erde aus: ich laut und ausgiebig, das Mädel nur mit den Augen. Und als ob dieses gemeinsame Lachen den Bann gebrochen hätte, ward es nun ganz behaglich. Erich Milbradt schnitt der Blassen, deren Wangen sich leise röteten, Schinken vor, ich goß ihr Lagerbier ein, und es war drollig, wie wir uns beide um ein Menschenkind bemühten, von dessen Dasein wir noch eine halbe Stunde vorher keine Ahnung gehabt hatten. Dabei schwatzten wir alles mögliche, nicht zuletzt von Polajewo, und als das Mädel sah, wie gut bewandert ich darin war, faßte sie Mut und erzählte auch ihrerseits diese und jene Stadtgeschichte. Ja, einmal, als wir bei dem alten Nachtwächter Kujat angelangt waren, der sich zitternd mit dem Spieß in eine Ecke drückte, wenn er verdächtige Gestalten sah, ward sie fast lustig und lebendig, nickte begeistert, warf das Haupt zurück und knipste vor Vergnügen mit den Fingern.

Dieſes Knipſen ging uns beiden Zuhörern ins Blut. Wie der Arm in die Höhe fuhr, wie der Mittelfinger am Daumen entlang rutſchte, das war reizend, und unwillkürlich tauſchten Erich Milbradt und ich einen raſchen Blick. Noch mehr: es feuerte uns ſo an, daß wir uns in heiteren Geſchichten überboten, aber das Knipſen kam nicht wieder. Und bald merkten wir, daß das Mädel müde ward. Sie wollte es verbergen und zwang ſich, zu hören, zu lächeln, die Augen aufzuhalten, aber es nützte nicht viel. Wie bei Kindern, jäh und ohne Übergang, kam die Müdigkeit auch bei ihr.

So wanderte ich zu meiner Wirtin hinüber, um mit ihr Rückſprache wegen des Nachtlagers zu nehmen. Sie war eine brave Frau, aber als ich von einer Schutzbefohlenen, einem Mündel und dergleichen loslegte, faltete ſie die Hände über dem dicken Leibe und guckte mich bloß von oben bis unten an. Es war gut, daß ich den Brief bei mir hatte. Erſt da ſchwand ihr Mißtrauen, und beſonders rührte es ſie, daß Fräulein Liebig die Tochter eines Gefangenenaufſehers war. In den geſegneten Gefilden von Lyk, Allenſtein oder Gumbinnen hatte der ſelige Scherſath die gleiche Stellung bekleidet, und nun wirkte außer meinen Vorſtellungen noch ſozuſagen die Kollegenſchaft. Frau Scherſath vermietete niemals an Damen, aber da gerade ein Zimmer leer ſtand und auf einen Mieter wartete, ſtellte ſie es für ein Billiges vorläufig dem Mädel zur Verfügung.

Um zu ſehen, wie mein neu erworbenes „Mündel“ untergebracht war, ging ich mit. Das Zimmer einfenſtrig, aber freundlich. Den Reiſekorb ſchleppten wir gleich hinüber. „Und die Stiefel, Fräuleinchen,“ ſagte Frau Scherſath, „ſtellen Sie man vor die Tür.“

Ich hörte es noch, wie das müde Mädel den Rat befolgte. Sie ſchloß ihre Tür nicht mal ab: in Polajewo war ſie es wohl nicht gewohnt geweſen.

Dann ging ich zu meinem Weſtfalen zurück. Er lag lang auf dem Lederſofa und rauchte.

„Na,“ ſagte er mit einem Seitenblick, ohne den Kopf zu drehn, — „beſorgt?“

Auf mein Nicken blies er geraume Zeit kunſtvolle Ringe.

Mme Babuty als Milchmädchen.
Gemälde von J. B. Greuze im Louvre.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Zum Aufsatz: „Der Künstler und sein Modell."

„Was ich fragen wollte: wie geht's denn der Lotte? Weiß sie, daß du hier bist?"

Etwas erstaunt sah ich ihn an. Aber sein Gesicht war unbeweglich. Er hatte sich doch sonst nicht für die goldne Lotte interessiert. Die goldne Lotte war meine Erwerbung vom vorigen Semester. Verkäuferin . . . Das richtige Berliner Mädel, leichtsinnig, gutherzig, temperamentvoll, ein bißchen eifersüchtig und immer mit der Zunge voran. Der Zufall hatte uns für ein paar Jugendstunden zusammengeweht — das heißt, die Stunden dauerten immerhin schon Monate. Und der Zufall würde uns auseinanderwehn . . . vielleicht heut, vielleicht morgen.

„Ja," sagte ich, „ich habe sie gestern getroffen."

„Hübsch," brummte der Riese. „Du verstehst . . ."

Doch ich verstand diesmal nicht. Bis es etwas knurrend herauskam: es sei gut, daß ich versorgt wäre. Denn das Mädelchen von heut abend — „wie heißt sie eigentlich? Liebig?" —, das wäre doch eine Sache für sich.

„Erlaube mal," empörte ich mich, „. . . das ist natürlich ganz was andres. Da bin ich sozusagen Vormund. Und ich brauche deine Ratschläge wirklich nicht!"

Er sah mich an, grunzte, schenkte sich ein neues Glas voll und hob es: „Spezielles!"

Da mußte ich lachen. „Wie kommst du nur darauf?"

„Hm . . . es muß nicht leicht sein!"

Nach einer Weile: „Armes Wurm! Siebzehn und in die Fremde gestoßen."

Von neuem eine Pause. Mein Westfale qualmt wie ein Schornstein. Er legt sich faul wieder auf den Rücken.

Plötzlich gibt er sich einen Ruck.

„Aber wie sie geknipst hat! Nicht? Das war großartig!"

Und vor sich hinlächelnd, fängt auch er mit seinen mächtigen Fingern zu knipsen an.

⁂ ⁂ ⁂

Das wird nun eine komische Geschichte. Morgens liege ich in meiner goldnen Studiofreiheit im Bett, überlege, ob ich zur Universität wandern oder schwänzen soll, rauche, dehne mich, blättre in der Zeitung.

Mit einem Male: „Herrgott, das Mädel!" Ich habe

eine Pflicht, ich habe eine Verantwortung, ich bin nicht nur für mich da, wie bis jetzt! Alles kriegt ein andres Gesicht. Man liest die Zeitung nicht mehr zum Vergnügen, sondern man studiert mit Fleiß die Annoncen durch, in denen Weißwarengeschäfte Verkäuferinnen suchen. Man rückt unwillkürlich in seiner Bude alles ein bißchen netter zurecht, fegt die Zigarrenasche zusammen und befördert Überflüssiges, was da 'rumliegt und den Weg sperrt, mit gutgezieltem Fußtritt unters Kanapee. Schließlich möchte man sich als Vormund vor dem Mädel doch keine Blöße geben: man soll doch auch durch Beispiel und Würdigkeit wirken. Und da man die Alltagskrawatte plötzlich nicht mehr für gut befindet, kommt die Sonntagsbinde dran.

Dann erkundigt man sich, wie das Mündel geschlafen hat. Vortrefflich! Und hält zu Dreien Rat, wobei man die Zeitung mit den Annoncen auf den Tisch des Hauses legt.

Frau Schersath dämpft den Eifer ein wenig. Sie meint ganz vernünftig, Fräulein Liebig solle sich heut erst mal ausruhn. Morgen wäre auch noch ein Tag, an dem das Suchen beginnen könne. Also gut! Abgemacht: Bleibt nur noch die Kleiderfrage zu regeln. Denn darüber sind wir alle einig: in diesem Trauerkostüm kriegt das Mädel im Leben keine Stellung. Das schwarze verknotete Tüchlein am Hals ist fürchterlich.

Aber das will Frau Schersath schon machen. Nur, merk' ich, möchte sie wissen, wie es mit den Mitteln steht. Und als Quasi-Vormund muß ich fragen. Da schüttet die Blonde schüchtern ihr Portemonnaie aus. Es enthält noch 63 Mark und 46 Pfennige. Damit will sie Berlin erobern. Und sie selbst glaubt, sie hat ein Vermögen. Auf neue Garderobe müssen wir verzichten, doch am Ende läßt sich die alte gefälliger herausputzen. Ein paar hübsche Manschetten, ein schmaler Stehkragen wirken Wunder. Alles Stumpfe und Trostlose fällt damit. Die Blasse wird rot, sie gefällt sich selber, als sie in den Spiegel guckt. Tausend, was ist das Mädel hübsch! Ich schwänze das Kolleg nun wirklich: ruhig und väterlich erkläre ich, daß ich ihr nun ein wenig Berlin zeigen wolle. Als sie sich rasch und dankbar den Hut aufsetzt und die Nadel hinein-

ſchiebt, bewundere ich ſchon ihr volles Haar. Es iſt blond, üppig, mit einem Stich ins Rötliche ...

So bummeln wir los. Linden und Schloß, Zeughaus und Panoptikum — alles, was von Oſten kommt, will dasſelbe ſehn. Zuletzt klettern wir auf das Verdeck eines Omnibuſſes und fahren blind drauflos.

„O Gott," ſagte das Mädel immer wieder, — „was eine große Stadt! Was eine große Stadt!"

Und inſtinktiv rückt ſie näher an mich heran, als wollte ſie fühlen, daß ich da ſei.

Es war nicht übel, das junge Blut ſo dicht neben ſich zu ſpüren, und ich hielt ſtill wie ein Lamm.

Müde kamen wir endlich nach Hauſe zurück. Das Mädel wollte noch einen Brief ſchreiben und ihre glückliche Ankunft melden. Als wäre es ſelbſtverſtändlich, brachte ſie mir den Brief dann herüber. Er ging an „Herrn Rentier Klette in Polajewo", und ſie zeigte ihn mir, wie ſie wohl früher ihrem Vater dergleichen Briefe gezeigt haben mochte. Als „Antonie Liebig" hatte ſie ſich unterzeichnet.

„Ich hätte auf Grete, Lieſe oder Lotte geraten. Zu Haus hat man Sie doch ſicher Toni gerufen — nicht?"

„Nein" — und lächelnd ſchüttelt ſie den Kopf. „Immer nur Toto. Als mein Bruder noch klein war, hat er mich ſo genannt. Dabei iſt es dann geblieben."

„Alſo Toto! Fräulein Toto, wie gefällt Ihnen Berlin?"

Es ſollte ein Scherz ſein. Doch da ſie plötzlich über und über rot wurde, glaubte ich, daß ich ſie irgendwie verletzt hätte, und, ſelber verlegen, lenkte ich raſch ein.

„Sie mögen das wohl nicht hören? Ich kann es mir ja denken."

Aber heftig ſchüttelt ſie den Kopf.

„O doch ... gerade. Es iſt wie zu Hauſe."

Nach einer kleinen Weile, tapfer Heimweh und Tränen bekämpfend:

„Es nennt mich hier ja kein Menſch mehr ſo!"

Da überwältigte es ſie doch. Sie drehte ſich um, ihre Schultern zuckten leicht, und da ſie fühlen mochte, daß ſie die Tränen doch nicht halten konnte, lief ſie hinaus.

Es war am besten, wenn sie jetzt allein blieb.

Nach ein paar Stunden, kurz vor dem Schlafengehn, kam sie wieder.

„Ich wollte Ihnen nur Gute Nacht sagen und Ihnen schön danken für alles, was Sie mir heut gezeigt haben."

Dabei streckte sie mir die Hand hin.

„Gut' Nacht!" sprach sie wie ein Kind. Und wie ein Kind machte sie einen kleinen, raschen Knicks dazu.

Was Wunder, daß da wieder eine warme Welle über mein Herz lief! Dieser Kleinmädchen-Knicks war ebenso reizend und überraschend wie gestern das Knipsen. Schade, daß Erich Milbradt nicht dabei war. Er hätte seine Freude dran gehabt!

Und noch lange lief ich im Zimmer herum, summte und lachte vor mich hin, horchte nach draußen und fand, daß die Vormundschaftswürde doch eigentlich außerordentlich viel Lichtseiten hätte.

Draußen war es wieder stürmisch geworden. Der Wind heulte durch die Gassen, pfiff in allen Registern, rüttelte an den Fenstern und fuhr weiter ins Land mit brausendem Triumphlied. Es wollte Frühling werden. —

Die nächsten Tage brachten den unvermeidlichen Rückschlag. Es war doch nicht ganz so leicht, wie wir's uns vorgestellt hatten, eine Stellung zu finden. Ich strich Annoncen über Annoncen an, Erich Milbradt brachte Ausschnitte aus Zeitungen, Frau Schersath fragte in der Nachbarschaft, und die blonde Toto war von früh bis spät auf den Beinen. Zuerst lief ich getreulich mit und wartete draußen, wenn sie im Laden ihr Heil versuchte. Dann traute sie sich allmählich zu, allein ihren Weg zu finden. Immer verzagter kam sie zurück. Bald waren die ausgeschriebenen Stellungen schon besetzt, bald verlangte man ganz etwas „Perfektes"; hier witterte man das Provinzgänschen, und dort war man unschlüssig, versprach zu schreiben und tat es dann doch nicht.

„Ich sehe jetzt, es ist alles umsonst," sagte die Blonde müde und ließ den Kopf hängen. „Der erste Mai steht vor der Tür, und ich sitze noch immer ohne Beschäftigung da. Am besten, ich fahre nach Polajewo zurück und vermiete mich."

„Was?“ fuhr ich auf, als hätte ich nicht recht gehört.

Da wurde sie verlegen und blieb still.

Mir aber gab es doch einen Stich ins Herz, und ich grübelte manche Tag- und Nachtstunde, wie ich ihr helfen könnte. Da sollte die Hilfe von einer Seite kommen, von der ich es am wenigsten erwartet hatte.

Eines Nachmittags — ich mache mit Toto gerade den Feldzugsplan für den nächsten Tag — klopft es an der Tür, die zum Korridor führt, und trällernd, ohne auf das Herein zu warten, tritt die goldne Lotte ins Zimmer.

„n' Tag, Jungchen,“ ruft sie vergnügt oder wenigstens will sie es rufen. Denn die letzte Silbe bleibt ihr beim Anblick meines Mündels im Halse stecken.

Aber sie faßt sich, noch ehe ich ein Wort reden kann, erstarrt in kühler Hoheit und sagt etwas spitz, als stünde sie auf der Bühne:

„Ah, Verzeihung — ich ahnte nicht, daß ich störe.“

Worauf sie links schwenkt, Marsch! wieder aus der Tür will.

Natürlich hole ich sie, die sich erst etwas sträubt, zurück. Es paßte mir zwar verteufelt wenig, die beiden Mädchen zusammenzubringen, aber was war zu machen? Und in einiger Verlegenheit stelle ich vor: „Fräulein Liebig — meine Cousine, Fräulein Fürbringer.“

Die „Cousine“ entfuhr mir in der Not des Augenblicks, und ich sah, wie die goldne Lotte das Näschen hob und tief die Luft einsog. Gerade als wollte sie sagen: ‚So, so ... nun bin ich mit einem Mal die Cousine! Na, in Gottes Namen!‘

Und dann, überstürzt: „Ich wollte dich nur fragen, Kurti, ob du mitkommst. Das Wetter ist ja heut herrlich!“

Es war wirklich schön geworden, fast heiß. Mit dem neuen Frühlingsblumenhut, das Jäckchen über dem Arme, den Sonnenschirm in der Hand stand die goldne Lotte da, sah mich an und warf ab und zu einen feindseligen Blick auf Toto hinüber. Die fühlte das wohl, ward blaß und rot, stotterte ein paar Worte und drückte sich fluchtartig.

Als sie 'raus war, fängt die goldne Lotte an zu lachen und kreiselt ihren Sonnenschirm.

„Habe ich die Dame vertrieben? Wer war denn das? Deine Wirtin hat doch keine Tochter.“

Ich, mit gekreuzten Armen, in Napoleonſtellung, am Schreibtiſch:

„Das war mein Mündel!“

Sie ſchiebt den Kopf vor, als hätte ſie ſich verhört, lacht kurz auf und tippt mit dem Finger gegen die Stirn:

„Ich bin doch nicht aus Dummsdorf. Mir brauchſt du doch nichts zu erzählen.“ Und mit einem Blick über die Schulter: „Sie wohnt wohl gleich hier? Ja, damit kann ich allerdings nicht konkurrieren. 'Dchö!“

Im Moment wollte ich ſie ſchon laufen laſſen. Aber der Verdacht kränkte mich zu ſehr.

Ich hole ſie alſo zurück, halte ihr einen Vortrag, zeige ihr den Brief — na, Tränen, Kuß, Verſöhnung, wie das ſo geht. Und erzähle auch von den mißglückten Verſuchen, eine Stellung für Fräulein Liebig zu beſchaffen.

„I,“ meint die goldne Lotte da plötzlich, „da könnte vielleicht Rat werden. Bei uns tritt am erſten Mai doch Fräulein Neumann aus, (weißt du, die lange Latte), und der Chef will morgen ſowieſo inſerieren. Ich kann ja mal mit ihm ſprechen.“

Wer war froher, als ich? Um ihr die gute Laune zu erhalten, verſprach ich ihr ſogar, mitzukommen. Aber ehe wir gingen, ſagte ich noch der Wirtin Beſcheid: Fräulein Liebig ſollte heut nichts mehr unternehmen; ich hoffte ihr eine gute Nachricht zu bringen.

Als ich nach Hauſe kam, war es ſchon ziemlich ſpät. Ich ſah Totos Stiefelchen vor der Tür ſtehn, lächelte die Tür an und ging ſchlafen.

Am nächſten Tag erzählte ich meinem „Mündel“ von meiner Hoffnung und riet ihr, einfach hinzugehn und ſich vorzuſtellen. Sie war etwas blaß und bedrückt, dankte mir für meine Bemühungen, aber hatte offenbar noch etwas auf dem Herzen.

Auf gutes Zureden kam ſie damit heraus. „Was hat Ihre Couſine gegen mich? Ich habe ihr doch nichts getan? Sie war ſo .. ſo .. merkwürdig zu mir.“

Ich tröſtete ſie, ſo gut ich konnte, und ſie ließ ſich auch tröſten.

„O," sagte sie dann, „Ihre Cousine ist sehr, sehr schön."

Sie sah dabei wie in eine weite Ferne, nickte ein paarmal und wußte nicht, daß sie selbst, wie sie dastand, viel schöner war. Sie glaubte offenbar auch felsenfest an die „Cousine".

„War sie denn schon einmal in Polajewo?"

Ich biß mir die Lippen und sagte: „Nein!" Ich wollte heimlich lachen und schämte mich. —

Toto bekam die Stelle wirklich. Im ersten Monat sollte sie 75, im zweiten 90 Mark Gehalt kriegen. Sie war selig. Sie tanzte durchs Zimmer.

„Fein, fein," jubelte sie und knipste wieder ... ein paarmal gleich. „Ich muß es doch sofort an Herrn Klette schreiben."

Mir selbst war weniger wohl. Eigentlich war es doch ein ausgerechnetes Pech, daß Toto und die goldne Lotte nun im selben Geschäft zusammen sein sollten. Und vielleicht hatte die goldne Lotte sich überhaupt nur dafür eingesetzt, um uns beide, mich und mein Mündel, stets im Auge zu behalten und an der Leine zu haben.

Na, die Hauptsache war, daß Toto untergebracht war. —

Bis zum Mai waren nur noch wenige Tage. Und da die Blonde nun nicht mehr umherzulaufen brauchte, so machte sie sich in der Wirtschaft nützlich. Aber das Reizendste war doch, wie sie für mich sorgte. Ich merkte ihre Hand hundertmal am Tage. Wenn ich von der Universität kam, sah meine Bude wie ein Schmuckkästchen aus. Weiß der Himmel, Frau Schersath hatte doch auch alles sauber gehalten, aber es war mit einem Male etwas ganz andres. Man konnte kaum sagen, worin es bestand, aber es war da. Und ich fühlte mich wohl dabei wie der Stieglitz im Hanfsamen, blieb öfter zu Hause als früher und segnete den alten Klette.

Sehr bald lebte sich Toto auch im Geschäft ein. Der Chef sah, daß sie sich Mühe gab, und war gnädig zu ihr. Mit den Kolleginnen ließ sich auskommen, und auch die goldene Lotte kam ihr freundlich entgegen. Das ging den ganzen Mai durch, und erst im Juni zogen Wolken auf.

Natürlich war die goldne Lotte schuld daran. Sie

hatte wohl gemerkt, daß es zwischen ihr und mir nicht mehr ganz so stand, wie im vorigen Semester. Sie dachte wohl, daß nach kurzer Trübung die Sonne wieder scheinen würde, nahm mich wenig in Anspruch und wartete. Sie war, wenn ich alles überschlage, ja auch eigentlich ein bescheidenes Mädel. Die Woche arbeitete sie, aber am Sonntag wollte sie ausgehn. Wollte sich in ihrem neuen Fähnchen bewundern lassen, im Grunewald „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" singen, abends ein bißchen tanzen und zuletzt im vollgedrängelten Coupé die Heimfahrt antreten. Sie verlangte also nicht übermäßig viel vom Leben. Ein paar Sonntage hatte ich ihr auch zu all diesen Genüssen verholfen, schon aus Dankbarkeit dafür, daß sie Toto unterbracht hatte. Aber von Sonntag zu Sonntag kränkte mich der Gedanke mehr, daß mein „Mündel" inzwischen allein zu Hause sitzen oder bestenfalls mit Frau Scherfath vorlieb nehmen mußte. Und da auch Erich Milbradt Feuer und Flamme für eine Landpartie zu dreien war, schrieb ich der goldnen Lotte unter Vorschützung irgendeines gewichtigen Grundes zum nächsten Sonntag ab, vertröstete sie auf den folgenden und fuhr mit Toto und Erich Milbradt in die sonnige Welt hinein.

Die Kiefernwälder dufteten, und die Havelseen leuchteten, die Menschen waren fröhlich und sangen, aber keiner war fröhlicher als wir drei. Das Mädel blühte nur so auf. Unterm breitrandigen Strohhut strahlte ihr liebes Gesichtchen; lose gebunden hing ein mächtiger Feldblumenstrauß, den sie gepflückt hatte, an der Krücke des Sonnenschirms, und immer, wenn ich sie anschaute, lächelte sie mir dankbar zu. Wir beiden pandektenvollen Juristen brauchten uns gar nicht erst zu gestehn, daß wir im Begriff waren, uns Hals über Kopf in dies blühende Menschenkind zu verlieben. Einer las es dem andern von der Nase ab. Und alle drei trugen wir so einen seligen Sommerrausch nach Hause.

Aber das dicke Ende kam nach. Die goldne Lotte hatte uns gesehn, und eine eifersüchtige, blinde Wut schoß in ihr empor, — ein Haß, weniger noch gegen mich, als gegen Toto, von der sie glaubte, sie hätte mich ihr abspenstig

gemacht. Am Montag gab es deshalb im Geschäft eine Szene, bei der die Verständnislosigkeit des einen Teils die Wut des andern noch immer mehr reizte. Jedenfalls schrie die goldne Lotte meiner blonden Landsmännin die tollsten Beschuldigungen ins Gesicht, daß mir das Mädel an allen Gliedern zitternd und völlig verstört nach Hause kam.

Sie ließ sich auch nicht blicken, nicht sprechen. Frau Schersath, der sie ein paar Andeutungen gemacht hatte, steckte mir das Nötigste zu Da wußte ich wenigstens ungefähr, woran ich mich zu halten hatte. Und das erste war, daß ich der goldnen Lotte ein für allemal die Freundschaft kündigte. So war ich sie auf gute Art los.

Toto jedoch sollte sich erst beruhigen. Ich vermied, wie sie es auch tat, jede Begegnung, und um das nicht auffällig zu machen, reiste ich mit Erich Milbradt ein paar Tage nach dem Harz. Die Wirtin mußte das meinem „Mündel" bestellen und sie grüßen, als wäre nichts vorgefallen. Von Thale aus schrieben wir ihr sogar eine Ansichtskarte.

Als ich zurückkam, mochte etwa eine Woche seit unsrem Sonntagsausflug vergangen sein. Vom alten Klette aus Polajewo war inzwischen ein Dankbrief für mich eingelaufen, der auch ein paar Bestellungen an das Mädel enthielt. Daraufhin ließ ich sie zu mir bitten.

Sie kam. Blaß und rot kam sie herein, unsicher und wie unter einer Last, gerade als wäre *sie* es, die eine Schuld trüge. Ich sah auf den ersten Blick, daß sie einen harten Stoß erhalten hatte und daß alles fort war, was mich bisher entzückt hatte: die naive Harmlosigkeit, die schöne Selbstverständlichkeit unsres Verkehrs. Das machte auch mich viel unsichrer als früher, aber gerade weil ich ganz der alte sein und mit Absicht den alten Ton anschlagen wollte, vergriff ich mich doppelt.

„Hier, Fräulein Toto. Ein Brief vom alten Klette. Lesen Sie mal!"

Und als sie fertig war, — der Bogen zitterte in ihrer Hand, und die Lektüre dauerte endlos lange —:

„So .. nun erzählen Sie mir mal, wie's Ihnen derweil ergangen ist. Wir haben uns ja ewig nicht gesehn."

Ich fühlte, wie falsch das klang. Aber ich dachte, sie würde auf den Ton eingehn und nach dem peinlichen Anfang würden wir schon von selbst den richtigen Ton wieder finden.

Doch sie ging nicht drauf ein. Sie hatte die Hand mit dem Brief sinken lassen, sah an mir vorbei und erwiderte nach einiger Zeit, daß es ihr gut ginge.

„Hm! Auch im Geschäft?"

„Ja."

Pause. Ich spiele mit dem Papiermesser und schiebe dann zwecklos auf dem Schreibtisch ein paar Bücher, Briefe und was sonst da liegt auf einen Haufen zusammen.

„Wollen Sie sich nicht setzen?"

Sie schüttelt den Kopf. Und immer sieht sie vorbei an mir, immer nach dem Fenster. Da mußte ich nolens volens den Stier bei den Hörnern packen.

„Fräulein Toto, was ist denn los mit Ihnen? Sehen Sie mich doch mal an!"

Dabei trete ich näher an sie heran. Und meine Stimme ist jetzt unsichrer, aber auch natürlicher.

Sie zuckt. Sie atmet schwer.

„Geben Sie mir mal die Hand!"

Ohne auf ihre Antwort zu warten, nehme ich ihre beiden Hände. Die sind eiskalt. Na, und dann lege ich los. Ich hätte da irgendwas läuten hören ... Fräulein Fürbringer wäre wohl häßlich zu ihr gewesen ... ich könnte mir ja auch denken, daß das meinetwegen gekommen wäre ... aber das dürfe sie doch nicht so tragisch auffassen und vor allem nicht mir nachtragen. Und wenn ich auch nicht wüßte, was Fräulein Fürbringer alles gesagt hätte — der liefe die Zunge eben leicht davon und sie gebe sich als richtige Berliner Göre dann viel schlimmer und ruppiger, als sie es im Grunde meine.

So weit war ich gekommen. Das Mädel hatte immer stärker gezuckt. Ihre Brust atmete heftig. Und plötzlich reißt sie mir die Hände weg, schlägt sie vors Gesicht und schluchzt auf.

„Die ist ja so schlecht, so schlecht!"

Na, wenn das Ewig-Weibliche zu heulen beginnt,

muß unsereiner verdammt vorsichtig sein. Ich spreche ihr gut zu, sage zu allem „Ja“ und denke mir im stillen: ‚Laß laufen ... die Tränen werden sie schon erleichtern!‘

Aber sie wird nicht ruhiger. Immer wieder stößt ein Schluchzen auf: „... so schlecht.“ Und bitterlich: „Ich will fort von Berlin. Ich habe mir doch gar nichts gedacht. Ich ... ich bin ja so dumm!“

Rührend, mein Junge! Am liebsten hätte ich diesen „dummen“ Kopf fest an die Brust genommen.

Aber ich halte Abstand und rede beruhigend weiter. Verzapfe die älteste Weisheit: jeder erlebe mal so 'was ... hier in Berlin gäbe es eben Püffe ... da müsse man sich nichts draus machen. Wenn man selber jedem ehrlich und frei ins Gesicht sehn könne, dürfe man das Geschwätz auslachen. Und so ähnlich fort.

Das gute Kind läßt sich allmählich trösten. Sie nimmt die Hände vom Gesicht und sieht mich einen Moment an ... zum erstenmal heut. Dann geht, aber nur wie ein Hauch, zage Röte über die tränenfeuchten Wangen.

„Warum haben Sie mir denn das gesagt, daß sie Ihre Cousine ist?“

Was soll man darauf antworten? Ich zucke eben die Achseln:

„Ach Gott, Fräulein Toto ...“

Es klang wohl sehr welterfahren. Als ob es heißen sollte: Sie sind ein gutes Kind, das verstehn Sie noch nicht ... so geht's eben mal im Leben.

Sie sieht zur Erde und nickt vor sich hin ... mit einem weh ergebenen Ausdruck, als hätte sie der Sphinx des Daseins ins Auge gesehn, als hätte die Welt keine Rätsel mehr für sie und als wäre ihr etwas Schönes in Trümmer gegangen.

Dann trocknet sie mit dem Tuch die Tränenspuren.

„Also nicht wahr, Fräulein Toto, es ist nun alles wieder im Lot. Und wir bleiben die guten Freunde wie bisher. Was würde sonst auch der alte Klette sagen?“

Bittend: „Na — kriege ich nun die Hand?“

Da legt sie die ihre hinein, scheu noch, läßt sie einen Augenblick liegen und geht dann.

Ich war froh und pfiff vor mich hin. In drei Tagen — meditier' ich — ist die letzte Verstimmung beseitigt, und da die goldne Lotte nun endgültig abgesägt ist, steht nichts mehr den schönsten Sonntagsausflügen entgegen. Das war eine feine Aussicht, die meine Stimmung noch verbesserte.

Aber es ward doch nicht ganz so, wie ich dachte. Es war etwas anders geworden zwischen uns. Mein „Mündel" sah mich seitdem mit neuen Sinnen an. Die Schmähungen der goldnen Lotte hatten ihr mit schmerzlich-jähem Ruck die Binde von den Augen gerissen. Das Licht tat noch weh und blendete. Sie fand sich erst langsam darin zurecht.

Und sie sah, daß ich, ihr Quasi-Vormund, auf dessen Bude sie gläubig gekommen war, dem sie sich ohne Arg gleichsam in die Hand gegeben hatte, ein blutjunger Student war. Sie ward sich gleichzeitig bewußt, daß sie mir als junges Mädchen gegenüberstand. Aus dem arg- und ahnungslosen Kinde entwickelte sich das Weib. Das Vertrauen kehrte wohl wieder, aber es war alles bewußter. Sie vergaß nicht mehr, daß ich dreiundzwanzig Jahr zählte.

An tausend Kleinigkeiten merkte ich es. An jedem Augenaufschlag, an ihrer scheueren und doch wieder sichereren Haltung. Und das wirkte wieder sehr merkwürdig auf mich zurück.

Ihre vollendete Harmlosigkeit hatte sie wie ein Panzer geschützt. Jeder wildere Wunsch erstarb davor von selbst. Jede Waffe entsank der Hand.

Jetzt aber, wo sie sich bewußt gleichsam selber schützte, fielen die Hemmungen fort, die meinem Begehr und Verlangen Zügel angelegt hatten, und enger und enger kreiste die Sehnsucht um das erblühende Geschöpf.

Erst von nun ab ward mir Toto gefährlich. Wir gaben uns beide Mühe, harmlos zu sein wie früher, mit denselben Worten und im gleichen Ton wie vordem miteinander zu sprechen, aber heimlich gingen Ströme hinüber und herüber, und ab und zu zuckten verräterische Flämmchen auf ...

In den ersten Wochen hielt sich Toto auch sehr zurück. Und es zitterte noch so viel Schreck in ihr nach, daß sie

fürs erſte von gemeinſamen Sonntagsausflügen nichts mehr wiſſen wollte. Der Name der goldnen Lotte ward nicht mehr zwiſchen uns genannt. Oder doch ... um Monatsmitten herum fiel er noch einmal. Ich kam gerade von dem Reſtaurant zurück, in dem ich zu ſpeiſen pflegte, als ich mein „Mündel“ auf der Treppe traf. Sie ging nach der Mittagspauſe ins Geſchäft zurück. Ein Gruß, ein Nicken, ein paar Worte, wie man ſie zu ſagen pflegt, wenn man nichts Beſtimmtes will. Dann ſtieg ich die Stufen empor, ſie hinunter. Aber plötzlich: „Ach, Herr Grote — —“

Und als ich mich wende, ſteht die Blonde unter mir, die Hand im ſommerlichen Halbhandſchuh loſe aufs Geländer geſtützt, den Kopf zurückgewandt und erhoben, eine unverkennbare Freude in den Augen:

„Denken Sie nur, Fräulein Fürbringer iſt zum erſten Juli gekündigt.“

„Tauſend! Da gratuliere ich. Es wird Ihnen angenehm ſein!“

Sie nickt und ſpringt die Treppen weiter hinab. Die Stiefelchen klippen und klappen nur ſo, als hätten ſie auch ihre Freude. Ich höre es am Ton; ich kenne dieſe Stiefelchen, denn ich ſehe ſie ja jeden Abend vor ihrer Zimmertür ſtehn.

Zehn Tage darauf habe ich Geburtstag. Als ich von der Univerſität komme, duftet mein Zimmer. Roſen ſtehn hier, Nelken da. Die Roſen von Mutter Scherſath; das loſe Nelkenbüſchel von Toto. Sie gratuliert mir mittags perſönlich. Und am Abend feiern wir: Mutter Scherſath, Toto, Erich Milbradt und ich. Als es luſtig wird, bitte ich Toto, uns doch wieder mal zu einem Sonntagsausflug zu begleiten. Aber ſie ſchüttelt den Kopf. Ob ſie denn Furcht habe? N ... nein! Oder hier in der Bude verſauern wolle? Auch nicht! Oder was ſie ſonſt für einen Grund hätte?

„Es war doch voriges Mal ſo wunderſchön,“ ſagte Erich Milbradt.

„Das war es! Und ich möchte ja ſelber gern, Herr Milbradt. Nur — —“

Sie ſpielt mit den Quaſten der Tiſchdecke. Dann

wirft sie den Kopf zurück und sieht nicht mich, sondern den Westfalen an.

„Ich komme schon mit. Ganz gewiß. Aber erst nächsten Monat. Vorher dürfen Sie mich nicht quälen."

Da läuft ein Flämmchen von ihr zu mir. Nur wir beide verstehn uns, ohne Wort, ohne Blick. Sie will nicht Gefahr laufen, im Geschäft noch einmal den Beleidigungen der goldnen Lotte ausgesetzt zu sein. Im Juli fällt das fort. Und dann — dann —

„Komisch," sagt der Westfale, als wir allein sind. „Dein Mündel ist nicht dein Mündel mehr. Habt ihr was vorgehabt?"

„Nein."

Er grübelte eine ganze Zeit.

„Was macht die Lotte?"

Eine Handbewegung: erledigt!

„So, so." Es gefiel ihm nicht. Er brummte, ohne weiter darauf einzugehn. Doch als er sich nach dem Abschied die dunkle Treppe hinuntertastete, die nur von dem Lichtschein erhellt war, der aus der offenen Tür meines Zimmers fiel, sagte er, sich noch einmal zurückwendend: „Junge, Junge, mach' keine Dummheiten!"

⁂ ⁂ ⁂

Der Juli kam. Auf heiße Tage folgten schwüle Nächte, in denen sich die Temperatur kaum abkühlte. In den Zimmern hing die Glut, lastend und erschlaffend. Eine wahre Völkerwanderung wälzte sich des Abends in die großen Biergärten, die ein wenig Kühle verhießen. Und lockend zog die Musik aus all diesen Gärten in die offenen Fenster, eine Stimme der Verführung, die sehnsüchtig machte, die rief und versprach.

Toto saß oft am Fenster ihres Zimmerchens und lauschte tief atmend in die Ferne. Und dann brannte zu später Stunde noch die Lampe bei ihr, und es geschah oft, daß ihre Stiefelchen noch immer nicht auf der Schwelle standen, wenn ich um ein Uhr nachts vom Abendschoppen heimkam. Sie hatte ja ganz recht: schlafen konnte man in dieser Hitze doch kaum. Und es schien, als ob sie sich in diesen Nachtstunden etwas zurechtschneiderte, ein bißchen

Ausgehstaat oder dergleichen. Denn Frau Schersaths Maschine schnurrte, pochte, klapperte bei ihr stundenlang.

Für den zweiten Julisonntag hatten wir den lange besprochenen Ausflug endlich verabredet. Erich Milbradt und ich hatten uns von dem gleichen Schneider zwei Khakianzüge machen lassen, in denen wir wie Brüder aussahen, obwohl der riesige Westfale mich um Haupteslänge überragte. Aber als er am Sonntag mittag zu mir kam und wir uns beide in dem hellen Zeug anstaunten, brachen wir doch in ein Lachen aus.

„Es wird auffallen," sagte der Sohn der roten Erde und wiegte bedächtig den Kopf hin und her. „Besonders wenn dein Mündel als Trauerweide schwarz zwischen den gelblichen Farbflecken steht."

Doch wir sperrten Mund und Nase auf, als Toto erschien. Sie kam nicht allein; Mutter Schersath begleitete sie mit verschmitztem Lächeln.

Sie hatte auf Drängen und Betreiben der Wirtin die Trauer abgelegt. Das Trauerjahr mußte sowieso gleich herum sein, und da neue Garderobe nötig war, hatte sie praktischen Erwägungen Raum gegeben und sich ein weißes Kostüm geschneidert, das ihr in dem heißen Sommer doppelt zu paß kam. Das ganze Mädel war weiß, nur vorn an der Brust trug sie ihre Lieblingsblumen: rote Nelken.

Und rot wurde auch gleich ihr Gesicht, als sie das helle Staunen in unsern Augen sah. Als wollte sie sich verstecken, trat sie hinter die schmunzelnde Wirtin. Sie wollte böse werden, als wir nicht abließen, sie zu bewundern, aber sie wäre kein Mädel gewesen, wenn ihre Augen nicht doch heimlich gestrahlt hätten. Sie war auch in glücklichster Laune, neckte uns mit unseren Anzügen und zog für jeden eine Nelke aus dem Strauß, die den eintönigen Khaki beleben sollte. Um sie dem Riesen ins Knopfloch zu stecken, hob sie sich etwas, und wie ich sie so lachend, leicht und sicher hantieren sah, kam mir blitzgleich die Erinnerung an den Aprilabend, als sie in dem dicken Jackett, den Reisekorb neben sich, zaghaft ganz vorn auf dem Plüschsessel Platz genommen hatte, als wage sie nicht, sich bequem zu setzen. Als ob es ein ganz anderes Mädel wäre!

So fuhren wir denn ins Grüne, und der Tag steht noch heute als ein einziges Lachen und Glücklichsein vor mir. Wir lachten, wenn wir uns ansahen, wir lachten, wenn die Leute schwitzten und sich den Schweiß abtrockneten, wir lachten über Himmel und Erde, über alles und nichts. Es war gewiß furchtbar dumm, aber ich gäbe meine ganze heutige „Klugheit" dafür, wenn ich noch einmal so dumm sein könnte. Irgendwo an der Oberspree tranken wir Kaffee. Dann gingen wir durch Wälder und sangen zweistimmig, schrien vor Freude, als wir ein Reh sahen, und zählten nach, als der Kuckuck rief, wie lange wir noch auf die Hochzeit warten müßten. Erst Erich Milbradt. Achtmal rief der Kuckuck da, und der lange Westfale war es zufrieden. Bei mir machte der Gauch es ausgiebiger. Aber als sich Toto hinstellte, brach er nach zwei Rufen plötzlich ab, als wäre er gestört worden.

„Zwei Jahr," sagte sie und sah uns lächelnd an. Und dann schüttelte sie den Kopf mit der Fülle des rötlichblonden Haars.

„Ich möchte nicht sterben — nie, nie, nie — ich möchte aber auch nicht alt werden. Das Leben ist so wunder-, wunderschön!"

Ein heftiger Schauer von Jugendseligkeit überrann sie.

„Können Sie laufen?" sagte sie. „Wer greift mich?"

Und ihre flinken Füße sprangen schon den Weg hinunter, bevor wir noch zur Besinnung kamen. Wir sahen ihr nach, wie sie dahinflog, eine Hand am Hut, wir sahen das Wehen ihres weißen Kleides.

Dann jagten wir nach, jauchzend wie die Buben. Wir waren schneller, aber sie hatte solchen Vorsprung, daß es eine Weile dauerte, ehe wir dicht hinter ihr waren. Sie hörte uns, lief schneller, kreischte in halbem Schreck und wandte sich einmal um. Ich berührte ihr Kleid, ich griff sie endlich mit beiden Händen.

Keuchend, mit fliegender Brust und lachendem, rotem Gesicht, hielt sie inne. Ich, doch auch etwas erregt und ohne sie loszulassen, dicht neben ihr. Unser Atem vermischte sich. Jugend hatte sich Jugend gefangen und wollte sie nicht freigeben.

Auf dem Waſſer.

Gemälde von Leo Putz.

Zum Aufſatz: „Der Künſtler und ſein Modell“.

„Iſt das nicht dumm? Bei der Hitze ſo zu rennen?“

„Ja, Fräulein Toto!“

Aber es klang, als hätten wir beide gemeint, es ſei herrlich. Da lachten wir, und ich ließ ſie los, und wir gingen geſittet wieder zu dreien einher, bis wir durſtig und wandermüde in ein großes Lokal gerieten. Auch hier zog ſich der Garten zum Waſſer hinab, alte Bäume neigten breite Wipfel über beſetzten Tiſchen, im Saale ſpielte Muſik, und erhitzte Mädchengeſichter ſahen aus der Tür.

Der Zufall wollte es, daß gerade ein Tiſch am Waſſer frei ward, den wir ſofort mit Beſchlag belegten. Und da wir bereits Kaffee getrunken hatten, ſchlug Erich Milbradt zur Feier des Tages eine Erdbeerbowle vor. Als er Toto um ihre Meinung fragte, hob ſie mit einem ſeltſamen Lächeln die Schultern.

„Wie ſollte ich das kennen?“ ſagte ſie leiſe, doch ohne falſche Scham. „Ich habe mein Lebtag noch keine getrunken.“

Da wurde natürlich eine gebraut, und weil wir durſtig waren, tranken wir die erſten Gläſer in großen Zügen.

„Schmeckt ſie, Fräulein Toto?“ fragten wir faſt gleichzeitig.

Über das Glas fort lachten ihre Augen: „Gut!“ Sie zog die Handſchuh aus, ſie nahm den Hut ab und legte ihn neben ſich. Trotzdem wir am Waſſer ſaßen, war es drückend ſchwül. Unter den Kronen der Bäume hing die Glut. Der Himmel war dunſtig, und von fern ſchien ein Gewitter heraufzuziehen. Dazu vom Saal die Tanzmuſik, die das Blut rebelliſch machte und die, wenn man auch nicht hinhören wollte, einem ins Ohr fiel.

„Tanzen Sie eigentlich?“ fragte ich, als wir alle faſt fünf Minuten ſchweigend auf die Walzerklänge gehört hatten.

Toto aß mit dem Löffel die Erdbeeren aus dem Grund ihres Glaſes. Zwiſchen ihren roten Lippen lag eine rote Frucht; ſie ſpielte einen Augenblick damit und ſah nach dem Saal, in dem die Paare ſich drehten.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte ſie. „Ich glaube, ich könnte es.“

Sie hatte die Hände ruhig und übereinander auf den Tiſch gelegt. Zum erſten Male ſah ich, daß ſie einen Ring

trug — einen schmalen billigen Reif mit einem farbenfrohen Halbedelstein darin. Offenbar eine neue Erwerbung. Ich neckte sie damit, und sie gestand, daß sie ihn kürzlich gekauft hätte. Als wir noch dabei waren, legte ein Dampfer an, der neue Passagiere brachte. Wir musterten sie eben, als Erich Milbradt einen leisen Ausruf des Staunens tat und sich zu seiner ganzen Größe aufreckte. Er sah scharf hinüber, ward gesehen, grüßte und bat um Entschuldigung: er kenne die Herrschaften und müsse ihnen wohl guten Tag sagen.

Damit verschwand er. Es kam mir etwas komisch vor, daß er es so eilig hatte. Überhaupt war er die letzte Viertelstunde stiller gewesen als sonst und hatte vor sich hingequalmt, ohne viel zu reden.

„Sie werden ihn doch nicht da behalten?" sagte Toto und blickte ihm nach.

Aber nach zehn Minuten kam er wirklich zurück: es wären Landsleute, denen er sich nicht entziehen könnte und die ihn die ganze Zeit gequält hätten, doch nun bei ihnen zu bleiben. Ob wir es ihm verübelten, wenn er uns Adieu sagte?

Selbstverständlich wollten wir ihn nicht halten. Aber ich ward das Gefühl nicht los, daß noch etwas anderes dahinter steckte.

„Schade," sagte Toto. „Es war gerade so hübsch. Eigentlich hätte Herr Milbradt nicht gehen dürfen."

Ich fand das gleichfalls, doch ich verteidigte ihn und versuchte, durch verdoppelte Fröhlichkeit den Verlust wett zu machen. Es gelang mir auch bald. Wir lachten um die Wette, und als ich die Gläser neu gefüllt hatte, hob ich ihr das meine entgegen: „Prosit, Fräulein Mündel!"

Sie stutzte. „Prosit, Herr Vormund," antwortete sie mit vorgespiegeltem Ernst, doch schon beim Trinken kam das Lachen, das ihr in der Kehle saß, empor, sie verschluckte sich und blieb in einem Kichern.

„Wie drollig das ist," sprach sie, „alle andern haben Vormünder, die alt sind. Die haben einen weißen Ziegenbart (damit griff sie sich ans Kinn). Und hier haben sie eine Platte (damit tippte sie auf ihr volles Haar). Und die Zähne fallen ihnen auch aus (damit packte sie mit zwei

Fingern ihre weißen, festen Mausezähne). Nur ich hab' einen Vormund, der jung ist."

Halb tot wollte sie sich lachen. Sie ergriff das Glas noch einmal. „Prosit, Herr Vormund!"

Als sie getrunken hatte, schloß sie einen Moment die Augen und rollte den Kopf von einer Schulter zur andern.

„Heiß, heiß! Ich glaube, das Gewitter kommt heut doch noch!"

Sie hatte es kaum ausgesprochen, als ein erstes dumpfes Grollen ihre Worte bestätigte. Und in unerwarteter Schnelligkeit zogen dunkle Wolken mit violetten Rändern herauf, immer öfter erhellte ein jähes Leuchten den nördlichen Himmel, Blitze zuckten, das Wasser ward grau, die Bäume standen reglos wie in Erwartung.

Als die ersten schweren Tropfen fielen, stürmte alles aus dem Garten in den schützenden Saal. Auch Toto und ich flüchteten, der Kellner brachte uns die halbgeleerte Bowle nach und verschaffte uns mit Mühe und Not zwei Plätze. Aber wir saßen nun eng gedrängt und eingekeilt zwischen den andern, vor uns den großen Saal, auf dessen glänzend glattem Boden sich die Paare drehten. Denn der Tanz ging weiter, obwohl draußen das heraufgekommene Gewitter in furchtbaren Schlägen tobte. Wasserstürze warfen sich gegen die Fenster, der Spiegel der Spree war blankgefegt von all den Booten, die sich eben noch darauf getummelt hatten, und Blitze erschreckten die Ausschau haltenden Augen.

Toto war blaß. Sie fürchtete sich, wie sie gestand, vor jedem Gewitter. Um sie abzulenken, wies ich ihr die Tanzenden, goß ihr neu das Glas voll und fragte sie endlich, ob sie mit mir nicht auch einmal einen Walzer versuchen wolle.

Sie weigerte sich erst standhaft. Es wäre Sünde, meinte sie, beim Gewitter zu tanzen. Aber dann folgte sie mir doch. Sie war erst unsicher, doch sie fand sich bald hinein. Und so wiegten wir uns Brust an Brust, bis der Tanzmeister mit der Gardenie im Knopfloch der Musik ein Zeichen gab, die Instrumente verstummten und nun von jedem Pärlein der obligate Groschen eingezogen wurde. Dann ging es weiter. Als das Eis einmal gebrochen war,

brauchte ich nicht mehr zu bitten. Es zuckte Toto in allen Gliedern, immer inniger ſchmiegte ſie ſich dem Rhythmus der Muſik an, ſie tanzte zuletzt mit geſchloſſenen Augen, ſie hörte das Praſſeln des Donners nicht mehr.

Ich habe da begriffen, daß es im Mittelalter eine Tanzkrankheit gegeben hat. Ein Tanzrauſch hatte uns bewältigt. Wir ſahen keinen andern; wir ſtanden während der Pauſen vor unſern Plätzen, wehten uns mit dem Taſchentuch Kühlung zu, tranken aus unſern Gläſern und ſtrebten inſtinktiv ſofort wieder zuſammen, wenn die Inſtrumente einſetzten. Ich weiß nicht, wie lange das gedauert hat. Dann, als wir wieder einmal zurückkehrten, war von unſern beiden Plätzen nur einer noch frei. Toto wagte ſich nicht zu ſetzen. Bis eine dicke Bürgerfrau ſie gutmütig ermunterte: „Nu ruhen Sie ſich doch man aus, Fräuleinchen. Ihr Schatz wird ja von dem bißchen Stehen nicht gleich umfallen!“

Neugierig und lächelnd blickte alles einen Moment auf uns hin. Verwirrt drückte ſich Toto auch wirklich in die Lücke. Aber ſie wagte nicht mich anzuſehen.

Auch mir hatte das Wort einen leichten Schlag verſetzt. Sie hielten alle Toto für meinen Schatz. Sie fanden auch gar nichts dabei. Sie lächelten uns nachſichtig zu. Und in der Hitze ward mir noch heißer.

Das Gewitter hatte inzwiſchen aufgehört, der Regen nachgelaſſen. Schon brach die Abendſonne durch, die Kellner trockneten Tiſche und Stühle ab, und die kühnſten der Gäſte ſetzten ſich ſchon wieder ins Freie.

Da drängte auch Toto zu gehn. Sie wollte plötzlich nicht mehr tanzen. Und ſie ſah ſich draußen nach Erich Milbradt um, als wäre es gut, wenn er da wäre.

Als ſie lange nichts ſprach, fragte ich, ob ſie müde wäre.

„Ich weiß nicht.“

„Oder iſt Ihnen ſonſt was?“

„Wirblig! Wirblig!“ ſagte ſie lächelnd. „Das macht der Tanz und der Wein.“

„Und die Jugend . . . Liebe kleine Toto, wie lange ſind wir denn noch jung? Ein paar Jährchen noch, dann tanzen andere hier, und alles iſt aus.“

Sie nickte nur und war ſchweigſam, aber ließ ſich

willig zum Abendbrot in das eigentliche Restaurant ziehn. Hier saßen wir, bis es dunkel ward und die Sterne stiegen.

Es war ein herrlicher Abend geworden. Nach dem Regen und dem Gewitter strömte der Boden herbkräftigen Geruch aus, stärker dufteten die getränkten Blumen, und aus den Gärten der Villen schlug der Wohlgeruch in einzelnen Wellen zu uns herüber. Es wäre schön gewesen, den weiten Weg nach Hause zu wandern, aber der Boden war zu feucht. Mit den Pferdebahnen war kein Mitkommen. Da riefen wir eine einzelne Droschke an, die zufällig des Weges kam. Sie war geschlossen, und trotz der offenen Fenster roch es innen dumpf und muffig. Aber es blieb uns keine andere Wahl. Wir stiegen ein und rumpelten langsam vorwärts.

Toto nahm den Hut ab und lehnte sich in die Polster zurück.

Plötzlich sagte sie: „Ich möchte Sie etwas fragen ... haben Sie jeden Sonntag mit Fräulein Fürbringer getanzt?"

Sie bog den Kopf dabei weit nach hinten, daß er ganz in dem Dunkel des Wagens lag.

„O, nicht immer ... Warum wollen Sie das wissen?"

„Sie sollen das nicht," erwiderte sie, und es klang merkwürdig in das Rollen der Räder.

„Ich habe ihr ja auch abgeschrieben. Es ist aus zwischen uns, für immer und ewig."

Toto machte eine kurze Bewegung. Ihre Stimme zitterte, als sie nach einer Pause sagte: „Das ist gut. Ich ... ich ... alles ist so schön heut!"

Da schlug mir das Herz bis zum Hals empor, und in einem Schauer von Glück und Seligkeit bog ich mich zu ihr, bog mich über sie und wollte ihr in die Augen sehen.

„Sie zerdrücken mir ja den Hut," sprach sie mit Anstrengung und kaum verständlich. Und in einem Erglühen, das ich mehr ahnte als erkannte, bog sie das Gesicht dem Fenster zu.

Da rückte ich etwas ab und sagte leise: „Toto!" Ich suchte ihre Hand. Die war heiß. Sie wehrte sich. Sie zuckte. Dann lag sie still in der meinen.

Keiner sprach. Unsere Schultern berührten sich. Es war, als ob wir das Wandern unseres Blutes spürten, als ob geheimnisvolle Ströme hinüber- und herübergingen.

Unbeweglich ſahen wir dabei zu dem kleinen Fenſter der dahinrumpelnden Droſchke hinaus. Feiertagsmüde Menſchen zogen auf Wegen und Stegen heimwärts. Hier waren Gruppen, die ſangen. Hohe Mädchenſtimmen ſchwebten ſehnlich empor, wie geſtützt und getragen von den dunkleren und tieferen Stimmen der Männer. Es war ein Suchen und Fliehen, ein Zueinanderneigen und gemeinſames Aufſtreben, ein brauſend Sichfinden und Stillewerden.

Liebespaare, eng aneinandergeſchmiegt, keines das andere beachtend, ſchritten dahin, und die Flammen, die in ihnen loderten, ſchlugen heimlich zu uns herüber.

„Wie ſie glücklich ſind!“ ſagte ich leiſe. „Ob ſie nicht doch recht haben? Sonſt wären ſie einſam und leer und lau, und ihre Jugend ginge hin wie eine Blume, die welkt und ſtirbt, ohne einen gefreut und erquickt zu haben.“

Nach einer Pauſe: „Sie verſtehn das noch nicht.“

Sie wandte das Haupt nicht zu mir.

„Vielleicht doch!“ ſprach ſie und atmete ſtärker. Ich fühlte es an ihrer Schulter, die ſich leiſe gegen meinen Arm hob.

Und immer noch hielt ich ihre Hand, als müßte es ſo ſein, dachte nicht an früher und ſpäter, fühlte und koſtete nur das Glück dieſer Jugendſtunde in der alten muffigen Droſchke.

Kinder mit Lampions, die wie farbige Monde an den Stöcken hingen, wanderten eine Zeitlang neben uns. Bunt fiel das Licht in unſern Kaſten, glänzte einen Augenblick auf Totos Haar und Geſicht und blieb zurück. Es war eine zauberiſche Fahrt durch die Sonntagsnacht, und mir wäre es recht geweſen, noch Stunden ſo ſtill dazuſitzen, im Ausſchnitt des kleinen Fenſters die wechſelnden Bilder kommen und ſchwinden zu ſehen und den Atem des warmen Lebens an meiner Seite zu ſpüren.

Doch ſchon ratterten die Räder durch Berliner Straßen.

Als erwache das Mädchen, richtete ſie ſich auf, entzog mir die Hand und ſteckte den Hut im Haar feſt.

„Nun iſt alles gleich wieder vorbei,“ ſagte ich halb zu mir ſelber. „Und wer weiß, ob wir noch einmal ſolchen

Tag erleben. In vierzehn Tagen beginnen die Universitätsferien."

Die Hand noch immer am Knopf der Nadel, die den Hut nicht halten wollte, wandte sie sich zu mir.

„Und dann gehen Sie fort? Nach Polajewo?"

„Nein. Oder nur auf einen Husch, um dem alten Klette Bescheid zu sagen. Dann soll ich nach Schlesien, zu Verwandten."

Sie blickte wieder zum Fenster hinaus. Nach einer Weile: „Wie lange dauern die Ferien denn?"

„O, die sind reichlich. Drei Monate kommen schon heran."

Leicht erschrocken preßte sie die Lippen zusammen. Sie zählte: August, September, Oktober.

„Haben das alle Studenten?"

„Alle! Vor Anfang November werde ich kaum zurück sein. Und Sie, Fräulein Toto? Vielleicht haben Sie dann schon Freundinnen gefunden. Vielleicht gar einen Bräutigam."

Sie sah mich an. Mir war, als ob Tränen ihre Augen füllten.

Und so leise, daß es im Räderrollen fast unterging, erwiderte sie: „Ich habe Ihnen doch nichts getan. Warum reden Sie so etwas?"

Ihre Lippen zuckten.

Da kam ich mir selber roh und häßlich vor, wollte es gut machen, stotterte dummes Zeug und hatte sie über die Maßen lieb.

Sie antwortete nichts darauf, doch als sie dann mahnte: „Wir müssen aussteigen!" merkte ich an dem Tone, daß sie nicht mehr böse war.

Eine kurze Strecke vor unserem Hause ließen wir die Droschke halten und gingen die wenigen Schritte in der stillen Straße. Ich schloß die Haustür auf und zündete dann ein Streichholz an, bei dessen flackerigem Schein wir uns die Treppen emportasteten.

Aber hier in der Dunkelheit, so kurz vor der Trennung, fiel es mich übermächtig an, daß wir so, nach dieser leisen Verstimmung, nicht auseinandergehn dürften und daß ich es nicht ertragen könnte, jetzt allein zu sein.

Und während ich hinter dem weißleuchtenden Kleide herschritt, die Hand an der glatten Stange des Geländers emporführend, das noch eine leise Wärme von der Mädchenhand bewahrte, sagte ich, daß es eigentlich noch früh wäre, und daß man jetzt doch nicht schlafen könne, und daß alles Schöne so schnell vorbeiginge.

Es war in den geflüsterten Worten ein Bitten und Betteln, das sich noch nicht deutlich herauswagte.

„Sind Sie schon müde?"

Sie blieb auf der Stufe stehn, die sie eben erstieg, lehnte sich gegen das Geländer und atmete schwer.

„Ich weiß nicht."

„Sonst könnten wir doch noch ein Viertelstündchen auf meinem Balkon sitzen."

Da war es heraus, und ich hielt den Atem an und ging leise, um zu hören, was sie sagte. Aber so sehr ich auch auf ein Wort spannte, ich hörte nur ihr Kleid leise rauschend an die Treppe schlagen und hörte ihren Atem. Als sie vor der Korridortür stehn blieb und ich neben sie trat, um zu öffnen, berührten sich unsere Arme. Der Schlüssel zitterte und fand lange das Schloß nicht. Dann standen wir in dem dunklen, engen Flur.

Man sah hier keine Hand vor Augen, und während Toto mit der Kette klirrte, die sie vor die Tür zu legen versuchte, strich ich fahrig ein Zündholz nach dem andern an.

„Ich mach' schon Licht . . . einen Augenblick!"

Doch die Hände versagten mir, die Hölzer flammten auf und erloschen. Ein halbes Dutzend hatte ich schon am Boden verstreut.

„Es ist ja nicht nötig . . . ich finde ja schon," sagte Toto flüsternd. Und obwohl ich wußte, daß sie flüsterte, um Frau Schersath nicht zu wecken, drang dieses Flüstern in der Finsternis mit unsagbar erregender Gewalt auf mich ein.

Sie mußte, um zu ihrer Tür zu kommen, an mir vorüber. Ich preßte mich fest an die Wand, die Wand kühlte meine heißen Hände, die sich dagegen drückten, — nur das weiße Kleid streifte mich.

Dann öffnete Toto die Tür ihres Zimmerchens. Sie

blieb auf der Schwelle stehn und rang mit sich. Mir war, sie sähe fortgesetzt zu mir hinüber. Aber nur mein Gefühl wollte das wissen: erkennen konnte ich es nicht.

Plötzlich sprach sie: „Ich habe Kopfweh. Ich will nur den Hut abnehmen."

Sie kam! Es war kein Zweifel, sie kam! Halb taumelnd habe ich mein Zimmer geöffnet, die Balkontür aufgerissen und zwei Stühle hinausgetragen. In silberweiß leuchtenden Wolken schwamm der Mond. Sein Licht flutete durch meine Stube. Auf dem Teppich lag breit ein heller Streifen.

Auf und ab, auf und ab bin ich in diesem Lichte gewandert. Ich hörte es nebenan rascheln und rumoren. Ich hörte mein Blut singen und mein Herz klopfen. Ich habe einmal den Kopf in die Hände genommen und die Schläfen schmerzhaft gedrückt.

Ganz deutlich hörte ich die Stimme Erich Milbradts: „Mach' keine Dummheiten, Junge!"

Warum war er heut nicht dageblieben? Warum hatte er uns allein gelassen?

Aber alles ertrank dann wieder in dem einen brausenden Gefühl, daß Toto noch kommen würde.

Sie kam. Sie stand auf der Schwelle. Wie etwas auswendig Gelerntes oder lange Überlegtes sagte sie: „Es wird schon zu kühl sein."

Lange lehnte sie sich dann über die Brüstung des Balkons. Die Häuser gegenüber schliefen längst. Kein Fenster, das erleuchtet war. Auch die Straße war wie ausgestorben. Selten, daß der Schritt eines Heimkehrenden emportönte.

Und diese Stille, diese riesige, ungewohnte Stille, wuchs allmählich wie eine Macht, die alles bezwang, auch über uns fort. Wir setzten uns gegenüber, wollten reden und konnten es nicht. Wie zerbrochen klang jedes Wort, es ward in dem gewaltigen Schweigen ganz von selbst zum Flüstern und verlor sich. So verstummte nach losen Ansätzen bald jedes Gespräch, und die Stille erhielt immer mehr Wucht und bedrückte uns. Wir verstanden es kaum mehr, daß wir hier saßen, wir sahen aneinander vorüber und verhielten unsern schweren Atem. Wir wurden matt

unter einer unerträglichen Spannung, in der wir geheim fieberten, und wußten nicht, wie das enden sollte.

Wenn ein Wagen vorübergekommen wäre, das Gelächter angeheiterter Nachtschwärmer den Weg zu uns gefunden oder sonst etwas das lähmende Schweigen unterbrochen und verjagt hätte — wie eine Erlösung hätten wir es beide begrüßt.

Aber nichts — gar nichts — Mondschein und Stille.

Und wir beide darin — ganz allein, zwei junge, glühende, glückshungrige Menschen . . .

Unerträglich ward die Spannung. Ich sah die roten Nelken an Totos Brust zittern; ich krampfte die Hand um eine eiserne Stange des Balkongitters, daß die scharfen Kanten sich mir ins Fleisch preßten.

Da endlich klangen Schritte. Sie bogen um die Ecke, sie kamen näher. Wie erlöst wandten wir uns beide dem Laut des Lebens zu.

Drüben, auf der anderen Straßenseite, ging, eng verschlungen, ein Liebespaar. Es brauchte keinen Späher zu fürchten. Als wäre es allein auf der Welt, schritt es dahin. Und dann, mitten auf dem Trottoir, blieb es stehen, das Mädchen legte die Arme um den Hals des Mannes, und sie küßten sich.

Da stand Toto auf. „Ich muß jetzt gehn!“ sagte sie. Bis heut höre ich den gepreßten Klang der Stimme.

Es kam so plötzlich, daß ich kein Wort fand und ihr nur nachschritt. Mitten im Zimmer, in dem Mondschein, drehte sie sich halb um. Und ich weiß nicht mehr, ob ich sie leise gerufen habe oder ob ihr Herz nur den Ruf des meinen vernahm, ob ihr Fuß alle Kraft verlor und nicht mehr weiterfand oder wie es sonst war — ich weiß nur, daß wir uns Aug' in Aug' gegenüberstanden, Sekunden und Ewigkeiten, daß meine Arme sie umfingen und hoben, daß sie mit einem seltsam hohen Laut aufseufzte und wie ein Kind, den Mund schon halb gegen meine Schulter gepreßt, „Bitte — nein!“ sagte. Aber dabei schlang sie die Arme schon um meinen Hals — ganz wie vorhin das Mädchen in der stillen Straße — und der erhobene Mund traf den meinen, der suchte und sich sehnte.

Feuer fiel auf die Welt, und die Flammen ſangen in Sturm und Brauſen. Es ſangen die Sterne, die durch den Himmel gingen, und es ſang unſer Blut. Der Vollmond leuchtete heller und ließ nicht von Totos Geſicht. Es war ſtill, ſelig, müde. Sie hatte wie beim Tanz die Augen geſchloſſen. Ihr blondes Haar mit dem rötlichen Schimmer hatte ſich gelockert. Eine loſe Strähne fiel ihr ſeitwärts übers Ohr. Sie wußte es nicht. Ihre Lippen blühten. Ihre holde Jugend lag mir laß und willfährig im Arm, es gab keine Zeit und keine Zukunft, kein Morgen und kein Geſtern . . .

Wieviel Herzſchläge lang hat es gedauert? Es muß kurz geweſen ſein, denn Mund war nicht von Mund gewichen.

Da kam von unten ein ſcharfes Glockenzeichen. Ein ſpäter Radfahrer gab wohl, um die Ecke biegend, das Warnungsſignal.

Ein jähes Aufſchrecken, ein dunkles Erglühen, und wortlos ein haſtig Losreißen und Flüchten.

Ich hörte die Tür ihres Zimmers gehn. Ich war allein und konnte es noch nicht begreifen. Ich ſchlich wie ein Dieb zur Schwelle und lauſchte in den dunklen Korridor hinein, als müßte ich noch ein Wort zum Abſchied hören, ein ‚Gute Nacht', eine Regung . . .

Die Minuten ſchlichen, dehnten ſich, wurden zu Viertelſtunden. Wie ſinnlos ſtand ich noch immer da und ſtarrte ins Finſtere.

Aber dann erſchrak mein Herz: Totos Tür ward leiſe geöffnet, die Stiefelchen klappten auf die Schwelle nieder.

Und ſiedeheiß ſchlug mir das Blut ins Haupt, die Dunkelheit ward purpurn, feurige Ringe kreiſten, meine Augen brannten in die Finſternis, es ſtieß mich etwas vorwärts, dem ich wehren wollte, meine Hände umklammerten die Pfoſten der Tür —

Bis mit einem Male alles ſtill ward und allein ein kurzes Geräuſch blieb: zweimal hintereinander ein Knirſchen und Knacken.

Toto hatte ihre Tür verſchloſſen.

Zum erſtenmal.

Da bin ich in mein Zimmer gegangen, taumelnd in plötzlicher Müdigkeit. Es gab gegen dieſe furchtbare Ermattung kein Wehren. Mit halb geſchloſſenen Augen habe ich mich entkleidet, aber als ich ſchon im Bett lag, ſah ich auf dem Teppich, im Scheine des Mondlichts, eine rote Nelke.

Sie war welk und halb zerquetſcht unter einem Schritt. Sie hatte keinen Stiel mehr: nur der grüne Kelch war da, aus dem die roten gezackten Blütenblätter herauswuchſen.

Und trotz meiner Todmüdigkeit habe ich mir die Nelke geholt. Neben mein Geſicht habe ich ſie hingelegt, und während ſich die Glieder ſchon löſten, ſpürte ich einen zarten Anhauch, einen letzten zagen Duft der ſterbenden Blume. Sie ging in meinen Traum über, und die Nelke war mein und Toto, alle Seligkeit der Jugend und die zitternde Sehnſucht dieſes letzten Tages. —

⁂ ⁂ ⁂

Es war nicht gut, daß die Abende ſo warm und ſtill waren, daß die Muſik in den Gärten lockte und überall die Roſen blühten.

Ich habe mein Herz in die Hände nehmen und ſtarr geradeaus ſehen müſſen. Und ich weiß nicht, ob ich's gekonnt hätte, wenn nicht einer neben mir geweſen wäre: Erich Milbradt.

Er war am Montag zu mir gekommen. In aller Herrgottsfrühe. Frau Scherſath hatte ihn ins Zimmer gelaſſen. Ich hatte es nicht gemerkt. Wie ein Toter hatte ich geſchlafen. Das Merkwürdigſte aber: er hatte mich nicht geweckt. Er war gleich gegangen.

Ich fragte nicht nach dem Grunde. Ich hatte ſoviel andere ſchwere Steine zu mahlen. Aber als es Abend ward, als Toto zurückkehren mußte, bin ich zu ihm geflüchtet: Komm mit!

Er kam gleich. Durch den Tiergarten ſind wir gelaufen und haben uns müde auf eine Bank geſetzt.

Der geſtrige Sonntag war im Geſpräch noch gar nicht berührt worden. Jetzt aber, unter den ſchweigenden Bäumen, zog ich mit dem Stock Linien und Kreiſe in den Sand und fragte: „Warum biſt du geſtern ſo plötzlich verſchwunden?“

Er brauchte zu seiner Antwort lange genug. Er konnte nicht recht lügen.

„Es ging nicht anders," sagte er, ganz schlicht und fest, daß niemand daran zweifeln konnte und daß jede weitere Frage gleichzeitig damit abgeschnitten war. Er war ein schamhafter Mensch.

Aber jählings ahnte ich, daß er seit gestern viel in sich verkämpft und niedergerungen hatte. Er erlaubte keinem, daran zu rühren. Er allein hatte damit zu tun. Und fast neidvoll sah ich seine feste Ruhe und Gelassenheit.

Gleichzeitig aber fühlte ich mich ihm so nahe, wie nie zuvor. Wie ein Bruder saß er neben mir. All das Drängen und Gären, die zerrende Unruhe, Schuld und Beschämung, Sehnsucht und Not wurden stiller.

„Wenn es dir recht ist, könnten wir die Abende bis zum Semesterschluß zusammen verbringen."

Er hob nur ein wenig das Haupt.

„Gern!" nickte er dann.

Und ich, immer noch mit der Zwinge des Stockes den Boden lockernd, wie zur Erklärung: „Ich möchte keine Dummheiten machen."

Da zuckte der Riese doch zusammen. Es schien, als verwundere er sich und wolle etwas sagen. Doch er brachte es nicht über die Lippen.

Erst nach einer Weile sprach er: „Ich war heute früh bei dir."

„Warum hast du mich nicht geweckt?"

Er schüttelte nur den Kopf. Aber wie eine Vision stand plötzlich das Bild vor mir, das ich nicht gesehen hatte: Der Westfale vor meinem Bett, hergetrieben von einer Gewalt, die stärker war als er. Und ich tief im Schlaf, auf den Lippen noch Totos Kuß, und neben mir die Nelke — die arme, zerquetschte Nelke von Totos Brust.

Es war kein Zweifel: wegen der Nelke war er gegangen.

„Du hättest mich ruhig wecken können, Erich!"

Er stutzte wohl bei dem Ton. Halb scheu flog sein Blick über meine Augen.

„Ich konnte es nicht wissen," sagte er dann einfach.

Aber als wir aufstanden, schob er seinen Arm in den meinen. —

Eigentlich sorgte er nun die ganze Zeit bis zum Ferienbeginn geradezu rührend für mich. Am Tage ging es ja. Da war das Kolleg. Da war Toto im Geschäft. Da gab es tausend Dinge, die ablenkten. Nur die Abende quälten. Wo wir auch waren und saßen: wie ein irrer Drang befiel es mich, heimzulaufen, das Mädel, das da in ihrem Zimmerchen war, in die Arme zu nehmen und nach Gott und Welt nicht zu fragen. Und nachts geschah es, daß ich mit wildem Herzklopfen auffuhr und horchte, als hätte mich einer gerufen.

So kam der Tag des Abschieds, gefürchtet und ersehnt zugleich. Die Koffer waren gepackt, der Wagen bestellt. Ich wagte nicht, Toto in mein Zimmer zu bitten. In der guten Stube von Frau Schersath habe ich ihr Adieu gesagt.

Sie sah mich kaum an, ihre Hände hingen laß herunter. Sie schien mir blasser, aber es war vielleicht Einbildung.

Mühsam quälte sich das Gespräch hin, in konventionellen Fragen und Antworten. Dann fragte ich, ob ich ihren Vormund grüßen dürfe, Herrn Klette. Sie bat darum.

„Kennen Sie eigentlich den Brief, den er mir Ihretwegen geschrieben hat?"

Sie schaute auf und schüttelte den Kopf.

„Es ist der, den Sie selbst mir brachten. Ja, ja, bitte . . . Sie sollen ihn lesen!"

Das Papier knisterte. Sie verstand es nicht und überflog die Zeilen. Ihr Gesicht blieb blaß und still. Bis sie mit einemmal stutzte und langsam rot ward. Es war keine jähe Glut, die flammend über ihr Antlitz lief. Nur eine feine ansteigende Röte.

Sie las die Zeilen: „Ich stelle sie unter Ihren Schutz und weiß vorher, daß Sie mein und des Mädchens Vertrauen nicht täuschen werden."

Ein leises Zucken der Lippen. Sie nickte nur ein paarmal vor sich hin.

„Danke," sagte sie und gab mir den Brief zurück.

Es war nichts mehr zu besprechen. Ich habe ihr nur die Hand hingestreckt: „Adieu!" Aber ich fügte noch hin-

zu, was ich nicht hinzufügen wollte: „Liebes Fräulein Toto!“

Da faßte sie nach meiner Hand — mit einer wunderlichen Bewegung — und ich schäme mich, aber wenn ich gleich sterben soll: ich glaube, sie wollte mir die Hand küssen.

Es ging wohl wie ein Schlag durch mich hindurch und ein Wehren. Sie hat es auch nicht getan. Hat die Hand nur genommen, gehalten und kein Wort gesagt.

Das war unser Abschied. Aber als mein Wagen schon mit mir und den Koffern durch die Straßen zum Bahnhof rollte, hatte ich noch immer damit zu tun, und vor einem Geschäft ließ ich ihn halten und suchte etwas aus, das sie zum Andenken haben sollte. Ich fand ein schmales, feines, goldenes Kettchen, an dem ein vierblätteriges Kleeblatt hing. Ich ließ es an sie senden. Von wem es kam, würde sie wissen. —

Als ich nach drei Monaten zurückkehrte, hatte mir Erich Milbradt im Universitätsviertel eine Wohnung besorgt. Ich habe Toto noch ein paarmal aufgesucht, aber wir waren nie allein: Mutter Scherfath saß mit in der guten Stube und erzählte von früher. Es war gut so. Nur eins freute mich heimlich und machte mich warm: durch Totos durchbrochene Bluse schimmerte ein feines, goldenes Kettchen. Sie sah wohl, daß ich es erkannte. Aber sie sagte nichts. Und wir konnten uns diesmal schon ansehen, als wir uns die Hand gaben.

Nach Weihnachten dann bekam ich seltsamen Besuch. Mit starr emporgebürstetem Blondhaar, im schwarzen Bratenrock trat ein Mensch, Mitte der zwanziger, bei mir ein, stellte sich vor und bat um eine Unterredung.

Herr Oleischek ... Kaufmann ... oder wie er es ausdrückte: gelernter Materialist. Natürlich Ostpreuße. Ein stämmiges Kerlchen mit unverhältnismäßig großen Händen. Es waren Riesenpranken, die der Mensch hatte. Unwillkürlich mußte man schmunzeln.

Ja, und was er wollte ... seine Schwester war mit Fräulein Toni Liebig im selben Geschäft. Dadurch hätte er die junge Dame kennen gelernt. Und sie gefiele ihm sehr. So sehr, daß er versuchen wolle, sich ihr noch mehr

zu nähern. Aber er sei kein leichter Mensch. Er wisse selber, er hätte nichts Bestechendes. Doch er wäre ein ehrlicher Kerl mit reellen Absichten, kein Schöntuer und Flausenmacher. Ja, so sei es ...

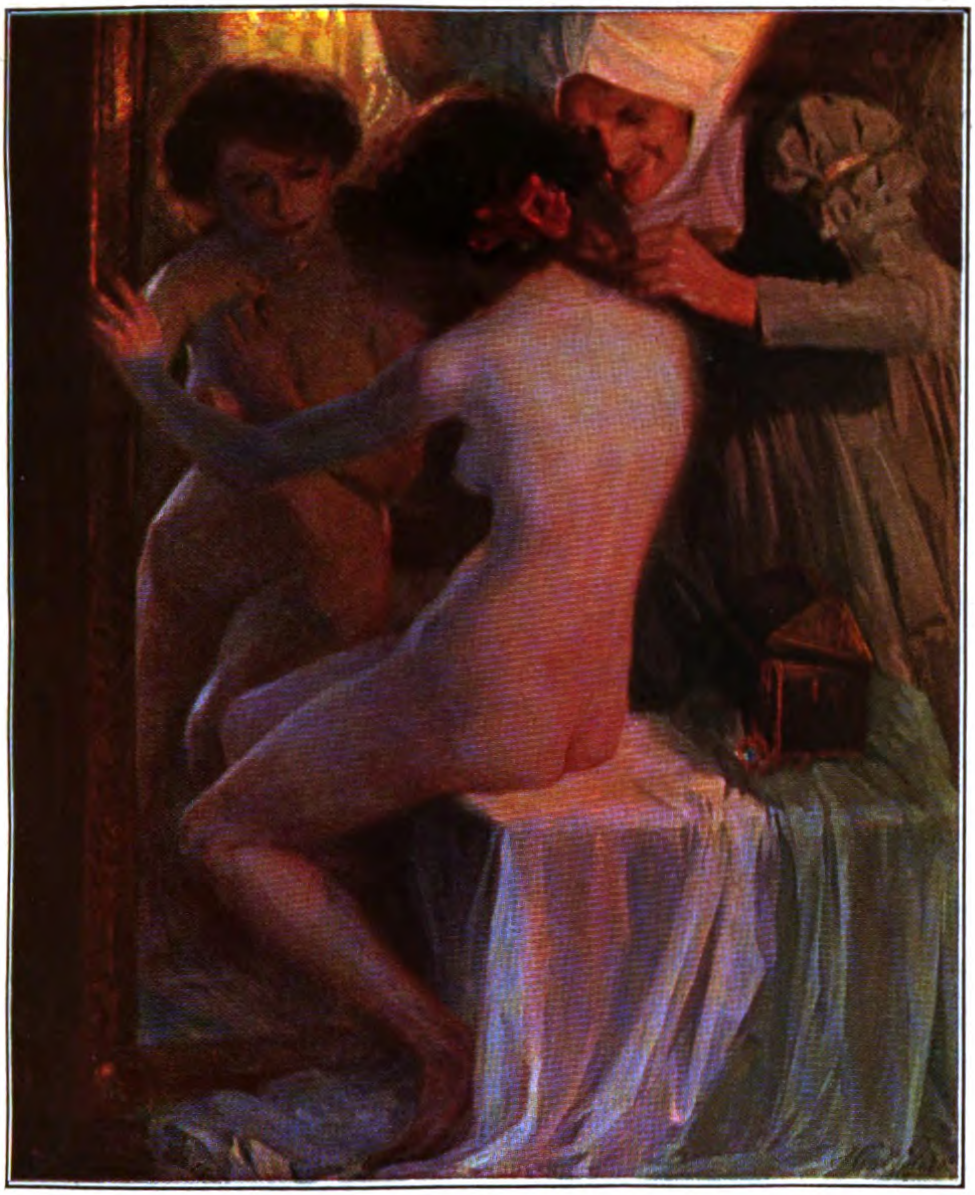
Ich hörte ihm zu und zermarterte mir den Kopf, was er eigentlich wollte. Wenn man ihn so sah, wirkte er unsagbar komisch. Er drehte beim Sprechen seine Riesenhände, wußte sie nicht recht unterzubringen und war auch offensichtlich verlegen.

Mit etwas überlegener Höflichkeit suchte ich ihn endlich auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu bringen. Wahrscheinlich, überlegte ich mir, hatte Toto mal von mir als ihrem „Vormund" gesprochen, und nun wollte er von mir erfahren, ob sie ein kleines Erbteil habe. Mein Gott, ein junger Mann will sich schließlich mal selbständig machen, und dazu gehört der Mammon eben.

Aber Herr Oleischek machte, als ich ihm den Weg ebnen wollte, nur eine Handbewegung. Es wäre nicht das Geld ... Was er wissen wollte, war klipp und klar dies: wie ich mit Toto gestanden hätte.

Er war verlegen, verklausulierte es, beschönigte und entschuldigte von vornherein, bat um Verzeihung. In Berlin nehme man ja alles leicht, er jedoch sei aus Ostpreußen, wolle dorthin zurückkehren und könne eben nur eine Frau brauchen, die in Wesen und Wandel immer dem entsprochen hätte, was dort gelte. Er wisse ja, wie ungewöhnlich das sei, was er tue, aber er hielte es für anständiger, sich Klarheit zu verschaffen, bevor er den Versuch einer weiteren Annäherung mache.

Es kam stoßweise heraus, aber fest. Und die ironische Ablehnung, die ich ihm erst zuteil werden lassen wollte, kam nicht zustande. Im Gegenteil — je länger ich den Mann ansah, der da druckste, schwer seine Gedanken zu Sätzen formte und die Daumen drehte, um so mehr verlor sich der Eindruck des Lächerlichen. Die Pranken waren grob, aber sie hielten gewiß treu fest ein ganzes Leben. Sie schützten und bargen, was sie einmal in ihre Hut nahmen. Und wenn sich die kleine Toto ihnen anvertrauen wollte, war es wohl gut ...



Vor dem Spiegel.

Gemälde von Hela Peters.

Zum Aufsatz: „Der Künstler und sein Modell".

Einen Augenblick ſtieß ein wehmütiger Hochmut nach oben, wenn ich dachte, daß meine Blonde mit den Nelken vor der Bruſt die Frau dieſes Mannes werden und er mit ſeinen Grobſchmiedhänden das feine Goldkettchen von ihrem Nacken löſen ſollte. Und zum letztenmal ſchoß es in Qual und Zorn empor in mir, was ich ſchon manchmal gedacht hatte: daß ich ein Narr geweſen war, und ein Glück unſinnig und freventlich verſäumt hatte.

Aber ich habe das abgeſchüttelt. Denn über die kurze Bewegung erwuchs eine ſtille Frage, die ſie niederſchlug. Die Frage, wie ich ſonſt vor dieſem Menſchen hätte daſtehn ſollen.

Jetzt konnte ich ihm die Hand geben, konnte ſeinen Blick ſuchen und ihm ſagen: „Wenn Sie Toto heiraten, Herr Oleiſchek, — es gibt niemanden auf der Welt, vor dem Sie und ſie die Augen niederzuſchlagen hätten.“

Er ſah mich feſt und groß dabei an. Erſt dann ſchloß ſich ſeine Pranke um meine Hand.

„Das iſt gut,“ ſprach er zweimal kurz hintereinander. „Es wäre ſonſt auch arg geweſen.“

Und jetzt, wo ihm der Stein vom Herzen war, ſchnaufte er und preßte die Hände zuſammen, als wollten ſie etwas würgen und brechen.

Aber auch dies war nicht mehr lächerlich, und als er ging, habe ich dem Materialiſten mit dem hochgebürſteten Blondhaar eine tiefe Verbeugung gemacht.

⁂ ⁂ ⁂

Etwa zwei Jahre nach dem Beſuch, den mir Herr Oleiſchek abſtattete, haben die beiden dann geheiratet. Sind nach Oſtpreußen übergeſiedelt und haben ein Geſchäft angefangen, das ſie gut ernährt. Immer zu Neujahr bekomme ich — als einſtiger ‚Vormund‘ — eine Leckerei von ihnen: am Ende glauben ſie jetzt ſteif und feſt daran, daß ich wirklich der Vormund war.

Dreimal war Toto auch während der langen Zeit in Berlin. Einmal allein und zweimal mit Gatten. Das erſtemal kamen ſie nach ſiebenjähriger Ehe — da bin ich fortgereiſt. Das zweite- und drittemal habe ich mich verleugnen laſſen. Warum ſoll ich mir Holdes und Reines

ſelbſt zerſtören? Nein, Madam Oleiſchek ſoll mir Toto nicht morden. Ich weiß, daß ihr Älteſter jetzt ſiebzehn Jahr iſt. Er hat mich beſucht; er hat die Pranken ſeines Vaters, er ſoll mal das Geſchäft zu Hauſe übernehmen und vorher eben hier in Berlin lernen. Von ſeiner Mutter hat er nichts. Aber ich kann mir an ihm die Jahre ſeiner Mutter nachrechnen. Ich kann mir denken, wie ſie da oben lebt, im Geſchäft hilft und Sonntag nachmittag im ſchwarzen Seidenzeug mit ihrem Manne ſpazieren geht.

Doch das alles ſagt mir nur mein Verſtand. Er konſtruiert es. Es iſt kein lebendiges Gebilde. Mein Herz und mein Blut wiſſen nichts davon. Für die gibt es nur jene Toto, die ſiebzehnjährig mit dem Reiſekorb in meine Studentenbude hineinfällt, die knipſt und einen Knicks macht, die rote Nelken vor dem weißen Koſtüm trägt und erſchauernd in jener Mondnacht die Arme um meinen Hals legt, mich küſſend mit Lippen, die noch nie geküßt haben.

Alles andere iſt Verwirrung und Alltag. Ich weiche ihm aus, weil ich den Sonntag behalten will. Erſt, da war ich Totos wegen froh, daß ich mich damals gebändigt und bezwungen habe. Nun bin ich ſchon längſt darüber meinetwegen froh. Denn wäre es anders gekommen — ich hätte heut beſtenfalls eine verſchwommene Vorſtellung von einem Mädel unter vielen. Nicht die lebendige Erinnerung an etwas Reines und Schönes, zu dem die Gedanken immer wieder lächelnd fliehen.

Das Verſäumte iſt das Beſte. Toto lebt und leuchtet, weil ſie mir längſt tot iſt, und ich beſitze ſie, weil ich ſie nie beſeſſen habe.

Das Bild der Geliebten in der deutschen Lyrik. Von Ernst Heilborn.

Denkt ihr noch daran? Es war an einem Spätnachmittage, als ihr in dem Charlottenburger Schloßpark heimlich zusammentraft. Ihr gingt diese Wege entlang, auf denen das Herbstlaub unter euren Tritten erschauerte, ihr standet lange am Weiher, und das Wasser schien schwarz. Ihr schrittet Arm in Arm und machtet plötzlich halt und sahet euch um. Aber es war sehr einsam in dem Park um diese späte Nachmittagsstunde, und nur der Wind hatte in dem toten Laub gerauscht. Du schlossest sie in deine Arme, — und in diesem Augenblick war dir, als sähest du das Bild der Geliebten zum erstenmal.

Was war geschehen? Nichts, als daß eine letzte Sonnenhelle aus Wolken auf dies Schloß gefallen war, das dir seit Kindertagen lieb gewesen; nichts, als daß dieser vertraute Park wieder vernehmlicher zu dir gesprochen hatte; nichts, als daß der Herbst deine eigenste Seelenstimmung, die du immer suchtest und selten fandest, wachgerufen hatte. Aber war das alles dir und nur dir eigentümlich? Hatte es dich nicht oft genug betroffen, daß deine Freunde ähnlich empfanden, daß Fremde, mit denen das Gespräch darauf kam, diese eigene Sehnsucht teilten, hatten dir nicht gerade die neuesten Bücher Kunde davon gebracht?

Und doch war es diese Stimmung, so vielen heute teuer, in der du das Lieben deines eigenen Herzens zum erstenmal verstanden, in der sich dir das Wesen und sogar der äußere Anmutsreiz des Mädchens zum erstenmal erschlossen. Auch in den Gefühlen, die wir in die Einsamkeit flüchten, stehen wir, scheint es, in Abhängigkeit und in Gemeinschaft mit dem Empfinden der vielen unserer Zeit. Auch in der Geliebten siehst du nur, was man dich sehen lehrte.

Nun tut sich ein Saal auf, von flackernder Fackel zitternd

beleuchtet. Traumbilder hängen in langen Reihen an den Wänden, Bilder von etwas, was nie wirklich war, oder in Wirklichkeit doch nie so war, wie es hier scheinen möchte —, Bilder, die deutsche Dichter in Sehnsucht oder in Trauer oder in Glücksüberschwang von ihren Geliebten entworfen. Eine lange Wanderung, und die Fackel flackert. Manche dieser Bilder scheinen schwer erkennbar, — unverkennbar tragen sie alle das Kolorit ihrer Zeit. Auch was man träumt und dichtet, ist zeitlich bedingt. Um wiederum die Zeit in ihrem Empfinden festzulegen.

Es wird aber, indem diese seltsame Wanderung weiter und weiter führt, aus vielen zeitlichen Aufnahmen ein ewiges Bild.

⁂ ⁂ ⁂

Im Anfang war — der Superlativ. Wenn Martin Opitz sein Mädchen besingt, so ist sie schlechterdings ein Ausbund aller Vorzüge Leibes und der Seele. Die schmückende Fee stand an der Wiege, die Tugenden alle waren bei der Taufe als Patinnen zugegen:

„Ich gleiche nicht mit dir des weißen Mondens Licht:
Der Monde fällt und steigt; du bleibst in einem Scheine:
Ja, nicht die Sonne selbst; die Sonn' ist ganz gemeine,
Gemein auch ist ihr Glanz; du bist gemeine nicht."

Die spröde Schöne, die Kokette, wird ins Epigramm verwiesen, um solcherart ihr Tun und Treiben zu büßen. Asterie aber darf nicht zürnen, wenn der Dichter nunmehr sein Herz der Delia zugewandt hat: fand er doch in der einen Zug um Zug die andere wieder. — Asterie zürne wirklich nicht! Niemand ist schuld, daß ein Superlativ dem andern bis auf das letzte Haar gleicht.

Es lebte aber zu Opitz' Zeit in Deutschland einer, den es weit aus der Heimat in die Fremde hinaustrieb und der am eigenen Herzen erfahren sollte, daß Liebe manchmal weh zu tun vermag. Dieser eine fand für die Geliebte einen neuen Gruß. „Schwester", nannte er sie, und wieder „Schwester". Und mit dieser einen Anrede scheint die Unwirklichkeit des Schäferinnendaseins geschwunden, das Bild der Geliebten ist belichtet —: Paul Fleming.

Im übrigen ist auch Fleming in seinem Empfinden noch superlativisch. Doch ist es kein leeres Reimspiel bei dem frommen Manne, wenn er es mehrfach mit Genugtuung rühmt, daß bei der Jugend der Geliebten auch Tugend sei. Und in seine Schilderung tritt jene eigenartige Dialektik, in der sich damals die Literatur, nicht nur Deutschlands, sondern in noch höherem Grade die Englands, etwas greisenhaft verjüngte. Nun ist die Geliebte — der Feind. Ihr Antlitz ist ihr Schwert; die Worte sind die Klingen, die Arme die Schlingen, die Augen die Pfeile —, sich von solchem Feinde zu befreien, muß man noch mehr gebunden sein.

Das war, als der Dreißigjährige Krieg zu Ende ging. Nie war ein Friede so ersehnt worden, nie zeigte sich ein Friede so arm an Früchten. Die große Dürre im Empfindungsleben brach an. Das derb Sinnliche allein schien zu überleben, — es war kaum noch das Bild der Geliebten, an dem man hing, es waren die einzelnen schwellenden Glieder ihres Leibes, an die sich die Wollust klammerte:

„Granatenblüt' erreicht nicht ihres Mundes Pracht.
Ihr Atem haucht Geruch erquickender Jasminen,
Auf ihren Lippen hört man die Sirene spielen,
In Augen den Vesuv, auf ihren Brüsten Bienen,
Weil sich die Liebesstrahln in diesen Tälern kühln ..."

So erstanden diese vielen Gedichte der Lohenstein, Hofmannswaldau und ihres Freundeskreises auf die Haare, die Stirn, die Wangen, den Mund, die Brüste, die Hüften der Geliebten — der malende Poet tat sich gleichsam als Besitzer und Schausteller eines anatomischen Museums kund. Neben den Einzelgliedern Einzelstellungen: „Als sie sich mit einem Glase die Hand geschnitten", „Sie speist einen Vogel aus ihrem Munde", „Als sie die Schwanen auf dem Wasser an sich lockte". Die Empfindung ist tot, sie hat nichts mehr zu sagen. Ein kalt sinnliches Verlangen ergeht sich immer noch in superlativischer Renommage, und da der Superlativ auf die Dauer immer weniger befriedigen kann, hebt die Jagd nach Vergleichen, nach mythologischem Aufputz, nach allegorischer Tändelei an:

„Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Traurens Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner
Schmerzen ..."

— — Der Schein dieser irrenden Fackel fällt auf ein anderes Bild. Der schwer goldene Barockrahmen ist längst geschwärzt, die düstere Hintergrundsmalerei, von der sich das Liebespaar abhebt, stellt einen Kirchhof dar. Es ist Nacht, und unbestimmter Mondesglast fällt auf versunkene Kreuze. Auf einem Kirchhof gibt sich Johann Christian Günther mit der Geliebten das Stelldichein. Das ist eine gar heimliche Stelle zum Kosen. Die Wächter schlafen. Der Zufall aber wird zugleich Führer in die Eigenart des inneren Erlebnisses hinein: diese Liebe drapiert sich in das Gewand des Todesgedankens, auch ist das kein leeres Spiel, es ist pathetische Wollust. Die Leichensteine der Eltern werden zu Zeugen angerufen, den Schwur der Treue zu hören:

„Wie schickt sich aber Eis und Flammen?
Wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen?
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stärke
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn."

Noch wird die bunte Stöcke tragende Schar der Hirten nach Phyllis' Spuren befragt, noch wird nach Sonne und Sternen gegriffen, Vergleiche für die Schönheit der Geliebten abzugeben — aber ein ganz neuer Ton der Innigkeit ist erwacht. Schon spricht das Herz, ein schicksalsmüdes Herz, zum Herzen:

„Sei arm, verlassen und veracht,
Verliere, was gefällig macht,
Laß Zahn und Farb' und Jugend schwinden,
Du bleibst in meinen Augen schön.
Und sollt sie allemal entzünden,
Solange sie noch offen stehn."

Auch findet Günther einen neuen Liebesgruß. War es bezeichnend genug, daß Fleming die untreue Braut „Schwe-

ſter“ nannte, hier heißt die Geliebte „Kind“, „getreues Kind“. Und es war ein Treuloſer, oder doch einer, den das Leben zu Treuloſigkeit zwang, der alſo ſprach.

⁂ ⁂ ⁂

Noch einmal weiche Matten und ein ſchäferliches Kleid. Wir ſpielen im Grünen. Und immer weiß es der neckiſche Zufall einzurichten, daß ſich das Bruſttuch des Mädchens verſchiebt und ſich ein weißer voller Buſen gar lieblich dem Jüngling entgegendrängt —: Hagedorn.

Sie heißt Phyllis, wie ſchon manches Dichterliebchen vor ihr geheißen. Aber ſie iſt eine völlig andere geworden. Ach! ſo blöde ſind die jungen Schäfer, — da muß ſich denn Phyllis ſelber aufmachen, ſie aufzuſuchen, ſie zu necken, ihnen das Verſprechen abzunehmen, die anmutige Phyllis nicht zu küſſen. Und ſollten die blöden Schäfer das Verſprechen wirklich halten, ei, dann will es eben der Zufall, daß ſich das Häkchen des Kleides über dem jugendlichen Buſen löſt —

„Hab' ich doch, wie Phyllis küßt,
Heute noch erfahren,
Phyllis, die ſo reizend iſt
Und von achtzehn Jahren,
Freundlich, ſinnreich, ſchlau zur Luſt,
Weiß von Stirne, Hals und Bruſt,
Schwarz von Aug' und Haaren.“

So läßt es ſich leben! Ein Tageslauf hebt an, wie man ihn ſich beſſer nicht wünſchen mag. Frühmorgens werden Blumen für die Geliebte gepflückt, „dann ſoll ein Bad in ſichern Flüſſen, auf dieſes Bad ein friſches Küſſen, auf friſche Küſſe friſcher Wein, auf Wein ein Tanz bei Spiel und Liedern, mit regen Schweſtern, muntern Brüdern, das alles ſoll mich heut erfreun“. Denn freilich, die Liebe hat nunmehr nach einem neuen Schmuck gegriffen, und das iſt der Kranz aus Roſen; Amor trägt nicht mehr Köcher und Bogen, das wäre zu beſchwerlich, er kredenzt den Becher mit Traubenblut. Wein und Liebe ſind unzertrennlich geworden, der deutſchen Anakreontik gehört das Reich.

Phyllis bleibt, die sie ist, und Phyllis nestelt noch immer an ihrem Brustlatz und nimmt noch immer Versprechungen ab, die Liebesfallen sind. Aber seit sich Vater Gleim in sie verguckte, ist diese lockere, leichtfüßige Phyllis zugleich lehrhaft geworden.

Und das geht so zu: „Phyllis tanzte mit Adonis einen Schäfertanz, ihre braunen Locken schmückte nur ein Veilchenkranz.“ Ihr ganzer Leib sprach aber, wie er sich im Reigen schmiegte, von Sittsamkeit und sanfter Tugend, und während die andern Tänzerinnen von Gestein und Gold starrten, erkannte jeder, daß sie von allen die Schönste war und — durfte daraus seine Nutznießung ziehen. Oder, sie geht in den morgendlichen Garten, und die eitle Tulpe und die Rose drängen sich ihr, mit ihrer Schönheit zu wetteifern, entgegen; sie aber läßt sich in keinen Wettstreit ein, sie steht und seufzt: „O Natur, Natur! Wie schön, ach, wie schön bist du.“ Vergißt auch nicht hinzuzufügen: „Wie groß dein Schöpfer!“

Ist aber Phyllis einmal so lehrhaft geworden, so ziemt es sich auch, daß ihrer Schönheit eine einigermaßen gelehrte Analyse zuteil werde:

„Ihr Lächeln macht das Dunkle hell!
Ein Engel würde froh,
Könnt' er es sehn! Kein Raphael,
Kein Öser malt es so!

Ihr Busen? Tugend stirbt davon!
So wunderschön ist er!
Nicht Zeus und nicht Anakreon
Sah einen niedlicher!“

Wir spielten im Grünen und mit uns die Schäferin. Aber alle, die da spielten, wußten es, sittsame Jünglinge, die sie waren, daß es nur eine Theaterdekoration war, vor der sie sich bewegten. Es waren Leinwandflächen mit gemaltem Grün, zwischen denen man sich erging. Wie aber, wenn Apoll, damals noch uneingeschränkter Herrscher auch des deutschen Parnasses, ein Machtwort spräche, die getuschten schäferlichen Triften in eine wirkliche ländliche Szenerie umzugestalten?

Es finden sich mannigfach verwandte Züge zwischen einem Hagedorn und Gleim auf der einen, einem Hölty und Bürger auf der andern Seite. Zwischen ihnen aber kluftet das Wirklichkeitsbewußtsein, das Herzenserlebnis. Und wenn nun Röschen, der Stolz des Dorfes, dasteht und ihrem Liebling nachäugelt, so ist die zarte Figur freilich mit den Augen eines jungen Schwärmers gesehen, aber es ward doch eine Art Landmädchen aus der Schäferin, und statt des bänderumwundenen Stabes trägt sie den Rechen in der Hand.

Nicht immer! Auch die Schäferin kommt bei Hölty noch zu ihrem Recht, aber dann ist sie ein bewußtes Traumbild geworden. „Komm selber, süßes Bild der Nacht, komm mit den Engelmienen und in der leichten Schäfertracht, worin du mir erschienen!“ Nur im Traum kann allerletzt die Sanftheit, die zage Anmut vergegenwärtigt sein, die dieser Jüngling suchte; oder in einer Kindheitserinnerung; oder in einer Vorahnung künftigen Herzenslenzes. Sanft sei ihr Kuß, nur wie eine Berührung ersterbender Lippen! Nun wird es Wunsch, gestorben zu sein, um die Geliebte als Engel umschweben zu dürfen; der ganze Liebreiz eines Mädchens enthüllt sich in dem Augenblick, da sie, der Prozession voranschreitend, das Muttergottesbildnis trägt. Gegen alles Laute, Geschäftige setzt sich dies zarte Empfinden — die Romantik vorahnend — zur Wehr, eine feindliche Schranke wird zwischen Land und Stadt errichtet. Auf dem Lande wohnt die Tugend:

„Die Sittsamkeit flieht goldne Fürstensäle
Und liebt die niedern Hütten nur.
Ich selber, wenn ich mir ein Mädchen wähle,
Ich such' es auf der Schäferflur.“

So hold unwirklich gab sich zunächst die neueroberte Wirklichkeit!

Sie sollte durch robuste Sinnlichkeit Blut und Farbe gewinnen, und das geschah bei Bürger. Noch sind die Situationen die alten: das Mädchen badet; es steht in seinem Mäntelchen von Seide bei der Morgentoilette, und auf die nackte Schulter sinkt die Hälfte goldener Locken

nieder. Aber es ist kein Tändeln mehr, hier wird das Kleid über dem Busen zerrissen, auf die volle Brust drückt sich ein heißer Kuß. Das Mädchen selbst gewinnt, ohne daß es der Schilderung bedürfte, ein völlig individuelles Ansehn — so kann nur die eine sein —

„Schelmenauge, Schelmenmund,
Sieh mich an und tu mir's kund!
He, warum bist du die Meine?
Du allein und anders keine?
Sieh mich an und tu mir's kund,
Schelmenauge, Schelmenmund!"

Der Gegensatz zwischen Land und Stadt ist geblieben, aber man fühlt, es hier wirklich mit einem Landmädchen zu tun zu haben. Trägt auch die Geliebte Bürgers gelegentlich noch das Schäferinnenkleid — das ist lyrischer Sonntagsputz — sie wird bald genug die Schürze darüber binden, die kleinen Amoretten, ihre jüngsten Sprößlinge, einzuwindeln. Und so erscheint es kein Zufall, sondern Naturgebot eines gesunden Empfindens, wenn sich in diesen Liebesliedern das Bild der Mutter zeichnet, die mit ihrem Kinde tändelt:

„Seht mir doch mein schönes Kind,
Mit den goldnen Zottellöckchen,
Blauen Augen, roten Bäckchen!
Leutchen, habt ihr auch so eins? —
Leutchen, nein, ihr habet keins!"

Oskar Wilde hat sich einmal in seiner paradoxen Art darüber ausgelassen: nicht die Kunst ahme die Wirklichkeit nach, sondern die Wirklichkeit die Kunst. Es ist etwas Wahres daran. Es gibt Magier unter den Künstlern, und die Bilder, die sie entwerfen, bergen suggestive Kraft, und eine junge Generation lebt sich begeistert in sie hinein und nimmt ihre Haltung und ihren Ausdruck an und wird ihnen ähnlich. Dieser Magier einer hieß Klopstock.

Er beschwor ihren zarten Schatten als den seiner künftigen Geliebten — das Wirklichkeitswunder vollzog sich

— ſie lebte auf, und mancher Jüngling fand in ihr die Auserwählte. Man hatte ihresgleichen bisher noch nicht geſehen. Sie war ganz Seele. Das Auge voll Zärtlichkeit. Der ſüße Blick ſchwimmt in Zähren —

„Die Miene, voll des Guten, des Edlen voll,
Dies vor Empfindung bebende ſanfte Herz,
Dies alles, o, die einſt mich liebet,
Dieſes geliebte Phantom iſt mein.“

„Aber du geheſt denkend und langſam, das Auge voll Zähren,
Und jungfräulicher Ernſt deckt das verſchönte Geſicht...
Was ſagt dieſer ſeufzende Mund? Was ſagt mir dies Auge,
Das mit verlangendem Blick ſich zu dem Himmel erhebt?“

Sie iſt ganz Seele, und in dieſer Seele iſt viel von Gottesmagdtum. Man denkt zunächſt, es iſt die Überführung eines katholiſchen Ideals ins Proteſtantiſche hinein, — wenn dem aber ſo iſt, ſo ſind ganz neue Weſenszüge hinzugekommen. Die Empfindlichkeit ward geſteigert, und dieſer Blick ſchwimmt wirklich allzuleicht in Tränen; die Empfindlichkeit ward erweitert, und allem Schönen, auch dem irdiſch Schönen, zugewandt. Eine ſüße Sentimentalität iſt über die zarte Geſtalt ausgegoſſen, ſie wirkt ein wenig ſchwindſüchtig oder doch von Todesgedanken überſchattet, man vermag ſie ſich nur im duftigen weißen Muſſelingewand vorzuſtellen.

Sie iſt unſinnlich. Aber es iſt zugleich etwas in ihr, was die Sinnlichkeit des Mannes aufs ſtärkſte entflammt. Das Leid der Umarmung wird ihr ungeahnten Reiz verleihen.

„Klopſtock!“ ſagen die Liebenden im „Werther“, als das Gewitter heraufzieht. Das iſt ein Augenblick ſeeliſcher Weihe. Es iſt zugleich der Augenblick des Bewußtwerdens ſinnlicher Liebe.

⁂ ⁂ ⁂

Als ſammelten ſich viele Strahlen zu einem Licht, als einten ſich mannigfache Klänge zu einem vollen Ton, ſo

tritt man aus der Vorhalle der Erwartung in das Heiligtum der Erfüllung — Goethe.

Nicht als ein ganz Neuer, wie etwa Klopstock, gibt er sich. Die Vielheit dessen, was seine Vorgänger geschaffen, wird in ihm zur Fülle.

„Das schwarze Schelmenaug' dadrein, die schwarze Braue drauf" — man denkt an Bürger. Aber die Schelmerei des Mädchens wird alsbald durch die Schelmerei des Dichters in eine völlig neue Empfindungssphäre übertragen: „Ach, und es ist noch etwas rund, da sieht kein Aug' sich satt."

Man wird an Hölty erinnert, und der Gegensatz zwischen Stadt und Land lebt auf. „Wenn ich doch so schön wär' wie die Mädchen auf dem Land!" seufzt die Städterin. Aber die ironische Wendung macht alles neu: sie wird hingehn und sich in ländlichem Habit die Herzen erobern. Das Bild ist das alte geblieben, aber die Augen unter dem breitrandigen Strohhut blicken sehr anders drein.

Das macht, diese Augen selbst sind mit schärferen Dichteraugen gesehen; es ist, als hätte man es bisher nur mit Konturen zu tun gehabt, als zeichneten sich nun die individuellen Züge ein, — sie beleben sich, sie geben Kunde von Liebespsychologie. Ihre „Tugend" entzückte. Jetzt heißt es:

„Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz."

Diese Goethesche Sprache findet so charakteristische Bezeichnungen wie „die scharmante Person", vor allem, der Liebeswunsch selbst ist nunmehr ein differenzierter geworden:

„Wollüstig nur an meiner Seite
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht."

Wir waren mit der zweiten schlesischen Dichterschule auf der wilden Treibjagd nach Metaphern. Auch Goethe schreibt ein ganzes Gedicht in Vergleichen, aber ein tiefes pantheistisches Empfinden, religiöser Schauer voll, läßt sie zu wundersamer, zu heiliger Einheit zusammenschließen. Als wölbte sich die Nische über der Gestalt der Geliebten:

„An der Zypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachsne, gleich erkenn' ich dich.

In des Kanales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich."

Und damit steht man denn doch vor einer Erscheinung, zu der keine Tradition hinüberleitet: die Geliebte der römischen Elegien. Ein bräunliches Mädchen; dunkel und reich fallen die ungeflochtenen Haare auf Stirn und auf Hals. Sie sitzt in der Osteria und blinzelt dem Geliebten zu, und eifrig beginnt sie in dem verschütteten Wein auf der Tischplatte zu malen, es zeichnen sich Kreise und Arabesken — in ihrer Mitte die köstliche Vier, die Stunde des Stelldicheins kündend. Und es ist Nacht geworden, und sie ruht auf dem Lager, die Pracht der Glieder enthüllend — eine heidnische Vision voll Kraft und Schönheit in einer schwachherzigen Welt:

„Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand."

Das ist nicht mehr das irrende Licht der Fackel, die volle Tagesbeleuchtung fällt auf das Bild, — wir beachten einen Augenblick die Kunst des Künstlers und gewahren: das ist es, was es lebendig macht: Goethe zeichnet das Bild der Geliebten fast immer in der Bewegung:

„Zwischen Weizen und Korn,
Zwischen Hecken und Dorn,
Zwischen Bäumen und Gras,
Wo geht 's Liebchen?
Sag' mir das!"

„Ja wohl, die Blonde, die Falbe!
Sie fittich so zierlich wie die Schwalbe,
Die ihr Nest baut."

Und so eilt es durch die Gassen von Venedig, die reizende Schar der Lazerten:

„Schnell und beweglich sind sie und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den eilenden drein."

Oder er gibt, mit gemeisterter Kunst, in völliger Verzichtleistung auf jede Beschreibung, das Bild in der Wirkung, die von ihm ausgeht, gleichsam aus verdorrten Blümchen die Sonne — aus dem gefangenen Bären in „Lilis Park", die zauberkundige Fee:

„Bin ich's noch, den du bei soviel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?"

Aber mehr als alle künstliche Kunst ist es doch die Kraft dieser Liebe, die Leben zeugt, das flüchtige Spiel der Züge festhält, das Bild plastisch in Erscheinung treten läßt. Diese Liebeskraft, die einmal die Dirne zum Weibe adelt, die ein andermal aus mystischen Empfindungstiefen, aus der Begriffslosigkeit des Ahnungswebens, die Geliebte klaräugig erstehen läßt; jene Geliebte, die jeder einmal an sein Herz gedrückt zu haben wähnt und die doch nur Goethe eigen war:

„Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau."

Und zu dem gleichen, nur in mystischem Dunkel hell werdenden Bilde hebt eine jüngere Generation die frommen Hände:

„Diotima! Edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich dir die Hand gegeben
Hab' ich ferne dich gekannt."

Das ist Hölderlin, das ist, im weiteren Sinne des Wortes, die Romantik. Eine Athenerin ist sie, die unbegriffen, auf dieser Erde vereinsamt, mit einem Heimweh im Herzen und einem fremden Laut auf der Zunge, abseits wandelt. Eine Athenerin, zugleich in die Zeitlosigkeit hineingeboren,

„Denn sie alle, die Tag und Jahre der Sterne, sie waren Diotima! um uns innig und ewig vereint."

Das ist freilich das Bild, das sich romantischer Sehnsucht zeichnet, aber doch ein Bild, das sich nur feiertäglich

enthüllt. Der romantiſche Werkeltag ſtellt andere Forderungen, — es hebt ein buntes, fremdartiges Treiben an, die Geliebte ſchlüpft aus einem Koſtüm ins andere, Faſtnachtstreiben! — und die Masken ſind dem deutſchen Märchen, den Volksbüchern und Volksliedern entnommen. Nun iſt ſie Nonne im ſtillen Kloſtergarten, die Königstochter in ſonnenhellen Haaren, die Schäferin, die (doppelte Verkleidung!) in Wahrheit eine Prinzeſſin iſt, der Wirtin bleiches Töchterlein — und das alles bei Uhland, bei dem die Verſicherung „Es iſt alles nur Spiel“ wiederkehrt, mit der einſt die Anakreontiker ihre biederbürgerliche Ehrbarkeit gerettet hatten —, ſie iſt die ſchöne Müllerin bei Wilhelm Müller, die Nixe im Wellenſchaumkleide, abermals das Königskind, die blaſſe Totenbraut, die Prinzeſſin Ilſe, das Fiſcher- und das Hirtenmädchen, die ſchöne Spinnerin, das verkommene Bettelweib bei Heinrich Heine. Ihre ſanft melancholiſchen Reize werden in Blumen, in Heiligenbilder, in Sterne hineingedichtet, und das wiederum vor allen bei Heine.

Aber das iſt nur die eine Weſensäußerung dieſes doch ſehr komplizierten Heineſchen Liebeslebens.

Die alte Detailſchilderung taucht bei Heine wieder auf. Wir erfahren ganz genau, wie es um Stirn und Wangen, um Augen und Lippen der Geliebten beſtellt iſt. Ein neuer Ton aber klingt in dieſe Detailſchilderung hinein, ein disharmoniſcher:

„Die blauen Veilchen der Äugelein,
Die roten Roſen der Wängelein,
Die weißen Liljen der Händchen klein,
Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen iſt verdorrt.“

Dieſe Diſſonanz ſchrillt bis in den Hohn hinein:

„Schlanke, ſchwärmeriſche Glieder,
Wenig Fleiſch, ſehr viel Gemüt;
Und für Liebe, Hoffnung, Glaube
Ihre ganze Seele glüht.“

Unter einem Aufgebot von Vergleichen, das manchmal an die zweite ſchleſiſche Dichterſchule erinnert, wird ein

ironiſcher Kontraſt zwiſchen der Welt der Empfindungen und Gefühle, zwiſchen Phantas Reich und der Philiſtroſität dieſes Erdendaſeins geſchaffen, und die Geliebte wird alsbald aus jenen Höhen in dieſe Niederungen verwieſen: „Madame, ich liebe Sie“; die „Einquartierung im Herzchen“;

„Sie blüht wie eine junge Roſ'
Und ſitzt ſo ruhig, ſtill beglückt.
Ein Rahmen ruht auf ihrem Schoß
Worauf ſie weiße Lämmchen ſtickt.“

Die Geliebte iſt zur Dame geworden, und dieſe Dame iſt — eine Dirne. Das iſt ſehr anders als bei Goethe, der bekennen durfte:

„Lange ſucht' ich ein Weib mir, ich ſuchte, da fand ich nur Dirnen.
Endlich erhaſcht' ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.“

Dieſer Heineſchen Dirne iſt nichts geblieben, als die koloſſale fleiſchige Gliederpracht. Sie iſt dumm:

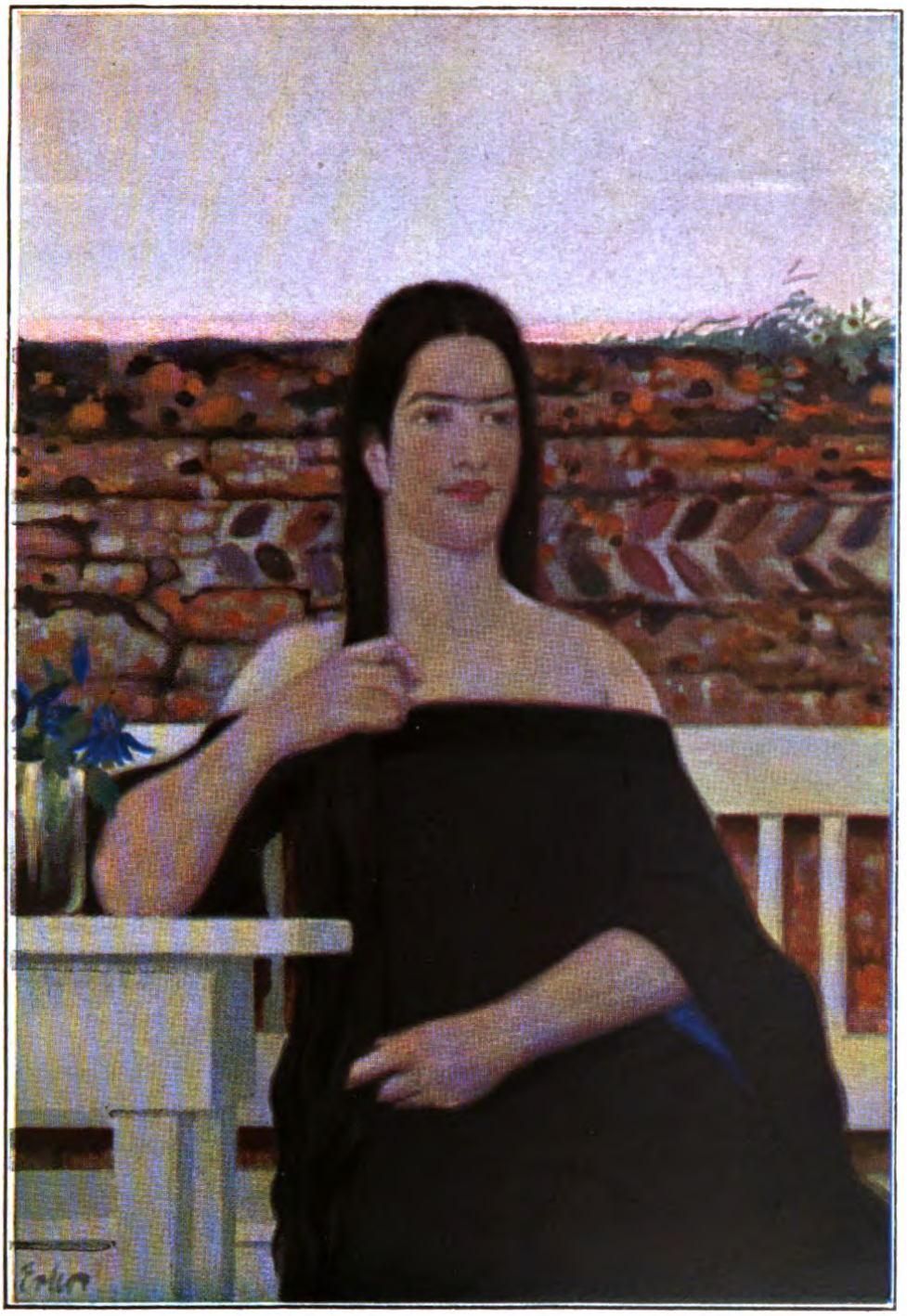
„Selten bet ich, drum erhör' mich,
Lieber Gott! Hilf dieſer Dirne,
Trockne ihre ſüßen Tränen
Und erleuchte ihr Gehirne.“

Durch einen neuen Kontraſt aber erwacht in ſolcher Umarmung das Heimweh nach dem verlornen Paradies —

„Wenn ich, beſeligt von ſchönen Küſſen,
In deinen Armen mich wohl befinde,
Dann mußt du mir nie von Deutſchland reden; —
Ich kann's nicht vertragen — es hat ſeine Gründe.“

Das romantiſche Faſtnachts- und Maskentreiben fand einen ſchlimmen Kehraus; allerlei Geſindel hatte ſich eingeſchlichen; was ſehr ſanft angeſtimmt worden war, hatte bei Tagesanbruch in brutales Lärmen umgeſchlagen; doch ging auch das vorüber.

An Stelle der märchenhaften Vermummung tritt wieder ein landſchaftlicher Hintergrund. Das iſt ein melancholiſcher Ausblick, und der See ruht wie ein toter Spiegel,



Romantiſche Muſik.

Gemälde von Fritz Erler.

Zum Aufſatz: „Der Künſtler und ſein Modell“.

und die Weiden erſchauern, und aus zerriſſenen Wolken blickt der Mond. Sein Licht fällt auf ſehr blaſſe Mädchenwangen, ſie ſelbſt, um die der Weltſchmerz reſignierend wirbt, gleicht dem „ſtillen Gedankenfreunde“:

„Aus dem ſchwanken Blütengitter
Strahlt ein Mädchenangeſicht,
Wie der Mond aus dem Geflitter
Leiſer Silberwellen bricht.“

Lenaus Geliebte:

„Ich ſchau' dein Angeſicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermut überzieht,
Ich ſchau dein Aug', dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten ſieht.“

Die Hintergrundsdekoration wechſelt. Wo noch eben die zerklüfteten Felſen bei dem Seegeſtade drohten, tut ſich nun ein ſehr trautes Zimmer auf. Die Wanduhr pickt; es ſingt das gefangene Waldvöglein in ſeinem Käfig; das weiße Bett iſt an die Wand gerückt, ſo daß der Strahl der Morgenſonne darauf fällt. Man denkt an eine Mädchenkammer, wie Schwind ſie gemalt hat. Und wirklich ſteht das Mädchen am Fenſter, kämmt ſich die langen Haare und wäſcht ſich die Äuglein klar und dehnt die noch ſchlafensmüden Glieder. Sie ſoll nicht lange in Einſamkeit harren! Die Poſtkutſche hält vor der Tür, zur Hochzeitsreiſe geſchmückt, Eichendorff ſelbſt ſetzt ſich zu der lieblich Errötenden in den Rückſitz des Wagens, und wenn nun ein neuer Tag ſeine Lichtgarben durchs Fenſterlein ſtreut —

„Du biſt mein Morgen, meine Sonne,
Meine liebe verſchlafene Frau!“

Deutſche Liebe! ſollte über dieſem Abſchnitt ſtehen, denn es iſt deutſcheſtes Empfinden, das nun zum Ausdruck kommt. Auch ihm hat die Romantik Geburt gegeben, — nun aber meint man von fern das Trommeln der Bataillone zu hören, die hinausziehen zum ſchweren Kampf der Freiheitskriege. Und noch einmal vollzieht ſich das Wunder: das Mädchenbild entſteigt dem Rahmen, es gewinnt Fleiſch

und Blut, es lebt im Alltag der Wirklichkeit, es ist die deutsche Jungfrau geworden und bleibt es Jahrzehnte hindurch.

Die seltsame wirklichkeitszwingende Kraft, die sich in Klopstock kundgegeben hatte, erneut sich in Chamisso.

„Seit ich ihn gesehen, glaub' ich blind zu sein." Es ist wirklich, als blühte eine Mädchenknospe unter dem Sonnenschein eines Tages auf, und dieser eine Tag ist der Tag ihrer Liebe. Noch gestern spielte sie mit den Schwestern, heut sucht sie die Einsamkeit. Ein Schöpfungswunder vollzieht sich in ihr. Das sinnliche Empfinden erwacht, und in ihm die Demut. Nun ist er der Herrlichste von allen, sie die niedere Magd. „Mein güt'ger Herr," so drängt es sich auf ihre Lippen. Die Sinnlichkeit, die Demut war, wird zugleich zur Andacht. „Laß mich in Andacht, laß mich in Demut, mich verneigen dem Herren mein." Es scheint unbegreiflich, daß das Glückesübermaß gerade ihr zufallen durfte, der Trauring wird zu einem heiligen Symbol, der Hochzeitstag zu freudigem Opferfeste:

„Helft mir, ihr Schwestern,
Helft mir verscheuchen
Eine törichte Bangigkeit:
Daß ich mit klarem
Aug' ihn empfange,
Ihn, die Quelle der Freudigkeit."

So wird der Bund gläubigster Hingabe geschlossen; die „segnende Hausfrau" geht daraus hervor.

Es war die religiöse Verjüngung, die die Freiheitskriege mit sich brachten, die diesem Mädchenbild die Seele lieh. Hier ist Schwestertum zum „Käthchen von Heilbronn". Zugleich ist es, wie schon einmal, die völlige Passivität des Weibes, von der ein starker sinnlicher Reiz ausgeht.

Es ist fast die gleiche Mädchenblume, die in Rückerts „Liebesfrühling" aufblüht. Das Blumenhafte wird immer wieder betont:

„Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise."

Ein klein wenig Schelmerei ist ihr gestattet, doch nur, wenn Fremde zugegen sind; mit ihm allein in der Laube ist sie „ganz Seele“. Das ist ihre Selbständigkeit, da sie sich einmal von ihm erwählt weiß, nie von ihm lassen zu wollen: „Geschmückt von Anmut und gekrönt von Treue“, ist sie „die Ruh', der Friede mild“. Und es klingt völlig in die Chamissosche Weise hinein, wenn sie bekennt:

„Wie sollt' ich widerstreben?
Dir hab' ich mich ergeben,
Ich lebe nur in dir,
In dir, so lang du weilest,
Und wo du mir enteilest
Lebt Schmerz um dich in mir.“

So fand sich gläubig Jugend zu Jugend, — inniger noch wird sich dies kaum erschlossene Mädchendasein an den gealterten Mann anschmiegen. Ich denke an Geibel und seine Ada. Nun ist „Du Reine!“ Liebesgruß geworden. Die Stätte, wo solch junges träumendes Leben aus zarten Hüllen ans Licht bricht, ist heilig. Der erste Kuß ist Weihe. Er wird sie in seine Arme schließen, und Tränen werden ihr die Augen feuchten. „Weine nur, wenn ich dich küsse.“ Sie wird zu seinen Füßen sitzen und mit verwunderten Augen an seinen Lippen hängen. „Sei du mein lieblich Schweigen, und ich will sein dein Lied.“ Alles, was sie sich vom Leben begehrt, ist lieben, glauben, ahnen dürfen, und ihre Liebe, ihr Glaube, ihre Ahnung wohnen in ihm. Sie wird jung sterben. Das Leben darf keine Gewalt über dies „Herz von reiner Güte“ gewinnen, es darf ihr kein Staub den Saum des Kleides schwärzen.

Deutsche Liebe! Nicht ein artistischer, sondern ein Wirklichkeitsmaßstab ist anzulegen, und man begreift, daß Chamisso, Rückert und Geibel etwas vermochten, was Größeren versagt blieb: sie trugen ihr Empfinden in die Massen. Sie küßten ein Wunsch-Dornröschen, das vielen, wenn auch unbewußt, in der Seele geschlummert hatte, wach. Diese reine, hingebungsvolle Geliebte wurde gleichsam zum Begriff der Poesie schlechtweg. Die Schar der Dilettanten richtete und richtet an sie noch heute ihre

Seufzer. Und sie alle werden erhört. Wenn nicht von der Geliebten, wenn nicht von der Poesie, so doch — worauf es ankommt — vom eigenen Herzen.

⁂ ⁂ ⁂

Nur das Unwirkliche vermag über die Wirklichkeit Kraft zu gewinnen . . .

Man darf Storm nicht im Zusammenhang mit Geibel nennen, wenn es auch die Zeitstimmung mit sich brachte, daß hier wie dort die Liebes- in die Ehelyrik hinüberdrängte. Was einst den jugendlichen Bürger von den Anakreontikern trennte, das Wirklichkeitserlebnis, das scheidet auch Storm von Geibel. Und dem verschlägt es nichts, daß Geibel in Ada sein eheliches Weib besang: er sah sie doch nur mit frommen Träumeraugen.

Nun aber hat die Wirklichkeit gesprochen, und die geliebte Frau ist kein „lieblich Schweigen" mehr. Sie scheint auch keine sonderliche Vorliebe dafür zu haben, Magddienste zu tun. Schwer zu sagen, wer sie ist. Man fühlt nur eine seelische Zusammengehörigkeit zweier gleichberechtigter Wesen, und daß sie beglückt:

„Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus"

und diese Empfindung erwacht, wie das im Leben immer der Fall zu sein pflegt, zu stärkst in der Trennung. Sie gibt einen ganz leisen Klang. Sie bleibt zunächst noch unbewußt:

„Im bunten Zug zum Walde ging's hinaus,
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt' ich dein gedacht. —
Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt;
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein."

Kein Bild und doch die stärkste Bildwirkung, wie bei Goethe. Kein Wunder, daß diese Lyrik zugleich scharf individualisierte Züge zu vermitteln vermag: der Wildling,

der die Freier heimjagt; der Schelm, der fromm geworden; die gealterte Freundin mit den milden Frauenaugen.

Einseitiger, aber mit gleicher Kunst, zeichnet Mörike, was ihn zumeist an Frauen anzieht: das erste Erwachen der Sinnlichkeit im halbwüchsigen Kinde:

„Stirn, Augen und Mund, von Unschuld strahlend, umdämmert
Schon des gekosteten Glücks seliger Nebel geheim."

Bei Storm aber finden sich zugleich die ersten Ansätze einer stilisierenden Kunst. Nun deuten die zarten Linien einer Frauenhand ein Frauendasein:

„Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen."

Wieder steht das Mädchen, wie so oft schon, vor dem Spiegel. Es ist Abend, und sie entkleidet sich und, um die Locken zu entwirren, zündet sie das Lämpchen an. Ihre eigene Schönheit tut sich ihr kund, sie löscht die Lampe schnell, aber es ist etwas in ihr erwacht: das Bewußtsein der Weibbestimmung.

Und wieder eine andere steht nachts vor dem Spiegel. Sie frohlockt im Anblick der eigenen Reize. Ihr Mund lächelt. „Wann werd' ich Braut?" kommt es über ihre Lippen. In diesem Augenblick erlöscht die Kerze. Ihr ist's, als freite der Tod um sie.

Ein Maler malt ein Mädchen. Zug für Zug ersteht sie auf der Leinwand, die Wangen auf dem Bilde färben sich röter — sie selbst wird bleicher. Das Bild ist vollendet, es lebt —, sie selbst ist tot.

Wir stehen bei Hebbel. Das ist nicht mehr eine Hintergrundsdekoration, und wäre es der Kirchhof wie bei Günther, — in das Bild der Geliebten selbst, in diese weiße Stirn, in diese klarblickenden Augen, in die Züge um den vollen Mund ist ein fremdes Grauen getreten. Das macht: es freit nicht mehr ein Jüngling in seliger Gefühlsunschuld

um ein Mädchen — die Liebe ist sich ihrer selbst bewußt geworden und damit ihres Urweltstriebes, ihrer Schwesterschaft zum Tod. Es ist Adam, der freit, und Eva, die auf das Lager niedergeworfen wird. Die Liebe schafft Welten, indem sie die Welt zerstört. Sich selbst begreifend, ward die Liebe zur Geschlechtsmystik.

Alle Liebe ist Sündenfall, und in jedem Sündenfall. ist Erlösung. Darum zeichnet sich nun ein Doppelbild Die Jungfrau ist die Heilige —

„O Jungfraunbild, dich möcht' ich nicht —
Es wär' mir wie Raub — umfangen,
Ich möchte vor dir niederknien und hangen
An deinem Himmelsangesicht."

Diese Heiligkeit weiht sich, die junge Christin geht zum erstenmal zum Altar des Herrn —: „Und dennoch hat sie heut sich mir ergeben, wo jegliche Empfindung ihr's verbot." Der Sündenfall aller Liebe ist in diesem verwegenen Kontrast anschaulicher gemacht, er wird im greifbaren Bilde der in sinnlicher Liebe erglühenden Konfirmandin gegeben. Aber im Sündenfall ist auch bereits die Erlösung:

„Milde Mutter, Gnadenmutter,
Neige dich und sprich sie los;
Ihr Versöhner und ihr Mittler
Ist das Kind in ihrem Schoß."

Diese Hebbelsche Geschlechtsmystik, auf die nun die Liebe getauft ward, führt zu Dehmel hinüber, und wenn der fromme Gruß einst die Geliebte als Schwester bewillkommnete, so lodert nun eine dunkle Empfindung wie Blutschande aus der Leidenschaft empor:

„Ich hatt' 'ne Schwester, die ist tot.
Sei nicht so stumm, als wärst du taub!
Die Abendwolke dampft so rot
Durchs junge Laub,
Als ob sie uns Blutschande droht."

Zugleich aber wird die rote Lilie ins schwarze Haar der Geliebten genestelt, sie selbst in ein dunkelblau Gewand

gekleidet, das ein goldenes Gürtelschlangenpaar umwindet, — was sich bereits bei Storm leise angedeutet fand, ist Ereignis geworden: die Geliebte tritt in die Gärten einer stilisierten Lyrik hinaus, sie wandelt zwischen Beeten mit süchtigen Blumen, die Taxushecken schließen sie von der lauten Wirklichkeitswelt da draußen ab.

Auf Goldgrund, wie ein altes Heiligenbild, zeichnet sich das zarte Antlitz der Geliebten bei C. F. Meyer. Sie schreitet als Braut zum Traualtar, und wie Schwestern umspielen sie die Jahre, die raschen Kindheitsjahre, die sie durchlebt hat. „Du bist sie und bist sie nicht mehr und warest sie noch gestern." Sie ist gestorben, und sitzt vor dem Himmelstor, da wo der silberne Quell bei der hohen Mauer entspringt. Sie wäscht die Füße —

„Ich frug: ‚Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?'
Du sprachst: ‚Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen.'"

Das Bild wird visionär, die Farben verschwommener —: Stefan George.

Das Tor des Domes hat sich aufgetan. Schwer schlägt der Weihrauch hinaus. Angsterfüllt verläßt die Menge die Kirche. Die Menschen flüstern, raunen: „Das Gnadenbild der Jungfrau starrt plötzlich nach oben!"

„Es wurde Nacht und tief erschauernd wallten
Sie aus dem Tor ... nur Sie in weißen Falten,
Die als die erste kam und deren Name
Getreue ist und schöne Herzensdame,
Sie hatte nur das Zeichen wahr gesehen,
Ganz offen war es nur vor ihrem Flehen —
Sie schritt mit leicht geneigtem Haupt in blauer
Verzückung und in wunderbarer Trauer."

⁂ ⁂ ⁂

Und nun noch einmal die laute, die sonnige, die jubelnde Wirklichkeit bei Liliencron!

Da ist die kleine blonde Komtesse, die sich, selbst wie ein müder Veilchenstrauß, auf der Heimfahrt nach dem

Ball in die Wagenecke ſchmiegt; die ſüße Lady, die vom Empfang bei Hofe kommt und viel zu berichten hat. Da iſt das braune Mädel vom Lande, die Grete, und der Rechen wippwappt auf ihrer Schulter, und es iſt ein wirklicher gemeiner Rechen, und man muß ſich in acht nehmen, daß ſie ihn nicht zornig ſchwingt. Was hängt aber an dem Rechen? Ein Kautſchukmännchen, ein Hampelmann — Amor, den ſich die Grete recht im Verdruß gefangen. Da iſt der Wildling, der ſich das Mieder mit Ähren geſchmückt hat und den Hut beim Anblick des fremden Herrn verlegen ins Geſicht zieht — „Zwiſchen Roggenfeld und Hecken führt ein ſchmaler Gang. Süßes ſeliges Verſtecken einen Sommer lang.“

Wir ſind zu Beſuch in der Stadt. Wir ſind mit dem Baedeker in der Hand umhergeſchlendert und wußten nicht recht, was wir machen ſollten. Mitten im Volksgewimmel trafen wir ſie, „ein Mädel von ſiebzehn, achtzehn Jahren mit braunen Augen und blonden Haaren.“ Es gehen ihrer zwölf aufs Dutzend. Wir aber haben uns an ſie angeſchloſſen, haben mit ihr gegeſſen und getrunken und den Jahrmarkt beſehen und nachts, als es ſpät wurde, ſie in die ärmliche Vorſtadt, in ein lärmendes Haus, in ihr dürftiges Zimmer begleitet. „In der Ecke ſtand öde die Nähmaſchine, des Blondchens geizige Honigbiene.“ Es war nur das Erlebnis eines Tages, es iſt mit dem kommenden Morgen für immer beendet — aber bewahrheitete ſich nicht das Goethewort, und fand man nicht im Dirnchen das Weib?

Die ſchuldige, unſchuldige Kleine hat viele Schweſtern bei Liliencron. Die Armut hat ſie leichtſinnig gemacht, und der Leichtſinn — gefühlvoll. Es iſt auch nicht wahr, daß das Abenteuer immer mit einer Nacht zu Ende geht, aus dem Findling wird zuweilen eine Gefährtin, und wenn man der den Abſchied geben muß, wenn ſie keine Freude mehr haben darf an dem einen Kleid, das man ihr ſchenkte und auf das ſie bei jeder Gelegenheit ſtolz war, wenn ſich der Bahnhofswarteſaal auftut und man ihr das Billett zur Heimfahrt in das zitternde Händchen drückt — dann ſchwindet das Mahadöh-Bewußtſein, dann ſtellt ſich die bittere

Empfindung ein: „Das Leben, äh was, macht uns alle brutal.“

So oder ſo; das Liebeserlebnis beſteht zu Recht, denn es iſt getragen von den Rhythmen des Lebens, — die Rhythmen des Lebens und des Gedichtes umtanzen wie flimmernde Sonnenſtäubchen das Bildchen des Mädchens — alles iſt Bewegung, und in der Bewegung ſie ſelbſt, die Liebliche —

„Und im Röckchen von Kattun,
Nun?
Steht vor mir das Schwabenmädle,
Huſch iſt ſie am Fenſterlädle,
Will mich necken,
Spielt Verſtecken.
Nun?
Rutenbiegſam, ſiebzehn Jahr,
Braune Augen, ſchwarzes Haar
Frühlingsbrüſtchen, kerngeſund,
Kleine, raſch, wo iſt dein Mund?
Nun?“

Unter den Bildern der Geliebten — Liebender, wo fandeſt du dein Bild?

Es war eine weite Wanderung von Opitzens Überſchwang zu Liliencrons derbkecker Sinnlichkeit, — wir haben die Blumengärten geplündert und uns vor Kirchhofsgrauen nicht gefürchtet, wir haben zu den Sternen gegriffen und Urweltsahnungen befragt, wir haben künſtliche Parkgehege geſchaffen und uns in die Dirnenquartiere begeben — war nicht *das* das Geheimnis der langen Wanderung, daß in all den vielen Bildern ſtets etwas von dem Bilde war, das du und nur du im Herzen trägſt?

Die du nur dir geboren wähnſt, ſie iſt wirklich nur dir geboren. Denn ihr Leben iſt in deinen Augen. Es mußten aber viele geliebt werden, damit du lieben lernteſt. Und dieſe alle ſind um dich und bei dir, wenn du dein Mädchen in deine Arme ſchließeſt, Glücklicher!

Zwei Larven. Ein Karnevalsdialog.

Von Friedrich Werner van Oeſteren.

„Kommſt du noch ins Trokadero mit mir,
Elſchen mit roten Pailletten?“
„Teurer Bajazzo, ich ginge mit dir,
wenn wir verſtanden uns hätten.“
„Bitte, wir haben ja lange und breit
über die Ehe geredet.“
„Sicher. Du haſt ſie verdammungsbereit
heftig verhöhnt und befehdet.“
„Weißt du, ich muß doch ein Ehefeind ſein,
bin aus Erfahrung im Rechte.“
„Wirklich? Wer gab dir das Recht? Du allein.
Opferſt wohl ihm deine Nächte?“
„Sag mir, was ſoll das? So plötzlich Moral?
Gehſt du mir jetzt noch verloren?“
„Plötzlich? Du hatteſt da drinnen im Saal
Augen und Lippen ſtatt Ohren.“
„Komm nur und laß uns nicht hier im Foyer
über die Ehe noch ſtreiten!“
„Gut denn, mein Lieber, dein Wille geſcheh!
Darfſt mich nach Hauſe begleiten.“
„Darf ich? — — Nur raſch meinen Wagen, Portier!
Rufen Sie: ‚Fritzerl vom Graben‘!“
„Haſt du noch immer das braune Coupé
mit den verwunſchenen Raben?“
„Teufel, was iſt das? Du weißt, wer ich bin?
Läßt es erſt jetzt mich erfahren?“
„Schadet's dir? Nimm es als Möglichkeit hin,
daß wir uns kannten vor Jahren!“
„Warte, die Rappen — vor drei ein halb Jahr'
hab ich noch nicht ſie beſeſſen.“

„Haſt du inzwiſchen was geſtern erſt war,
oft nicht ſchon heute vergeſſen?“
„Endlich der Wagen. — Vergeſſen? Gedacht
hab ich — — So laß dir doch helfen!“
„Danke, Bajazzo. Gib ſelber fein acht!
Kannſt nicht ſo hüpfen wie Elfen.“
„Sag erſt, wohin ich dich führe, mein Kind!
Glaubſt du, daß ich dich noch laſſe?“
„Verra qui vivra. So bring mich geſchwind
zehn in der Haizingergaſſe!“
„Alſo ins Cottage. — — He, Fritzerl, fahr zu!
Zehn in der Haizingergaſſe.“ — —
„Bitte, du ſitzt auf der Stola. — Nur Ruh!
Warte doch, bis ich ſie faſſe!“
„Iſt ſchon geſchehen. Nun ſei aber lieb!
Dufteſt ſo. Laß mich dich küſſen!“
„Lieber Bajazzo, Geduld noch, vergib!
Wirſt mir erzählen erſt müſſen.“
„Später, mein Kleines. Die Nacht iſt noch lang.
Erſt mir dein Angeſicht zeigen!“
„Laß nur die Larve und ſage ihr Dank
für ihr barmherziges Schweigen!“
„Elſchen, das weiß ich: ich werde bei dir
keine Enttäuſchung beklagen.“
„Trau nicht dem Scheine! Jetzt antworte mir!
Vieles noch mußt du mir ſagen.“
„Wenn es denn anders nicht geht, wenn ich muß!
Höre, du biſt mir nicht gnädig.“
„Armer Bajazzo! Da, nimm einen Kuß! —
So, nun genug. — — Alſo: ledig?“
„Ledig? Ach Gott, na, ich ſagte ja ſchon:
ledig. Ich bin halt geſchieden.“
„Schuldig, nicht wahr, — das war ſie nur? Baron,
ſchiedet ihr aber in Frieden?“
„Laß den Baron aus dem Spiele! — Na ja,
unſereins meidet doch Szenen.“

„Also sie störte nicht, als sie dich sah
anderes Glück dir ersehnen?“
„Lächerlich. Glück, was mir Laune nur war,
Spielzeug von wenigen Wochen!“
„Und für die Laune vor zwei ein halb Jahr'
hast du ein Leben zerbrochen.“
„Ach, wie pathetisch! Ich lache; verzeih!
Habe denn ich sie vertrieben?“
„Wohl nicht mit Worten. Doch meinst du, es sei
Teilung mit andern noch Lieben?“
„Liebe ist Krankheit. — Doch, Elschen, 's ist toll,
Unsinn, daß wir das besprechen.“
„Lieber Bajazzo, die Herzen — die soll
manchmal das Schweigen zerbrechen.“
„Also du denkst, meine Stunde sei da,
denkst dir, nun müsse ich reden.“
„Als ich dein Fieber der Fröhlichkeit sah,
dacht' ich: sie schlägt doch für jeden.“
„Seltsam! Ich ahne noch nicht, wer du bist;
dennoch — jawohl, ich vertrau dir.“
„Armster, wie dumpf deine Stimme jetzt ist!
Lehne dich! Denk deine Frau dir!“
„Müde — das bin ich. — Dein Arm ist so warm.
Kinderweich wird mir die Seele.“
„Lach nicht, Bajazzo, und weine! Den Harm
schütte vom Herzen! Erzähle!“
„Wenn mit dem Rausch das Vergessen verfliegt.
würgt das Erinnern die Kehle.“
„Gegenwart wird vom Vergangnen besiegt.
Denke der Zukunft! Erzähle!“ — — —
„Ich will es nicht wissen, wie fremd wir uns sind,
mit wem und wohin ich nun fahre.
Ich sitze still-warm wie bei Muttern das Kind,
ich Kind mit dem Silber im Haare.
Du kennst mich, so scheint es, und denkst dir: ‚Du rennst,
für stets ein Bajazzo, durchs Leben.‘

Du glaubſt, daß du grade ſo gut mich erkennſt
wie ich. Ich verkannte mich eben;
ich dachte, ich wäre ein Weſen der Tat,
es wären die Taten mein Weſen.
Daß ſelten mein Fühlen die Taten vertrat,
verſäumt' ich, im Herzen zu leſen.
Und, ſchau, wir ſind doch, was wir fühlen, und nicht,
was Arme und Hände und Mund tun.
Die Tat hat als Kind des Moments kein Gewicht.
Das kann uns die Dauer nur kund tun. —
Ich hab ſie geliebt wie kein anderes Weib
und ärger als andre verraten.
Ich hab — — Unterbrich mich nicht, bitte, und bleib
ganz ſtill jetzt! Ich ſpreche von Taten.
In ihnen — da hab ich geſündigt. Ich bin
wie alle die unſern erzogen.
Geld, Titel und Macht — na, die reichen ja hin
zum Schwimmen auf Augenblickswogen.
Die Augenblickswogen! Das brandet ſo heiß
zum Haupte und treibt uns die Glieder;
man ſtürzt in die Lüſte, und eh' man es weiß,
ergreifen ſie, ziehn ſie uns nieder.
Da nützt's nichts, wenn einer auch tadellos ſchwimmt.
Den Kopf ſtatt des Arms zu gebrauchen —
das lehrt man uns nie. Und ſo iſt's uns beſtimmt,
oft nie mehr zur Höhe zu tauchen —
nur dann, wenn ein liebender Arm ſich in Huld
noch ſtreckt, den Geſunkenen zu heben,
nicht einmal, nein, öfters. Da braucht es Geduld
für Tage, für Jahre, fürs Leben.
Doch raſch zu verlieren den Mut, die Geduld,
zwei-, dreimal es tun und dann fliehen —
das tat ſie. Drum trifft ſie an allem die Schuld.
Wie oft wird von Liebe verziehen?
Wir ſchieden in Frieden, o ſicher. Das muß
bei Leuten von Stande geſchehen;

man macht mit der Liebe nicht häßlichen Schluß
und läßt nicht den Bodenſatz ſehen.
In Frieden nach außen. Sie hat ihn vielleicht
behalten auch drinnen im Herzen,
behalten, gefunden; ich weiß nicht. Man ſtreicht
ſo gern aus dem Leben die Schmerzen.
Ja, falls man vermag! Doch von morgen das Leid
— die Reue, ſo nennen's die Leute —
ſitzt tiefer und trägt auch ein gift'geres Kleid
als alle die Leiden von heute.
Und das iſt das Leid, das mich dann überkam,
— ſie war erſt ſeit Tagen geſchieden —
die Reue, jawohl, und gepaart mit der Scham.
Das nahm mir für immer den Frieden.
Das ſpäte Erkennen — o furchtbar banal!
Man ſoll dieſe Dummheit nicht zeigen,
man ſoll ſich auch nicht überliefern der Qual
und muß ſie aus Anſtand verſchweigen.
Man tut, wenn's die Mittel erlauben, wie ich:
zerſtreut und betäubt ſich im Tauſche;
nimmt Weiber, verwirft ſie, ertötet in ſich
das Denken im lachenden Rauſche.
Doch hinter dem lachenden Rauſche, da ſchleicht
die Träne; oft wühlt ſie im Leib mir.
Bezwang ich's, bezwing' ich's auch weiter vielleicht.
Und doch — ich erſehne mein Weib mir." — —
„Nun ſtill! Kein Wort mehr, das ſich leicht vergißt!
Kein lächelnd Scherzwort mehr zum Selbſtbetrügen!
Wenn ſolch ein wahres Weh entkettet iſt
nach langer Haft, ſind weitre Worte Lügen.
Vertrau mir! — — Pſt! — — Da lehn dich feſt! Ich hab
für alles, was dich jetzt durchwühlt, Verſtändnis.
Nun füll dem Alltag nicht ſein hohles Grab
mit Alltagsworten! Weihe dein Bekenntnis!
— — Du zitterſt. Ach, wie gut! — Da zuckt dein Leib.
O bitte, halt ſie nicht zurück! Sie ſteigen

zum Aug — die Herzensspiegel. Sieh dein Weib
gespiegelt drin! — Ich halt dich. — — So. Wir schweigen."

⁂ ⁂ ⁂

„Elschen, was schweigst du? — Ich glaube, ich schlief.
Bitte, verzeih! Ich — ich träumte."
„Zeit, da das Naß aus dem Herzen so tief
strömt, ist doch keine versäumte."
„Wirklich? Ich weinte? Ich fühle mich krank.
Nerven. Was mußt du nur denken?"
„Daß ich der Nacht eine Freude verdank.
Möge sie dich nun beschenken!"
„Wie denn? — Du hast suggestive Gewalt,
zwangst mich zu Worten und Tränen."
„Ich nicht. Doch Schatten verlangten Gestalt,
weil sie die Rückkehr ersehnen."
„Schatten, jawohl. — Ah, vorüber. Was soll
Gestern uns stören im Heute?"
„Bist du schon wiederum augenblickstoll,
fällst den Gelüsten zur Beute."
„Beute bist du mir. — Was hast du? Vergib,
tat ich dir weh! — Dann, im Zimmer —"
„Laß mich doch los! — O, ich hab dich nicht lieb
als einen Augenblicksschwimmer."
„Augenblickswogen! Ich schwimm nicht, ich will
tief bis zum Grund untertauchen."
„Ewig Vergessen dort suchen und still
deine Erinnrung verhauchen?"
„Ewig? Ach, kannst du's vollbringen? Du, du,
königlich will ich dir's lohnen."
„Müd ist der Schwimmer? Nun möchte er Ruh,
wo die Versunkenen wohnen."
„Ja, einen ewigen Rausch — es ist wahr —
such ich, ein trunknes Versinken."
„Möchtest du Lethe um jede Gefahr
wirklich, Bajazzo, denn trinken?"

„Gibt's da Gefahren? Mir ſcheint, man entweicht
allen durch Lethe indeſſen.“
„Denke doch: was man vergißt, iſt vielleicht
mehr wert als alles Vergeſſen.“
„Höre, den hab ich noch niemals gedacht —
dieſen Vergeſſensgedanken.“
„Kommt ein Erwachen nach ſolch einer Nacht,
findet die Reue nicht Schranken.“
„Schweig, Peſſimiſtin! Sonſt fühl ich mich alt,
müde, entnervt und zerſchlagen.“
„Hör mich: ich — — Macht da der Wagen nicht halt?
Schade! Ich wollte dir ſagen — —“
„Mußt du ſogar. Denn ich möchte ſo viel,
alles noch wiſſen, dich kennen.“
„Teurer Bajazzo, da bin ich am Ziel.
Danke. — Wir müſſen uns trennen.“
„Elſchen, was denkſt du? Ich bleibe. Obzwar — —
Torheit! Ich halt dich umfangen.“
„Stockend und luſtlos. Nun zögerſt du gar.
Eilig verraucht dein Verlangen.“
„Nicht mein Verlangen. Nur — ſiehſt du, ich litt
jäh an Erinn— — Doch laß gut ſein!“
„Grüble nicht nutzlos! Ich nehme dich mit,
brauchſt nicht vor mir auf der Hut ſein.“
„Glaubſt du, ich fürchte dich? Alles, nur feig
war ich noch niemals im Leben.“
„Halt mich doch beſſer und hilf mir! Ich ſteig
ſonſt in die Pfütze daneben.“
„Hm, wie ſymboliſch! Ich ſelber, ich trat
mitten in Pfützen ſo häufig.“
„Dann in das Trockne zurück, Akrobat?
Wechſel iſt dir ja geläufig.“
„So nur erhält man ſich jung und — — Was iſt,
Fritzerl? — — Du, Elſchen, den Wagen —“
„Laß ihn da warten, Bajazzo! Du biſt
Leichtſinn in heikelſten Lagen.“

Der Ring.
Gemälde von Hans Borchardt.

„Heikel? Du meinſt wohl, die närriſche Tracht
kann nicht die Sonne beſtehen?“
„Ja, ein Bajazzo! Der kann nur bei Nacht
ohne Erröten ſich ſehen.“
„Elfen desgleichen. Vertragen denn die
Tagesbeleuchtung? Doch auch nicht.“
„Nein. Doch im Dämmer verflüchtigen ſie.
Kennſt du den elfiſchen Brauch nicht?“
„Willſt du entſchweben? Ich fange dich ein. —
Fritzerl, ein bißchen noch warten!“
„Nimm du den Schlüſſel! — Und raſch nun hinein!
Stolpre nicht — Achtung! — im Garten!“ — —
„Ritter, den Fährden des Waldes entrückt,
ſieht nun die Burg ſich erſchließen.“
„Sachte! Denn Menſchen, die Schlummer beglückt,
wollen die Ruhe genießen.“
„Weißt du, ich dachte, hier wohnteſt nur du.
Gibt es noch andre Parteien?“
„Mindeſtens Dienerſchaft. Sperre gut zu!
Leiſe, mein Lieber, zu zweien!“ — — —
„Heiß iſt's im Zimmer! Der Pelz — — Er iſt fort.
Bitte, ſo zünde doch Licht an!“
„Nimmt nicht im Dunkel ein jegliches Wort
doppelt und dreifach Gewicht an?“
„Elfchen, beende das Spiel und den Scherz!
Glück ſo um Stunden beſtehlen!“
„Bitte! Im Dunkel nur find ich das Herz,
was mich bedrückt, zu erzählen.“
„Teufel, wie ſprichſt du? Was ſoll dieſer Ton?
Sag mir, was ſoll dein Benehmen?“
„Bangt dir, Bajazzo, vor nächtlichem Hohn?
Bin ich ein feindlicher Schemen?“
„Unſinn. Ich ſagte dir grade: ich hab
niemals gebangt. Doch erkläre!“
„Denk dir, du ſäheſt dich vor einem Grab!
Denk, eine Zaubrerin wäre

heut zum Bajazzo der Karnevalsnacht
heimlich als Elfe gekommen,
hätte zugleich mit der tändelnden Tracht
lachenden Rausch ihm genommen!
Denk dir, sie hätte ihn heimlich geführt,
heimlich zum Grabe der Liebe,
hätt ihm bedeutet, daß, wenn er sich rührt,
spukhaft der Zauber zerstiebe,
hätt ihm verheißen: ‚Verharrest du still,
will ich dir Wunder entdecken.
Rege dich nicht und gehorche! Ich will
Teures vom Tode erwecken.‘“
„Was? Was — was sprichst du? — Helene, bist du's?
— Nein. Aber Licht hier im Zimmer!
Stimme, Gestalt und den Duft und den Fuß —
o, die verkenne ich nimmer.
Nenn dich! Wer bist du? Es stockt mir das Herz.
Sprich nicht von Gräbern! Sie lebt ja.
Treibe nicht frevelnden Karnevalsscherz!
Sieh, meine Seele erbebt ja.
Spiele nicht grausam! Was weißt du? So sprich!
Lögest du, wäre es schändlich;
sprächest du Böses, — ich mordete dich.
Rede doch, rede doch endlich!
Halt, du erinnerst an sie; und mir ist,
daß du — — Ich glaube, ich kenn dich.
Ah, und da halt ich dich. Warte, du bist — —
Nein. — Ich beschwöre dich: nenn dich!“
„Erich, was tust du! Du drückst mich ja wund. —
So. — Ich vergeb dir die Schmerzen.
Sah ich doch grade bis tief auf den Grund
einem notleidenden Herzen,
hörte, wie wild und wie bangend es schrie.
— Erich, du liebst noch Helene.“
„Leugnete ich's? Ich gestand, daß ich sie
oft, ach, so oft mir ersehne.

Aber was ſoll das? Wo bin ich? So ſprich!
Sag mir: wer biſt du, wie heißt du?“
„Ich fragte dich vieles. Erinnerſt du dich?
Und vieles erzählte ich. Weißt du?
Dich lockte im Maskengetriebe mein Scherz,
Mein Kuß; — und war beides erlogen;
du ſahſt und vernahmſt nicht mein zagendes Herz,
Geblendet von Augenblickswogen.
Ich kam, weil ich wußte, ich finde dich dort;
ich mußte dein Herz um Geheimſtes befragen.
Erſcheinen dir ſeltſam ſo Stunde wie Ort?
Warum ich ſie wählte, das will ich dir ſagen.
In Masken zu gehen — das macht uns zur Pflicht
das Leben. Drum lächeln wir oder verſtummen,
begegnen wir uns mit enthülltem Geſicht,
und mühn uns die Herzen gar dicht zu vermummen.
Doch ſäumen wir oft bei verhülltem Geſicht
die Herzen zu ſchließen, in Masken zu kleiden.
Leicht trifft dann ein Wort, und dann lächeln wir nicht
und finden auch Worte für das, was wir leiden.
Bei Nacht hat die Larve der Larve vertraut,
und iſt der Bajazzo zum Elfchen gekommen;
am Tag hätt ich ſpöttiſche Augen geſchaut
und Worte erheuchelten Stolzes vernommen;
grad ich, die Verwandte. Ich weilte faſt nie
bei euch, und du haſt mich nur ſelten geſehen — —“
„Du biſt ihre Schweſter? Biſt du es, Sophie?
Wo bin ich? Wo iſt ſie? Was iſt denn geſchehen?
Was kamſt du hierher? — O, ſo mache doch Licht!
— Was iſt das? — — Da ging ſie. Was läßt du mich ſtehen?
Sophie! — Wo — wo bin ich? Ich — träume ich nicht?
Wo iſt denn der Taſter? O, könnt ich nur ſehen!
Ein Traum oder Rauſch? Ach, ich Narr, wenn ich bleib
erwache ich in einer Karnevalsſzene.
— Wer kommt da? — Ich ſehe — — Helene, mein Weib!
— — — Helene!“

Die Taſſe Tee.

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

So öde und wenig erwünſcht vielen Menſchen große, offizielle Empfänge vorkommen, ſo lieb und erwünſcht iſt wohl jedem der herzliche, einfache, freundſchaftliche Empfang.

Die Zeremonien früherer Gaſtfreundſchaft, die den ſeltenen Gaſt mit allerlei Ehren und Geſchenken bedachten, ſind eingeſchrumpft, man könnte ſagen auf eine Art von Symbol reduziert, das heute bei den höheren Ständen und der Mittelklaſſe aller Kulturnationen in der Taſſe Tee mit oder ohne Zigarette beſteht. Lächelnd reicht die Hausfrau dieſes Symbol ... immer und überall dieſelbe Taſſe Tee. Und doch wie verſchieden mundet ſie bei verſchiedenen Beſuchsſtunden, wie gleichgültig, wie automatiſch iſt ihre Funktion in manchem Haus, wie wohlig warm wird uns in manchem anderen, ſobald wir nur die Lippen an den Rand ſetzen!

Daß ein großer glänzender Empfang, ein Diner, eine muſikaliſche Soiree mühſam zu inſzenieren ſind und ſehr leicht langweilig werden, begreift ſich ſchnell. Aber iſt es nicht ſeltſam, daß dieſer intimſte, dieſer einfachſte Empfang, bei dem alle Formen der Gaſtfreundſchaft auf ein Symbol, auf ein Schema zurückgeführt ſind, vielen Hausfrauen durchaus nicht gelingt, keine Stimmung aufkommen läßt und dem Beſucher ein unbehagliches Fröſteln verſchafft?

Es gehört zum Empfangen ſehr wenig und doch ſehr viel. Eine Dame, die empfängt, braucht eigentlich nur zwei ſcheinbar ſehr alltägliche Eigenſchaften: wahre Güte und wahre Natürlichkeit. Allein dieſe Eigenſchaften ſind gar nicht ſo alltäglich, wie man glaubt. Darum ſchmeckt die Taſſe Tee da und dort ſo ganz verſchieden. Güte darf

nicht jener plumpen Gutmütigkeit gleichen, die mit der Türe ins Haus fällt und sich benimmt, als gäbe es keine Schattierungen. Natürlichkeit darf sich nicht zur burschikosen Unmanierlichkeit auswachsen oder die Formen des Sportplatzes in den Salon verpflanzen. Eine eigentümlich zarte Vollendung muß im Wesen der Dame liegen und von ihr ausstrahlen in die Wohnung, um auch die kleinsten Dinge darin zu beseelen. Zerstreutheit, Unbehaglichkeit, eiligen Putz darf man ihr nicht anmerken. Vornehme Selbstverständlichkeit muß weben und walten, einen wahrhaft angenehmen Willkomm zu bieten. Daß eine einfache Sache soviel erfordert, daß ein richtiger Empfang der Dame des Hauses zu höherer Ehre gereicht als vieles andere, was sie zu leisten vermeint, daß eine häßliche Art Freunde oder Bekannte im Heim zu begrüßen ein nicht zu verwischendes Siegel der Gewöhnlichkeit auf das Haus drückt, ist ein Beweis, welche Macht gewisse Imponderabilien besitzen. Wie sich der freundschaftliche Verkehr im eigenen Hause abspielt, wird für die Besitzer zu einem Kriterium ihrer Kultur.

Die neue Mode, auch den freundschaftlichen Empfang im Hotel zu gründen unter kaltlächelnden Kellnern, inmitten einer stereotypen Eleganz, die vom Lärm einer stereotypen Musik und Konversation durchflutet wird, trägt mehr kameradschaftlichen als echt freundschaftlichen Charakter. Es ist dies eine der vielen Formen der Flucht vor sich selbst, der Angst vor Intimität, einer der vielen Beweise, daß die meisten unter den Menschen, die wir Freunde nennen, höchstens Gefährten irgendeines Interessenkreises sind und daß sich daher unser Konversationsbedürfnis mit ihnen bald erschöpft. So sind wir herzlich froh um den Lärm, die Musik, den Anblick fremder Leute um uns her, denn dies alles täuscht über die Herzensleere und geistige Armut, die den Empfängen sonst allzuleicht anhaften würden.

Namentlich in Deutschland fehlt eine gewisse harmlose Unbefangenheit, den intimen Empfang anmutig zu gestalten. Mißtrauen und Scheelsucht beobachten leicht jeden Verkehr und bemühen sich die Traulichkeit zu verjagen.

Beſonders erſchweren ſie freundſchaftliche Unbefangenheit zwiſchen Mann und Weib, ſie verleiden jene Plauderſtündchen, die dem einen wie dem andern Teil ſoviel Erquickung gewähren konnten und verhindern dadurch, daß zwei befreundete Menſchen aus ihren einſeitigen Ideen- und Sorgenkreiſen auf eine Zeit entrückt werden. Ein ſtoiſcher Philoſoph hatte nach drei Arten des Empfangs drei Arten der Freundſchaft unterſchieden. Die Herzensfreunde, die unter vier Augen — in secretum — empfangen werden, die guten Freunde, die — in pluribus — zu mehreren gern geſehen ſind, und endlich die guten Bekannten, die — universos — in größerem Kreiſe willkommen erſcheinen. Jene „universi“ ſind aber ſehr oft neidiſch auf die in pluribus oder gar im tête à tête, „in secretum“ Empfangenen und ſuchen dieſe Einteilung zu ſtören, ganz beſonders, wenn die Dame des Hauſes, wie es die große Welt vielfach ſtillſchweigend anerkennt, zu der Traulichkeit des „in secretum“ nicht nur Freundinnen, auch Freunde heranzieht. Falſcher Argwohn erſchwert es möglichſt, wirklich anregende Fühlung zu gewinnen, denn er unterdrückt allzugern die erſten Keime intimeren Verkehrs. Ein charakteriſtiſches Beiſpiel für dieſe kleinliche Auffaſſung begegnete mir in einem ſehr gewiſſenhaften Buch über Sitte und Lebensführung, das für alle Lagen, in die man geraten kann, wohlüberdachte Anleitung zur Korrektheit gibt. Nach dieſem Buch ſollte eine Dame überhaupt möglichſt vermeiden, einen Herrn allein zu empfangen. Stellt ſich dieſe Lage aber irgendwie als unvermeidlich heraus, muß ſich die Dame möglichſt in allgemeinen Redensarten ergehen und den Beſuch ja nicht zurückzuhalten verſuchen. Der Herr, dem die Ehre zuteil wird, allein zugelaſſen zu ſein, darf ja nicht in ihrer nächſten Nähe Platz nehmen und ſoll auch Hut oder Handſchuhe nicht ablegen. Er ſetze ſich der Dame nicht ſchräg, ſondern ordentlich gerade gegenüber und halte ſich in reſpektvoller Entfernung. Bei weltläufigen Menſchen können ſolche geſellſchaftliche Vorſchriften als intereſſante Überbleibſel gelten aus der Zeit, da Hunding mißtrauiſch den Gaſt an ſeinem Herd fand allein mit ſeinem Weibe und Sieglinde warnend zu Sigmund ſprach:

Dies Haus und dies Weib
Sind Hunding zu eigen.

Wenn solch ein steif vorsichtiger Empfang, wie das gewissenhafte Buch ihn fordert, nicht der Komik entbehrt, so hat der burschikose Empfang, etwa einer Studentin, die den Studenten zwanglos in ihre Bude ruft, etwas gar zu Anmutloses, und wie dort eine etwaige Gefahr, die das verschiedene Geschlecht mit sich bringt, geschmacklos betont wird, so leugnet und verkennt man hier absichtlich diese Gefahr.

Der Mann soll immerhin, damit ihm das gewährte Plauderstündchen reizvoll sei, die Empfindung nicht ganz verlieren, daß ihm die Dame einen Vorzug gewähre, ein zartes Vertrauen entgegenbringe und daß der Wunsch ihm zu gefallen, auch als Weib zu gefallen, der Freundin nicht himmelfern liege. Dann wird auch er als vollendeter Kavalier zu gefallen suchen, und ein leiser Wetteifer wird beide davor behüten, langweilig oder brutal zu werden.

Wahre Korrektheit ist mehr eine Sache des Herzens als des Verstandes. Die Gefahr, die Mann und Weib bedroht, ist nicht durch genauen Zentimeterabstand der Sitzgelegenheiten zu beschwören, noch durch allgemeine Redensarten zu ersticken, man kann auch mit Worten des Hasses oder der Gleichgültigkeit sagen: ich liebe dich.

Daß hie und da im lauschigen Plauderecken, im lauschigen Plauderstündchen, wenn das Teegeschirr leise klirrt und glänzend schimmert, die Zigarette rötlich glüht bei beginnendem Dämmer, eine zarte Hand zittert, während sie den duftenden Willkommstrunk einschenkt, daß es plötzlich still wird und doch eine Melodie summt und surrt und schmeichelnd girrt, das Lied ohne Worte: ich liebe dich — all dies trägt Schuld daran, daß sich auch das eleganteste Leben nie ganz zur Korrektheit bequemen will. Beim allgemeinen Teetisch zusammen zu sitzen und zu sprechen „von der Liebe viel", wie Heine so boshaft amüsant erzählt, das ist nicht so gefährlich, aber zu zweit, beim freundschaftlichen Empfang sich an die altehrwürdige Frage zu machen, die noch nie ein Menschenpärchen mit Worten, sondern immer nur mit Küssen gelöst hat, was es denn mit der Liebe und

was mit der Freundschaft sei, das bleibt immerhin ein kleines Wagnis. Und jener, der sich die guten Ratschläge des vorerwähnten Buches zu Herzen nahm, Hut und Handschuhe als Schutz- und Trutzmittel behielt, wird unter solchen Umständen ein sehr komischer Jüngling sein.

Doch wenn eine Menge feiner Lustspielsituationen von dem behaglich blinkenden Teegeschirr in Andersens Märchenstil erzählt werden könnte, auch die heimlichsten und darum herzzerreißendsten Traurigkeiten würde es berichten.

Wie etwa die schöne Frau, nachdem sie eine Nachricht, die sie bis ins Herz traf, im Plauderton erzählt, hat hören müssen, im Plauderton auch erwidern, lächeln, lachen und weiter den Tee einschenken muß: „Zwei Stück Zucker?“ — „Nein, danke.“ — „Aber etwas Rahm?“

Mechanisch gleiten die gewohnten Redensarten von den bleichgefärbten Lippen; es geht im gleichen Takt, bis der Gast, mit freundlicher Lebhaftigkeit geleitet, ihr die Hand geküßt hat und bis seine Schritte auf dem Teppich draußen im Vorsaal ganz dumpf werden. — — Dann erst, dann darf die Maske fallen, die eben noch lächelnd hochgezogenen Mundwinkel dürfen tief werden, die Augen weitgeöffnet dem visionären Schreckbild nachstieren, fieberglänzend, trocken, denn sie kann ja noch nicht weinen. Es ist so schwer zu weinen, wenn man gewöhnt ist, eine Maske zum Antlitz zu haben. Die schöne Frau, die so glänzend, so freundlich, so heiter eben empfangen hat, wie sinkt sie zusammen zu einem Häufchen Leid! Schmerz macht primitiv, sie kauert nun und wiegt ihre Knie wie das verlassene Weib in der Wüste, zum Trotz der zierlichen Umgebung.

Oder es geht nicht ganz so tief, nicht bis zu solcher Tragödie. Aber es tut doch weh, sehr weh, und was schlimmer ist, es macht schlecht. Dasselbe zierliche Teegeschirr. Aber die Schale wird gereicht, als böte man lieber Gift statt des Labetrunks; überhastig, überlustig, mit bösem Lachen dazwischen wird eine feine, subtile, schreckliche Rache genommen. Und der, der sie schmecken muß, darf auch nichts anderes tun, als den lauen Trunk mit scheinbarem Behagen schlürfen, mit scheinbarem Behagen die Rauchwölkchen aus der gebotenen Zigarette zerblasen. —

Oder die beiden haben nur gespielt. Sie meinten's beide soweit ganz ehrlich. Es sollte ein Spiel sein — aber auch beim Spiel kann man, wenn man Unglück hat, erhebliche Verletzungen davontragen. Es ist noch gar nicht so sehr lange her. Dieselben Tassen standen am selben Fleck und dasselbe winzige Rahmkännchen und derselbe freundlich gebauchte Teetopf — da war er nicht so ganz korrekt gewesen wie heute. Da hatten auf ihren bleichen Wangen zwei Röschen geblüht und das Haar war so locker geworden, daß die Nadeln nicht mehr halten wollten, und einen Augenblick lang hatte es ein wüstes Durcheinander auf dem Teetischchen gegeben; ich glaube, der Rahm war aus Versehen in die Teekanne geschüttet worden von einem der beiden. Aber um so korrekter ist er heute und sie auch. Und er sagt mit derselben weichen, einschmeichelnden Stimme, die vor nicht so langer Zeit ganz anders sprach: „Seien wir Freunde, es ist besser so. Wir sind beide vernünftig, nicht wahr? Teuere Freundin!"

Da versinkt langsam eine schöne bunte Welt, und im Dämmer steigt die andere, die selbstverständliche graue Alltagswelt langsam wieder auf. Dieses Stübchen ist kein Märchengemach mehr mit allen Schätzen Golkondas, dieser Trank kein Zauberelixier, diese beiden Menschen sind nicht Prinz und Prinzessin auf einer Glücksinsel — sondern es ist nur ein Salon wie tausend andere auch, ganz gewöhnlicher Tee, der da geboten wird von Frau Y. dem Herrn Z. bei einem ganz gewöhnlichen korrekten, konventionellen, freundschaftlichen Empfang.

Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundschaft an,

sagt mit wehmütiger Ironie Heinrich Heine in den Neuen Gedichten.

So schal solche erzwungene, nur gemimte, oft schlecht gespielte Freundschaft munden mag, nachdem der süße Rausch des Liebestranks verflog, so würzig schmeckt echte ernste Freundschaft, ob sie nun von Anfang an Freundschaft gewesen sein mag oder eine fromme, entsagungsvolle, still verklärte Liebe umfaßt. Sie gibt dem intimen Empfang innerliches Interesse und behaglichste Anmut.

Am edelſten und nützlichſten iſt ſolche Freundſchaft von ſeiten einer mütterlich angelegten reiferen Frau, für die nun die Beſuchsſtunde zur Feierſtunde des Lebens wird, zu einer Entſchädigung, zum Troſt für vieles, was ſie lernen mußte zu entbehren.

Bei ihrem freundſchaftlichen Empfang findet der jüngere Freund, was er in der Familie oder draußen in der Welt nicht finden kann. Dem ſymboliſchen Tee geſellt ſich eine geiſtige Koſt, zart und kräftig zugleich, wie fabelhafter Göttertrank und Götterſpeiſe, wie Nektar und Ambroſia, die Göttliches eingeben und bewahren, ſowie davor behüten allzumenſchlich zu werden. So rühmte der italieniſche Dichter Parni einſt den Empfang ſeiner Freundin Iſabella Teotochi:

Wer noch ſo rauh und roh den Raum betrat
Verließ ihn edel, und von ſanfter Sitte
Gebändigt ging, wer ungebändigt kam —

und Heine erzählte Wunderdinge von den ſtillen, vertraulichen Stunden in Rahels Berliner Dachſtuben.

Der anſpruchsloſe, freundſchaftliche Empfang hat ſtill, aber beſtändig ein gutes Stück ſozialer Arbeit geleiſtet durch den ſanften Einfluß der Dame. Ob es ihm noch weiter beſchieden iſt, oder ob die Frau, hinausdrängend und hinausgedrängt in das öffentliche Leben, ihr einſtiges geräuſchloſes Wirken von nun an immer mehr verſchmähen muß? Soll dieſe Studie über den intimen Empfang ein Epitaphium bedeuten?

Dieſe Form der Gaſtlichkeit hat ein Stück Geſchichte hinter ſich, und ein Rückblick wird zur Pflicht dankbarer Geſinnung, ſollte ſie am Ende ihres Wirkens angelangt ſein.

Am Schachbrett ſitzen ſich die mittelalterliche Burgfrau und der fremde Ritter gegenüber. Zwiſchen dem ſcharfen Beſinnen über den einzelnen Zug erzählt er von weiter Fahrt und hartem Strauß und bringt als Gaſtgeſchenk die Verſe mit, die er auf einſamen Ritten zum Preis des Schwertes und der Frau erdacht. Manchmal endet ſolche traute Zwieſprach gar übel, Herr Wolfram im Parzival erzählt, wie der Bruder mit wütender Eiferſucht dazwiſchen-

fährt und die Spielenden zwingt, sich mit den Schachfiguren zu verteidigen. Belustigt lesen wir von solchen Dingen. Wir vergessen leicht, welch ungeheuer komplizierte Kultur die Voraussetzung bildet für natürliche unbefangene Vertraulichkeit zwischen den Geschlechtern, um den intimen Empfang von Herrn und Dame zu ermöglichen. Die Tasse Tee bedeutet im Kampfe der Geschlechter etwas Ähnliches, wie die weiße Fahne, die den diplomatischen Verkehr nach dem Kriege anbahnt.

Erfüllt vom humanistischen Ideal, gestatteten zuerst die großen Herren der Renaissance den zwanglosen Besuch bei der Dame des Hauses. Sie hatten Ciceros liebliche Tochter Tullia vor Augen, die mit den Freunden ihres Vaters so klug zu philosophieren verstand. Der Platonismus, dessen man sich nun auch im Frauengemach bemächtigte, trug viel dazu bei, die Sehnsucht nach intimer Aussprache zu erwecken und sich deshalb einen Kreis vertrauter Freunde zu schaffen. Seltsam fällt die Ähnlichkeit auf zwischen den gesellschaftlichen Regeln des anfangs zitierten modernen Buchs und den Vorschriften aus humanistischer Zeit, die von dem Manne verlangen „aus Marmor zu sein", wenn er gesellschaftlichen Verkehr mit jenen schönen Frauen pflegt, die nach dem Temperament der Zeit geschaffen waren zu entflammen und zu beglücken. „Unmöglich!" rief Margarete von Frankreich aus, als sie solches las, und hielt die Forderung eigentlich für eine Beleidigung des weiblichen Geschlechts.

Doch in Rom, inmitten jenes Italien, das trotz Krieg und Greuel an die Spitze der Bewegung für feine Sitten trat, konnte eine wirklich große Dame leben, sanft und einfach, die mit bewundernswerter Feinheit den Mann verstand, der zu ihr von Kunst und Liebe sprach. Mit vornehmer Gelassenheit empfängt Vittoria Colonna Michelangelo und zeigt, wie weit der Einfluß einer klugen Freundin den Mann zu vertiefen und zu fördern vermag. Franz von Holland, der zu solchen intimen Empfängen einigemal zugezogen war, hat die vernommenen Gespräche in seinem Tagebuch bewahrt. Heute würde man vielleicht nicht mehr so kühl und verständig, so wenig persönlich miteinander

ſprechen, aber wir können auch die Schranken nicht mehr gut ermeſſen, die damals noch in den Augen der Welt trotz ihrer Freundſchaft den Künſtler von der Marcheſa trennten.

Das Geſpräch war die große Kunſt der Neuplatoniker. Im Garten oder zurückgezogen in den neueſten Schmuckraum des Hauſes, die Bibliothek, fand es ſtatt, und alle, die von jenen intimen Stunden berichten, da die Vertrauteſten ſich um die Dame ſcharten, ſagen, wie glücklich ſie durch dieſen Verkehr geweſen. Er bedeutete ein Neues und kam jenen faſt ſchreckhaft vor, die ſich ängſtlich beſorgt vor ſeiner Süßigkeit verſchloſſen. Eine Geſchichte, über die ſpottfrohes Gelächter durch alle humaniſtiſchen Bibliotheken des ſechzehnten Jahrhunderts lief, trug ſich in Poitiers zu, als konverſationsgewohnte Männer aus Paris ein Parlament in der kleinen Stadt abhalten mußten. Sie brachten Empfehlungen mit und klopften an die Türen der Damen von Poitiers. Aber die Pforten blieben verriegelt, und ein zagendes „non possumus“ kam hinter dem ſicheren Abſchluß hervor. Selbſt als die Pariſerinnen Briefe ſchickten, man möge ihre Männer nicht an Langeweile zugrunde gehen laſſen, antworteten die Tugendbeſorgten, das ginge nicht, denn es „ſei ſo üblich in Poitiers . . .“

„Es iſt ſo üblich in Poitiers.“ Von wie vielen Orten könnte man das heute noch ſagen, in denen Vorurteil und Klatſch an die intimen Empfänge ſich heften und ihnen jene Anmut des Natürlichen, Selbſtverſtändlichen nehmen, die den wahren Reiz des intimen Empfanges ausmacht und das Gefühl des ſeeliſchen Zuhauſeſeins erweckt. Nicht Tugend, ſondern verkappte Untugend fürchtet ſich vor der ſymboliſchen Taſſe Tee, wie ſich die Frauen von Poitiers ſcheuten, Männern, mit denen ſie nicht verwandt waren, den Würzwein im ſilbernen Becher zu kredenzen. In Spanien blieb es den Frauen noch weit in die neue Zeit hinein verboten, in ihren Sälen Männer zu empfangen, und nur den Herzoginnen war es geſtattet, von ihren Begleiterinnen umgeben, fremde Botſchafter einzulaſſen, für die feierlich ein Lehnſtuhl hereingetragen wurde, während die Damen auf dem Teppich kauerten. Das nannte man damals intimen Empfang.

Dem Anſcheine nach viel freier geworden, aber dem inneren Weſen nach nicht weit entfernt von den Damen aus Poitiers begleiten ſpießbürgerliche Kreiſe — etwa in der abgelegenen Provinz — auch heute noch den intimen Empfang mit ſcheelem Lächeln und halten ihn für ein Vorrecht der großen Welt, deren Sitten ja im allgemeinen für beſonders leicht gelten.

Allmählich veränderte ſich im Lauf der Jahrhunderte der Schauplatz des intimen Empfangs.

Im ſechzehnten und noch im ſiebzehnten Jahrhundert, bei den erſten zwangloſen Beſuchen, die der Herr des Hauſes der Gattin geſtattete, mußte der Gaſt mit reſpektvoller Beklommenheit viele Säle durchſchreiten, ehe er zu der Dame gelangte. Etwas bang ging der Neuling langſam durch die impoſante Flucht der Zimmer, an zahlreicher Dienerſchaft vorbei, um endlich im letzten etwas kleineren Raum die Dame auf hohem Seſſel thronend zu finden. Gern kürzte man mit einer Partie Schach die Zeit oder verſuchte ſich auf Viola und Mandoline. Der eigentliche Empfangsraum iſt meiſtens die Bücherei. Etwas ſchwer im Ton bleibt wohl das Geſpräch, angeregt durch die ſtattlich aufgerichteten Folianten.

Ganz anders, leichter, graziöſer plaudert es ſich im kleinen, bequemen Damenzimmer, dem Boudoir, das im achtzehnten Jahrhundert die intimen Freunde aufnimmt und ſo die Bibliothek der Humaniſten erſetzt. Nun iſt man umgeben von zierlichen goldgepreßten Lederbändchen, in denen auch die Weisheit bemüht iſt, ſich zierlich zu geben.

Hier ſieht die Dame ohne jede Etikette die Vertrauten, gern ſitzt man am Kamin, wo das Holz kniſtert und die Flammen züngeln.

Oder der Empfang findet des Morgens bei der Toilette ſtatt, während ein mitteilſamer Friſeur, ein anmutiges Kammerkätzchen den Haarſchmuck türmen. Es wird Schokolade gereicht, das Modegetränk unſerer gepuderten Ahnen, die Freunde machen ſich nützlich durch Neuigkeiten oder etwa mit Ausſchneiden von Schönheitspfläſterchen, mit Vorleſen und Flötenſpiel. Ein Voltaire, ein Galiani, ein Diderot haben die intimen Empfänge des achtzehnten Jahr-

hunderts der Nachwelt wert gemacht. Es lauſchte die „göttliche Emilie“ dem amüſanteſten der Philoſophen, es hörte Madame d'Epinay den italieniſchen Abbé über Liebe und Religion philoſophieren, und die große Kaiſerin Katharina ſaß mit dem Enzyklopädiſten auf dem Sofa, um über Freiheit und Menſchenrechte zu ſprechen. Immer zierlicher, immer heller und freundlicher wurde das Boudoir, der kleine, den Freunden vorbehaltene Raum, der ſich ſtreng vom Salon ſchied, dem zu großen Empfängen beſtimmten Prunkgemach. Im Salon durften ſich Geiſt, Eleganz und Pracht entfalten, im Boudoir fand allmählich das Gefühl vor allem Zutritt. Mit liebevoll gehegten Andenken, zerbrechlichen Porzellanfigürchen und Miniaturen der Herzensfreunde umgab ſich die Dame und ſchwelgte in ihrem kleinen Heiligtum mit wenigen Vertrauten von allen Empfindſamkeiten, die durch die Literatur in Mode gekommen waren. Und während man wie Clariſſa, Heloiſe oder Werther fühlte, ſchlürfte man in feinen, dünnen Täßchen ein neues Getränk, den Tee, „das lieblichſte, duftigſte Geſchenk der Chineſen“, wie man im achtzehnten Jahrhundert ſagte. Anfangs „mehr des Kurioſums als des Wohlgeſchmacks wegen“ getrunken, bürgerte ſich der gedankenanregende, zum Plaudern ſtimmende Trank bald in der europäiſchen Geſellſchaft ein. Ihn führte Sophie La Roche an die Lippen, wenn ſie Wieland mit den anderen ſchönen Seelen „zum empfindſamen Kongreß“ vereinte, ihn lernte Schiller im kleinen gelben Salon der Frau von Kalb genießen, und Charlotte von Stein kredenzte ihn ihrem Dichter in den glücklichen Stunden gegenſeitigen Verſtehens.

Doch ſelbſt in klaſſiſchen Tagen war der intime Empfang nicht immer beliebt, und kräftiger Spott ſauſte auf diejenigen Frauen nieder, die andere Pflichten darüber verſäumten.

Karoſſen raſſeln jetzt heran
Und Mietlakaien ſpringen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Briten
Gehör bei der Berühmten zu erbitten —

läßt Schiller den klagenden Ehemann ausrufen in „Die berühmte Frau“. Bei ſolchem Sturm auf das Boudoir

verlor es freilich seinen heimlich-traulichen Charakter, und Plauderstunden, die zu vielen gegönnt wurden, entbehrten der Anmut des Intimen.

Jede Zeit hat ihren eigenen Tee, wie sie ihren eigenen Flirt und ihre eigenartige Liebe hat. Wir irren uns, wenn wir heute die unverstandenen Frauen mit Charlotte von Stein trösten oder diejenigen, die sich einsam fühlen, mit Fräulein von Lespinasse, der größten Virtuosin intimer Geselligkeit. Andere Interessen, andere Erziehung, andere Lebensanschauungen beherrschen die verschiedenen Jahrzehnte, und Madame Récamier empfing in ihrer Abtei Chateaubriand ganz anders, als sie am Anfang des Jahrhunderts vertraute Freunde empfangen hatte. Antiker Vorbilder gedenkend, hingegossen auf dem Ruhebett, die nackten Füßchen mit Sandalen bebändert, so sah man die Eleganten am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, so zeigt sich Madame Récamier auf ihrem berühmten Bild, und zwanzig Jahre später bemerkte sie, wie steif und feierlich nun auch die jüngsten Frauen auf ihren Stühlen saßen, wie sie sich hüteten, den intimen Empfang über den Familienkreis hinaus zu erweitern.

Wir haben uns heute wieder künstlich Biedermeierinterieurs geschaffen, einen großen runden Tisch vor das bequeme geblümte Sofa gestellt und versucht, mit einer weitgebauchten Teekanne darauf Freundschaft zu schließen. Aber der steif-behagliche Ton, die ruhige Gemütlichkeit, mit der man, wie festgeschmiedet um den Tisch herum saß, der Geist, der solche Möbel geboren, wollte nicht wiederkommen.

Ein intimer Empfang auf Biedermeierart: unmöglich! Die moderne Toilette, die moderne Vielgeschäftigkeit, die moderne sprunghafte Art, von einem Gedanken zum andern zu jagen, lehnen sich dagegen auf, und wir würden es komisch finden, von unserem Flirt oder von unserer mütterlichen Freundin durch einen großen runden Tisch getrennt zu sein.

Das Teetischchen aus Mahagoni und Glas oder aus feinem hellen Holz, das hereingetragen oder geschoben wird, ist eine neue englische Erfindung, aus dem Platzmangel

der engen Wohnungen entsproſſen. Unſeren Vorfahren wäre dies Möbelchen ebenſo unbequem erſchienen als die Sitte, eine Taſſe mit mehr oder weniger Geſchick ſtehend zu leeren oder ſitzend über dem Knie zu halten.

Das äſthetiſche tea-gown, dieſe reizende, in London entſtandene Mode bietet der Dame Gelegenheit zu läſſiger Grazie, zu faſt japaniſcher Anmut der Gebärde beim Einſchenken und Genießen des geſelligen Weihetranks.

So iſt die intime Teeſtunde zwiſchen Blumen, ſeltenen Nippes, Miniaturen, beim Anblick einer ſchönen Herrin, die mit freundlicher Vornehmheit zu lächeln und zu plaudern verſteht, eine Oaſe für das Gemüt, das Auge und den Geiſt, ein poetiſches „Buen retiro“ mitten in der Proſa des Daſeins, in der Ermüdung enttäuſchender großer Feſte. Hier, im traulichen Boudoir, bei der Taſſe Tee des intimen Empfangs lege der Pedant ſeine Pedanterie ab, der Grämliche ſeinen Gram, der Überhaſtete ſeine Eile und ſei ein Weiſer, denn es iſt weiſe, glücklich zu ſein.

Sizilianen

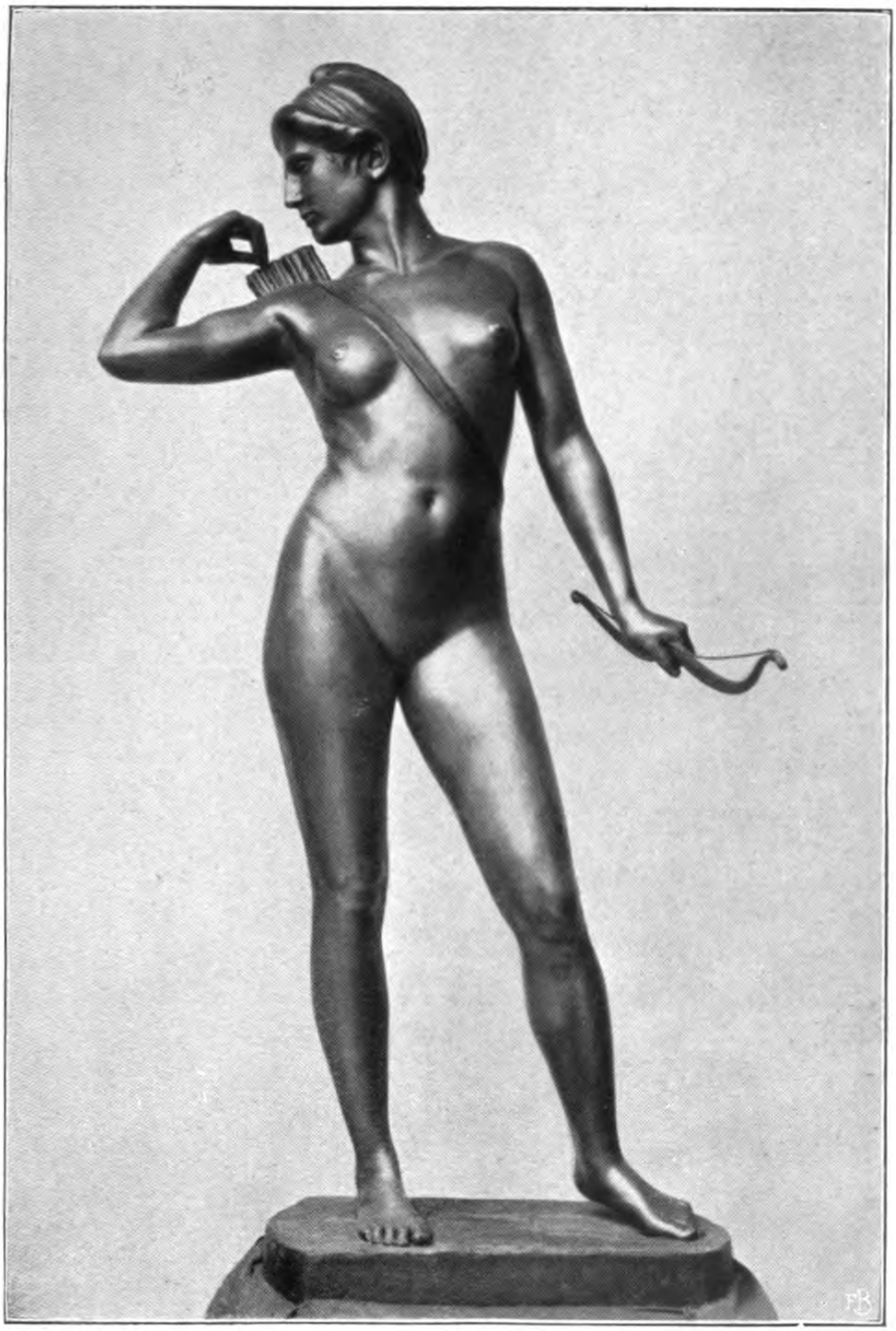
von Georg Buſſe-Palma.

Der Dichter.

Oft klagt ein Dichter mit verzerrtem Munde
Die Muſe an und ſchreit nach Bürgerbrot.
Doch ſeid gewiß: im tiefſten Herzensgrunde
Liebt er ſie doch und liebt ſie bis zum Tod.
Klafft wie ein Schwertſpalt auch die Seelenwunde,
Zerbiß ihn hündiſch auch gemeinſte Not:
Das heiße Glück der ſchöpferiſchen Stunde
Läßt ihn getreu ſein, bis ſein Tag verloht! —

Kismet.

Ein Schwalbenneſt, das hoch am Türſims klebte,
Begrüßt' ich täglich beim Nachhauſegehn,
Froh, wenn der Brut, der Gott den Flaum erſt webte,
Von Kind und Katze nichts zuleid geſchehn.
Doch einmal glitſcht' ich, und mein Herz erbebte,
In Brei und Blut blieb ich erſchrocken ſtehn,
Auf einem Schwälbchen, das noch heute lebte,
Hätt' ich nach ihm nicht zärtlich hochgeſehn ...



Jägerin.
Bronze von Harry Liebmann.

Idyll. Von Hans von Kahlenberg.

Vom Schloß lief die Ulmenallee schnurgerade durch das weite Quadrat, das die königlichen Gartenanlagen einnahmen. Es gab da, mit dem Lineal gezogen, verschnittene Buchenhecken und sinnreich geschlungene Labyrinthe aus Taxus, weite Steinbecken mit grünlichem Wasser, worin Goldfische schwammen, und an den Ecken der Wege, im Winkel all der kunstvollen Rechtecke oder Vierecke, sowie in der Mitte der Rosenrondelle und Rhomboide, standen schneeweiße Marmorstatuen, Floren mit Blumenkörben und Füllhörnern oder geschürzte Jägerinnen mit dem Bogen, prächtige und ausdruckslose Götter streckten einen Arm vor und hielten das linke Bein in der dritten Position zurückgestellt, den Herkules mit der Keule kennzeichnete die Löwenhaut, Hermes enteilte auf Flügelsohlen, und Apollo betrachtete die Eidechse.

Dicht vor dem Schloß begannen dann die Terrassen, sie hoben sich in drei Absätzen bis zur Fassade aus rosenfarbenem Marmor, deren ganzes Untergeschoß entlang pfeilertragende Sandsteinkaryatiden standen, während dichte Stuckgewinde aus Laub und Früchten die Ovale der spiegelnden Fenster umrahmten. Rechts und links flankierten den Hauptbau ausgedehnte Orangerien und Glashallen, man ging dort trocken, unter Säulen, auch bei Regenwetter. Zwischen den Teppichbeeten, vor der großen Mittelfreitreppe, warf ein Springbrunnen einen weißen und wehenden Federbusch in die Lüfte, und zwei weitere Fontänen, wie Schildwachen, schlossen nach jeder Seite die Wandelgänge ab.

Alles war übersichtlich angelegt und in einem Blick aufzunehmen. Es war früher Vormittag, und die Aprilsonne schien. Nur in der Ulmenallee war ein wenig Schatten, die Allee öffnete sich, wie ein Prunkplatz, weit vor der Freitreppe und wurde, leicht bergabsteigend, schmal

wie ein Schlauch gegen ihren Ausgang. Webende, lichtgrüne Dämmerung lag über dem Ausgang, während die Sonne gelb und breit lächelnd die Einfahrt erwärmte.

Auf der obersten steinernen Stufe, die die Freitreppe beendete, standen die Oberhofmeisterin Gräfin Troßmannsdorff und der Erzieher des Prinzen, Doktor Gebühr.

Die Oberhofmeisterin war in großer Gala in einem Kleid aus altgoldgelbem Brokat, dessen Seide so steif war, daß es von selber stand. Sie trug einen tief bis in die Knie herabsteigenden Spenzer aus dem gleichen Atlas mit grünen Seidenschnüren verhäkelt und verziert, und unter den bauschenden Paniers ihrer Robe war hinten eine Schleppe eingeknüpft, die sich wie ein ausgebreiteter Pfauenschweif mit tausend Farben und hundert schillernden Augen entfaltete. Selbstverständlich war die Oberhofmeisterin tadellos toupiert und frisiert. Ihre Coiffüre war anderthalb Ellen hoch und stand gegen das Gelb und Grün ihrer Robe und ihres lederfarbenen Gesichts seltsam und eindrucksvoll ab. In der Hand bewegte die Gräfin einen pfauenblauen Riesenfächer unruhig hin und her. Sie war nervös und trippelte auf ihren sehr hohen Stöckelschuhen, über siegellackroten Absätzen, die Schleppe wippte und stelzte wie ein Vogelsterz hinter ihr her. Die Oberhofmeisterin hatte den gebogenen Schnabel eines Papageien als Nase und kleine, harte Vogelaugen wie Achatkugeln. Sie hatte falsche Zähne, die mit Gold eingefaßt waren, und ein tic douloureux quälte sie häufig über dem linken Augenlid. Ehe sie einen Schmerz dort zugegeben hätte, wäre sie lieber gestorben; sie hielt sich sehr gerade und gestattete sich keinen Umhang, obgleich es früher Morgen war und sie von der Aprilfeuchtigkeit einen Schnupfen befürchtete.

Der Hofmeister hatte diesen Schnupfen beständig, er war ein ängstlich dünner, langer und steifer Mensch in seinem flohbraunen Seidenfrack mit Escarpins, in grünseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, die ihm Umrisse und Farbe eines Grashüpfers gaben. Er sah immer sorgenvoll aus, sein Zopf mit schwarzem Seidenband hing trübselig seinen abgeflachten Kopf hinunter, der von vorn ge-

ſehen das Profil und den Ausdruck eines Fiſches, eines Karpfen in Nöten, bot. Der Hofmeiſter, Doktor Gebühr, ſeufzte. Er hielt in der Hand eine Papierrolle, aus der er von Zeit zu Zeit leiſe und einzelne Worte memorierte, der Text ſeines Memorandums war lateiniſch. Die Oberhofmeiſterin ſah ſolchem Gebaren mißtrauiſch und verächtlich zu, ſie hatte nicht nötig, ſich irgendeine Anrede oder Gebärde einzuprägen. Sie wußte immer, was in jedem Moment und bei jeder Gelegenheit ſchicklich war; freilich war ſie aus adeligem und untadeligem Geblüt, und der Präzeptor blieb lediglich ein gelehrter Rotürier, aus der geiſtlichen Unterrichtsanſtalt hervorgegangen.

„Ich hoffe, daß Er nicht verfehlt hat, Seine Königliche Hoheit über Bedeutung und Zeremoniell der Stunde gebührend aufzuklären!“ ſagte die Oberhofmeiſterin. „Er iſt die verſchiedenen Momente und Steigerungen von der ehrerbietigen und ſtummen Erwartung bis zum dankbaren und beglückten Gelöbnis in richtiger und abgemeſſener Ordnung mit ihm durchgegangen?“

„Ich habe ihm geſagt,“ erwiderte der Hofmeiſter ſeufzend, „— daß er in einer beſcheidenen, obgleich hoffnungsvollen Attitüde abzuwarten hat, bis die Abſicht ſeiner königlichen Couſine durch den eigenen Mund Ihrer Majeſtät ſich ihm kund gibt. Daß er nicht, und unter keinen Umſtänden, vorher eine Anſpielung, einen Verſuch, eine Vorwitzigkeit, wagen darf. Er, der Prinz, iſt der Empfangende und Ihre Majeſtät die Gewährende. — O, ich habe keine Mühe geſcheut, habe ihm die beiderſeitige königliche Abſtammung bildlich erläutert und die anzüglichen Paragraphen des Staatsrechts vorgeleſen, um ihm ſeine Poſition genügend und überzeugend klar zu machen! — Er iſt ein wilder und ſorgloſer Junge, aber ich glaube nicht, daß bei dieſer Gelegenheit noch ein Mißverſtändnis obwalten oder er einen faux pas im Zeremoniell begehen könnte. — Nein, ich glaube das nicht!“ wiederholte der Hofmeiſter tiefſinnig, denn trotz des Bewußtſeins der erfüllten Pflicht quälte ihn ſtets die Angſt um irgendein Verſäumnis. Er hatte dieſe Angſt aus einer abhängigen Jugendzeit unter ſteter Bevormundung der geiſtlichen Oberen mitgebracht.

„Ich will es hoffen und glauben!“ bemerkte würdig die Oberhofmeisterin und fächelte sich, weil sie fürchtete, daß ihre blutlosen uud aristokratischen Fingerspitzen ohne Bewegung blaurot frieren könnten. „Ihm wird eine große, ich will nicht sagen unverdiente —“ die Oberhofmeisterin kompromittierte sich nie! — „auf jeden Fall auszeichnende Ehre zuteil. Seine Vettern von der älteren Linie, sowohl Prinz August wie Erzherzog Leopold, hatten nähere Ansprüche. Sie haben sie dringlich genug geltend gemacht! Eine, wie uns schien, deutliche Vorliebe Ihrer Majestät, neben gewissen körperlichen Vorzügen — wir hoffen auch gebührender Bescheidenheit und Schätzung des Kleinods, das ihm anvertraut wird, — haben für den Prinzen Sigismund entschieden. — Ihre Majestät sicherlich weiß, daß von ihr in letzter Linie ihr eigener Entschluß abhängt. Sie ist regierende Königin, vom Staatsrat mündig erklärt. Ihre Majestät, allergnädigst und huldvollst, mit der großen Einsicht, die sie in jungen Jahren schon ziert, hat sich den Wünschen und Bitten des Staatsrats und des Volkes fügen wollen und einen Prinzen zum Gatten gewählt. Dem Prinzen ist bei dieser Sachlage seine Pflicht klar vorgezeichnet. Ihre Majestät wird ihn mit dero Willensmeinung, die so glücklich die ihrer Berater trifft, bekannt machen. — Wir halten uns bereit, um die Königin Braut und den königlichen Bräutigam zu beglückwünschen!“

Die Oberhofmeisterin warf einen Blick auf das große, runde Auge der Uhr, die wiederum zwei, die Zeit und den Ruhm darstellende, nacktrückige Riesen trugen; sie fand, daß für die königliche Aufgabe schon reichlich viel Zeit verflossen war. Die Gräfin hatte sich auf elf Uhr dreißig Minuten vorbereitet gehalten, und es war jetzt elf Uhr fünfundvierzig. Um zwölf Uhr sollte der Staatsrat, nach Mitteilung des beglückenden Ereignisses, gratulieren, man würde sodann durch Böllerschüsse und Glockengeläut dem Land die erfreuliche Kunde mitteilen. Und der Nachmittag war für das Defilé der königlichen hohen Verwandten, der Generalität und der obersten Hofchargen vorgesehen.

„Ich hoffe, daß er sich benimmt!“ murmelte geistesabwesend der Doktor. Er trocknete sich mit einem kastanien-

farbenen Nastuch den Schweiß ab und steckte das Tuch zerstreut in seine Spitzenmanschette, wo es wehmütig und unpassend herabhing. Heimlich mißbilligte die Oberhofmeisterin seine ganze Art und Haltung aufs tiefste. Was konnte man vom aufgelesenen Erzieher eines armen und nachgeborenen Prinzen schließlich verlangen? — „Respekt, habe ich ihm immer gesagt!“ murmelte der Hofmeister. — „Vor allem Achtung, Devotion, Bescheidenheit! Ihre Majestät verkündet den Beschluß des Staatsrats und dero allerhöchste Willensmeinung stehend . . . Der Prinz, in diesem Moment, läßt sich auf ein Knie nieder, nimmt die rechte Hand Ihrer Majestät und führt sie demütig und beglückt an seine Lippen. Er versichert Ihre Majestät ewiger Dankbarkeit und Ergebenheit, seiner Untertanentreue —“

Skandierend hatte die Oberhofmeisterin die verschiedenen Momente des Verlaufs mit dem Fächer begleitet. — „Ihre Majestät, bewegt und in Gnaden, erhebt ihn, leicht mit der linken Hand seine Schulter stützend. Der Prinz-Bräutigam nimmt alsdann, sich verneigend, die Fingerspitzen der königlichen rechten Hand. Das erlauchte Paar, im Schritt, und diesmal, und für einmal, Seite an Seite, schreitet zur Treppe vor — —“

Der Hofmeister, in einem plötzlichen Anfall von Geistesgestörtheit, zerdrückte seine Schriftrolle. „Der verfluchte Bengel! — Haltung, habe ich ihm gesagt! Kein Vorwitz, keine Kindereien!“

„Ihre Majestät kennt ihre Stellung. Es ist von Jugend auf an ihr nichts versäumt worden. — Ich bin ganz ruhig.“ Der zarte Wink sollte den Erzieher in seine Manieren und in seine gänzliche Belanglosigkeit zurückschleudern.

Der Fächer bewegte sich trocken und klappend, die Stöckelschuhe trippelten, der alleingehende Schweif stelzte. Beide glänzenden und würdigen Personen warteten wieder.

In der Ulmenallee, da wo sie ganz eng wurde und der lichtgrüne Frühlingsschimmer sich mit goldener Sonne durchsetzte, — wie zwei Pünktchen zuerst, die man vom Schloß noch mühsam erkennen konnte, ein rosenfarbenes

und ein himmelblaues, — ſchritten die kleine Königin und der junge Prinz.

Die kleine Königin trug ein Kleid aus lauter lichten, roſaroten Wölkchen, eins über das andere, daß ſie wie eine leibhaftige Roſenknoſpe ausſah, eng und zierlich in der Taille und oberhalb und unterhalb auseinanderfallend und duftend. Auf ihrem Köpfchen ſaß eine Coiffüre, die mit Roſenſchleifen und künſtlichen Blüten ebenfalls in Ähnlichkeit der ſymboliſchen und herrſchenden Blume durchflochten war. Sie war ſechzehn Jahre alt, obgleich regierende Majeſtät, und hatte einen Mund wie Granatfruchtfleiſch und ſchwarze, von Mutwillen und Lebensluſt tanzende Augen. Links aber auf der rechten Wange Ihrer Majeſtät ſaß ein Grübchen, und ein zweites einwärts verwehtes, blaſſeres Roſenſchälchen tupfte ihr roſenfarbenes Kinn.

Der junge Prinz war ganz in vergißmeinnichtblauen Atlas gekleidet, mit Spitzenärmeln und Jabot über der grün- und goldgeſtickten Weſte. Er trug weißſeidene Strümpfe mit Roſenſchleifen über beiden Knien gebunden und goldene, ausgeſchnittene Schuhe. Wir haben vergeſſen zu ſagen, daß die Schuhchen der Königin ebenfalls Gold- und Perlſtickerei waren; ſo ſchritten die Beiden ſittig und zierlich nebeneinander hin, der Prinz zur Linken Ihrer Majeſtät, und ſie lief immer ein wenig voraus, teils weil es ihre Stellung und die Oberhofmeiſterin gebot, teils weil ihr Charakter lebhaft und vorwärtsſtrebend war und ſie Eile hatte, jenen nebelgrüngoldigen Punkt zu erreichen, von dem ſie wußte, daß man bis dorthin von der oberſten Terraſſe des Schloſſes ſehen konnte.

In dem grüngoldnen Ulmenſchatten, wo ſie für die droben auch nicht mehr als Pünktchen waren, mäßigte die Königin plötzlich und unvermutet ihren Schritt, und ohne eine Abſicht kam der Prinz dadurch auf ihre Höhe. Er war genau einen Kopf größer als ſie, ſo daß ihr roſiges Geſichtchen mit dem Roſenblütenſchmuck ſeine Schulter erreichte. Wenn er ganz aufrichtig ſein ſollte, glich die königliche Majeſtät noch mehr einer Apfelblüte als der herrſchenden und anſpruchsvollen Gartenkönigin, deren Namen, Roſamunde, und Schmuck ſie trug; aber den Prinzen ver-

droß der Mangel an Majeſtät weiter nicht. Er fand ſeine Couſine ganz allerliebſt und hätte dieſer Meinung gern irgendwie Ausdruck gegeben, die Einſchärfungen des Hofmeiſters ſowie das Untertanengefühl lähmten ihn.

„Nun, mein Prinz!“ ſagte die kleine Königin luſtig. „Sie ſind triſt heute!“

Die kleine Königin hatte in ihrer Hand einen Fächer aus lauter honig- und perlmutterfarbenen Schmetterlingsflügeln, den ſtemmte ſie jetzt ein wenig und ganz leicht gegen ihre Unterlippe, daß man das Schelmengrübchen im Kinn nicht ſah, und lächelte ihren Vetter darüber dreiſt und zuverſichtlich an.

Der Prinz ſeufzte. Er wußte, daß er der Etikette gemäß zu ſeufzen hatte.

„Und der Tag iſt ſchön!“ fuhr die muntere Königin fort. „Ich meine, ich rieche ſchon Schlehdorn und Schlüſſelblumen! Es ſind Schmetterlinge in der Luft.“

„Glückliche Schmetterlinge!“ wagte der Prinz.

„Warum beneiden Sie die luſtigen und loſen Vögel?“

„Sie dürfen berühren und koſten, wo ſie wollen. Jede Blume. Selbſt —“

„Im Tulpenbeet! — Finden Sie nicht, daß meine Oberhofmeiſterin einer ſteifen, gelben Märztulipane gleichſieht?“

„Mein Hofmeiſter iſt ein Mooskarpfen,“ geſtand der Prinz. „Haben Sie bemerkt, daß er immer nach Luft ſchnappt, eh er eine Rede anfängt?“

„Meine Gräfin beendet jeden Satz mit einem Punkt, weil ihre falſchen Zähne Tack ſagen.“

Beide lachten herzlich und ausgelaſſen über die ehrwürdigen Gewohnheiten der ihnen vorgeſetzten Perſönlichkeiten, was wirklich ein wenig unartig war. Die Königin war ſechzehn und der Prinz eben ſiebzehn Jahr.

„Wiſſen Sie, warum wir heut morgen in unſerem hübſcheſten Putz und ohne Gefolge hier ſpazieren gehen?“ fragte Ihre Majeſtät.

Dem Prinzen war der Zweck des Ausganges natürlich mitgeteilt, er beſann ſich auf ſeine Stellung. „Eure Majeſtät weiß es.“

„Und Sie nicht? — Du nicht, Sigi?“

Und sie gingen nun wieder weiter, die Königin war röter geworden als die Rosenblätter ihres Kleides. Wenn der Prinz in seiner Hochachtung gewagt hätte, sie so genau zu betrachten, würde er gesehen haben, daß das Grübchen in ihrer Wange zuckte.

„Ist es wahr, daß ich dich zuerst küssen muß, Sigi?“

„Die Etikette will es so,“ erwiderte der Prinz.

Wieder gingen sie einige Schritte, das Gesichtchen der kleinen Königin war kirschrot jetzt, und gar nicht mehr rosenfarben. Ihr kleiner Fuß im Goldschuh stampfte. Sie sah einen Moment hinter sich. Nichts! Die Ulmenallee lag schweigend, mit glattem, weißem Kies bestreut, rechts zwei Ulmenreihen und links zwei.

„So“ — sagte die kleine Königin tiefbefriedigt.

Im gleichen Moment hatte der Prinz auf seiner Wange, die er respektvoll und sittig gesenkt trug, eine brennende, fliegende Hitze gespürt. Es war nicht einmal der Fächer, es war die zierliche, zusammengeballte Hand seiner Cousine gewesen.

Er hielt sie in der seinen, und er hielt sie recht fest, ohne zu wissen, wie fest er hielt, und immer noch war sie da, in seinem Griff, ein Fäustchen.

„Das sollst du mir bezahlen — du! Und ob du zehnmal die Königin bist! Du Range!“

Und der Prinz, indem er böse Augen machte und die Brauen eng zusammenzog, küßte die kleine Königin. Er küßte sie hart und gerade auf den Mund. „Zur Strafe geschieht das!“

„Und zu meiner Verlobung?“ fragte die kleine Königin.

„Eure Majestät kennt die Bedingungen des Verspruchs.“

„Die Königin teilt dem Prinzen ihre Allerhöchste Willensmeinung und den Beschluß des Staatsrats mit. Der Prinz beugt ein Knie zur Erde, ergreift unter Versicherungen beglückter und achtungsvoller Ergebenheit die rechte Hand Ihrer Majestät —“

„Ich will nicht,“ murrte der Prinz.

„Sigi, wir bekommen Schelte!“

Aber der Prinz war diesmal nicht einzuschüchtern. „Höre —“ sagte der Prinz, „ich will gern, daß du meine Frau wirst, denn ich mag dich leiden und du gefällst mir gut. Du hast mir immer gefallen, schon als wir in Miraflor zusammen spielten, und die Esel von Leopold und August uns immer den Witz unsrer Spiele verdarben. Geh! das waren Tapse — die!“

„Ich weiß einen galanten und wohlerzogenen jungen Mann!“ höhnte die kleine Majestät.

„Aber ich will, daß du meine Frau wirst, wie jeder andre Mann auch eine Frau hat! Ob du nun Königin bist oder nicht! Und höre! Wenn du unartig bist wie vorhin, dann will ich dich züchtigen können — ich, dich! Und wenn du dies alles nicht willst, wie ich, gehe ich gleich fort, ohne wieder dahin zu kommen, wo die beiden warten. Ich ziehe in den Krieg und lasse mich totschießen. — Da!“

Die Königin sagte: „Prinz, Sie vergessen sich!“

Er sagte störrisch: „Ich will auch vergessen, daß du die Königin bist, denn in meinen Augen bist du bloß eine Frau, ein Ding, das man in den Arm nimmt und abküßt und gern hat — weiter nichts! Und höre — Nie, nie mache ich Eure Faxen und Gebärden mit! Ich bin ein Mann zuerst und kein Prinz. — Also, das ist meine Meinung!“

„Was ist zu tun?“ fragte die Königin. „Denn die gelbe Stange und der Mooskarpfen warten. Auf zwölf Uhr ist der Staatsrat bestellt, und heute mittag werden die Mitglieder der königlichen Familie und die Hofchargen antreten.“

Der Prinz stand stolz und stämmig an seinem Platz. Er sah aus wie ein Bauernbub, gar nicht wie ein Prinz, mit der vorgeschobenen dicken Unterlippe.

Da bückte sich die kleine Königin anmutig auf ein Knie, sie nahm seine rechte Hand, die sie an ihre Lippen führte. „So huldige ich meinem Souverän und Herrn,“ sagte sie. „Und werde eine treue und erste Untertanin sein! Zum Besten meines Volks und für die Absichten des Staats. — Geruhen Sie in Gnaden mir Ihre Finger jetzt

zu reichen, mein Prinz, daß unſere Untertanen uns mit vereinten Händen ſehen und ihre Herzen froh werden!“

Der Prinz nahm zärtlich die Hand der Königin, er beugte den Kopf — ſo ſchritten ſie miteinander durch die ſteifen, frühlingsmäßigen Ulmen.

Die kleine Königin hatte Tränen in den Augen, und der Prinz ſchämte ſich. Es war das Paar, das jedermann erwartet hatte, und ganz ſo, wie man es erwartet hatte.

„Endlich!“ ſagte die Oberhofmeiſterin erlöſt. Sie näherte ſich auf den Zehen, mit graziös abgeſpreiztem Fächer. Der Hofmeiſter ſah dumm und ſorgenvoll aus: Dieſer Maleſizjunge! — aber er hatte ſich getäuſcht.

„Der Prinz, mein verlobter Gemahl!“ ſtellte Ihre Majeſtät holdſelig vor.

Der Prinz verbeugte ſich. Die Oberhofmeiſterin beſchrieb einen Hofknicks, der in ſein Scharren einen zweiten Kreis von der Weite ihres Reifrocks mitaufnahm, und der ſchillernde Sterz folgte ihm getreulich, der Karpfen ſchnappte wie ein Taſchenmeſſer in der Mitte ein.

Die Glocken fingen an zu läuten und die Kanonen zu böllern. Die Königin iſt im Lande die glücklichſte Frau! läuteten und donnerten ſie. Die Königin iſt die glücklichſte Frau im Land!

Aber auf dem roſenfarbnen Röckchen Ihrer Majeſtät blieb ein zarter, runder Fleck in der Höhe des linken Knies und des Prinzen rechte Wange behielt noch eine Weile hellere Röte als die linke —

Die glückſeligſte Frau im Lande! — jubilierten und ſchwangen die Glocken. Glückſelig! Glückſelig! Und ſeht ihr's nicht? Seht ihr's? Aber die größeren Glocken antworteten: Hochzeit! Hochzeit!

Bumm! Bumm! machten die Kanonen: Bumm!

Maimorgen.

Der Morgen wollte auferſtehn.
Ich hörte noch die Stürme blaſen,
Hallend auch ihre Wut verwehn.

Und ſchön, als wäre nichts geſchehn,
Sah ich die Sonne auf dem Raſen
Zierlich über Tauperlen gehn.

August Vetter.

Tee.

Eingeſchmiegt in tiefen Stühlen
Sitzen Damen mit großem Hut
Und verſuchen, ihr heißes Blut
An ſüßlichem, blonden Tee zu kühlen.

Sie ſprechen läſſig mit Kavalieren
In Uniform oder ſchwarzem Rock
Und veredeln den five o'clock
Durch Schwatzen und Flirten und gute Manieren.

Und es wird das ganze Getriebe
Zu einem äſthetiſch-mondänen Spiel,
Der Mund ſpricht wenig, das Auge viel:
Ein Spiel mit dem Feuer, ein Spiel mit der Liebe.

Für ſein Geſchäft macht Gott Amor Reklame,
Der ſeine Kunden vorzüglich kennt:
— Und ein wenig zu tief neigt ſich der Gent'
Über die Hand einer blonden Dame. —

Hans Caspar Starken.

Die Ähren des Albertus Magnus.

Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen.

Wer kann die Runen kennen,
Die tief im Wald der Käfer schreibt,
Wer will die Zeichen nennen,
Die Gottes Blitz in Buchen treibt,
Wer soll die Linien deuten,
In denen Schmiedefunken sprühn,
Die Lettern, die verstreuten,
Die Krähen übers Schneefeld ziehn?!

Albertus Magnus kann es!
Zu Köln am Rheine lehrt der Greis.
Des wundertätigen Mannes
Tonsur umkränzt schon klares Weiß.
Wohl, denkst du, schläft sein Wille,
Wie längst sein Wünschen schwieg und schlief.
Doch wird die Welle stille,
So wird die Welle tief!

Die Nonne kam gegangen,
Den Weiel hob des Windes Wirrn,
In hohen Bögen sprangen
Die Brauen über ihre Stirn,
Der Wangen Rosen glühen,
Wie sie des Meisters Augen sieht,
— Der sah die Rosen blühen,
Wie je den Dichtern sie geblüht!

Oft ward das nie gesprochne
Das einzge nie gebrochne Wort,
Das Wort, das scheu verkrochne,
Es wühlt im Herzen heimlich fort,
Wie wogt da drin die Welle! —
Und quirlt doch auf kein einzig Wort,
Und jedes trägt zur Zelle
Sein seidenes Geheimnis fort.

Am rundverbleiten Fenſter
Steht er in froſtiger Winternacht,
Vom Rhein her wehn Geſpenſter,
Die fernen Wehre rauſchen ſacht,
Sein Herz ſinnt ohn' Ermatten
Der Liebe nach, die es erlitt,
Die wie der Schwalbe Schatten
Flüchtig von ſeiner Straße glitt.

In achtzigjährgen Augen
Glänzt auf der runde Edelſtein,
Die welken Lippen ſaugen
Die nächtge Kühle durſtig ein,
Der Hauch aus ſeinem Munde
Geht wie geraunter Zauber aus,
Es formt die Geiſterſtunde
Am Fenſterglaſe Zeichen draus.

Wer kann, was Wort geweſen
Und dann zu hartem Eis erſtarrt,
Wer kann die Runen leſen,
In denen Geiſterbotſchaft ward,
Wer will die Lettern deuten? —
Albertus lieſt die Zauberſchrift,
Bis ihn das Mettelläuten
Aus Gereons Kapelle trifft.

„Nun mag im Morgenſchimmern
Die Blumenſchrift verderben hier,
Mir fiel die Welt zu Trümmern,
Die Schätze wurden Scherben mir,
Was will ich noch auf Erden?!
Bleib bei mir, du mein ſpätes Licht,
Denn es will Abend werden, —
Und ich will meinen Abend nicht!“

Zwei Körner legt der Alte
In dunkler Erde Mutterhut
Und bannt hinein das kalte,
Und bannt hinein das heiße Blut,
Zwei Halme ſteigen mählich
Empor aus irdner Schale Rand,
Die lehnen ſich ſo ſelig,
So weltvergeſſen aneinand. —

Im Mondenlichte wiegen
Die Ähren leiſe her und hin,
Das iſt ein Schmeicheln und Schmiegen,
Ein Flüſtern durch die Riſpen hin,
Als wollten ſie wiſpernd ſagen,
Wovon nicht Papſt noch Prior weiß, —
Wie tot auf ſeinem Schragen
Liegt bis zum Morgenrot der Greis!

Nie ſahen ſie ſich wieder
Von Angeſicht zu Angeſicht,
Das Kloſter zwingt die Glieder,
Und zwingt doch ihre Seelen nicht! —
Wie wird auf ihrem Bette
Die junge Nonne nachts ſo bleich! —
Erſt mit der Morgenmette
Kehrt ſie zurück vom Geiſterreich.

So gingen ſieben Jahre,
Die Wunderähren welkten nicht,
Als einmal am Altare
Des Meiſters loſch das ewge Licht,
Da brach er von den Stengeln
Der ſpäten Sehnſucht ſüße Saat,
— Er hörte Senſendengeln
Und wußte, daß die Zeit der Mahd!

Und dann die ſtille Stunde,
Da müd der letzte Sand verfließt,
Da ſich am ſchmalen Munde
Die Lippe hinterm Leben ſchließt,
Der Glocken Klänge traufen
Wie Tränen von den Türmen dicht, —
— In tauſend Linien laufen
Die Falten über ſein Geſicht.

Wer will die Lettern leſen,
Des Lebens Lettern, wirr und kraus,
Wer ſondert die Aſteſen
Dort von den roten Sünden aus,
Wer kann die Runen kennen
In eines Helden Angeſicht?! —
Nur einer kann ſie nennen,
— Doch Der dort oben fragt ihn nicht!

Von Laute und Gitarre.

Von Wilhelm Kleefeld.

Die Laute tönt ... Und alle Quellen der Romantik rauſchen, alle Bronnen der Märchen und Sagen ſpringen.

Die Laute tönt ... Und monddurchglänzte Sommernächte umgaukeln unſre Phantaſie. Jubelnde Studenten, ſangesfrohe Wanderer huſchen wie viſionäre Geſtalten vorüber. Junge Menſchenblüten einen ſich zu liebefreudigen Pärchen. Die Scharen des Volkes ſtrömen zu dem Blumenhügel des ſangesfrohen Rattenfängers, der den Born ſeiner Lieder öffnet.

Die Laute tönt . . . . . .

Ja die Laute hat einen eigenen Duft im Liederwald der Volkskunſt. Sie weiſt zurück auf die Sagenzeit der Barden; und wenn wir heute den Darbietungen eines Sven Scholander lauſchen, ſo ſchweifen die Gedanken unwillkürlich rückwärts in die Zeit des Sagenzaubers, der mittelalterlichen Romantik. Die Laute überbrückt die Kluft der Jahrhunderte und befruchtet die Empfindung der Moderne durch die Phantaſie fröhlich ſchimmernder Erinnerungen.

Wie ein Wiedererwecken vergangener Zeiten mutet uns der neuerwachte Wunſch nach Laute und Gitarre an. Der Lauf ausgleichender Gerechtigkeit ſcheint ſich zu erfüllen.

Das Klavier, das moderne Hausinſtrument, hat einſt machthaberiſch die Laute von dem bevorzugten Platze verdrängt, der ihr am trauten Familienherd bereitet war. Es iſt begreiflich, wenn ſich das ahnenreichere Geſchlecht der Laute an dem Emporkömmling zu rächen und mindeſtens einen Platz neben dem Klavier zu behaupten ſucht.

Ob es der Laute gelingen wird?! Die beſcheidene,

zartsinnige Klangträgerin, die meist in der fördernden Unterstützung des Sängers ihr Genügen fand, ist von dem Tastenwerkzeug überschrien worden. Diktatorisch riß das Klavier die Alleinherrschaft an sich, aus der Begleiterin der Musik schwang es sich zur Führerin auf. Es bestegelte eine Periode stark zum Mechanismus neigender Kunstarbeit, der vielleicht gerade durch die Überbietung dieses Mechanismus (in der Pianola) einmal das Urteil gesprochen wird.

Gewiß hat die Periode der Herrschaft des Klaviers Gutes gefördert. Sie führte die Tonkunst dem Volke zu, sie vermittelte dem bescheidenen Bürgersmann die Werke der Großen, der Klassik und Romantik, sie trug in neuzeitlichem Gerechtigkeitssinn die hehren Tonbilder gleichermaßen in Hütten und Paläste, sie förderte Gleichheit und Brüderlichkeit im Weltreiche der Kunst.

Aber die Gleichheit und Brüderlichkeit führte notwendig zur Einförmigkeit. Das Klavier in seiner Allerweltstüchtigkeit projizierte die ganze Tonkunst auf einen und denselben Hintergrund. Der breite Atem seines Klanges übertönte all die zarten Nuancen der zahllosen Rivalen im Orpheischen Orchester und verdarb so den Sinn, das Gehör für vieles Schöne, das vorher Heimatsrecht bei uns hatte. Und so ist es nur eine logische Entwicklung, wenn der überwuchernden Gewaltregierung des Klaviers einmal ein historischer Verweis erteilt wird. Man ist der Tyrannei der Tasten satt. Gewiß läßt man ihre Berechtigung gelten, aber man weist ihre Anmaßung in die gebührenden Schranken zurück.

Und die auf ihr altes Recht pochenden Führer dieses Angriffes sind Laute und Gitarre.

⁂ ⁂ ⁂

Die Laute tönt ... Hört ihr die Stimme des Ritters, der seiner Erkorenen das Ständchen bringt — am Fuße der turmgekrönten Burg?

Die Laute tönt ... Seht ihr die Bürger Alt-Nürnbergs, wie sie hinausziehen zur Festwiese, sich an den Weisen ihrer Meistersinger zu erlaben?

Die Laute tönt ... Und die Jahrhunderte der Ritter-

Lautenspielerin.

Aquarellgemälde eines unbekannten Meisters.

Zum Aufsatz: „Von Laute und Gitarre."

und Volksromantik erstehen vor unserer angeregten Phantasie.

Sollen nun diese Zeiten — etwa das siebzehnte Jahrhundert — wieder hervorgezaubert werden? Da statt des Klaviers bescheiden in der Ecke der Wohnstube die Laute stand, da beim frohen Mahle, beim Klange der Pokale, draußen in Busch und Hain, auf Ruderbooten und Postkutschen die Laute erklang?

O nein! Die Zeiten sind vorbei, sind endgültig begraben. Unser Ohr, unser Musiksinn ist ein anderer geworden. Uns klingt der Ton der Laute zu fahl, zu uncharakteristisch, um wieder unser ganzes Musikleben der Familie darauf aufzubauen. Und was schon damals, Ausgang des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, die ernsten Musikfreunde der Laute vorwarfen, das trifft in noch höherem Maße auch für unser Empfinden zu.

Ein Mäzen und Kenner der Tonkunst, Johann Mattheson, zieht im Jahre 1713 gegen die Gebrechen der Laute ins Feld. Er wirft ihr Ungenauigkeit des Tones vor und rügt den Mißstand der unsicheren Einstimmung und der leichten Verstimmbarkeit der Saiten: „Die schmeichelnden Lauten haben würklich in der Welt mehr Partisans als sie meritiren, und ihre Professores sind so unglücklich, daß, wenn sie nur nach der Wienerischen Art, oder nach der Pariserischen Mannier ein paar Allemanden daher kratzen können, sie nach der reellen Musicalischen Wissenschaft nicht ein Härchen fragen etc. Der insinuante Klang dieses betriegerischen Instruments verspricht allezeit mehr als er hält, und ehe man recht weiß, wo das Fort und Foible einer Laute sitzet, so meinet man, es könne nichts charmanteres in der Welt gehöret werden, wie ich denn selbst durch die Sirenen-Art hintergangen worden bin: kommt man aber ein wenig hinter die barmhertzigen Künste, so fällt alle Gutheit auff einmal weg; für das beste Lauten-Stück wird doppelt bezahlt, wenn man nur das dazu gehörige ewige Stimmen anhören soll. Denn wenn ein Lauteniste 80 Jahre alt wird, so hat er gewiß 60 Jahre gestimmet."

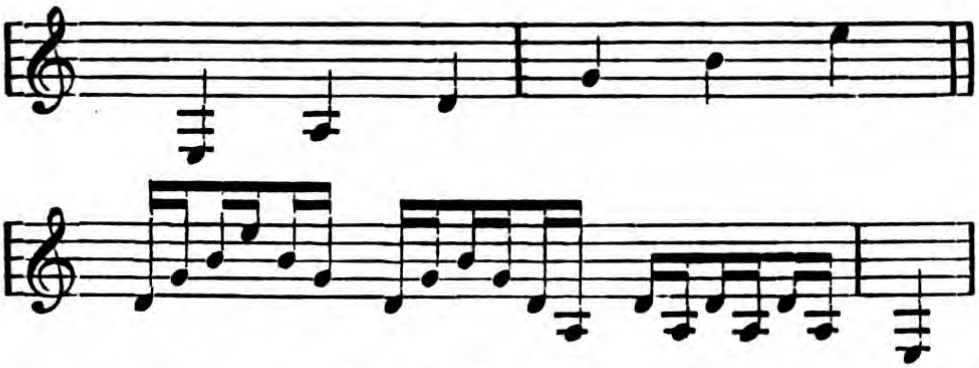
Mattheſon meint, eine ſolche Kunſt ſei nur für Liebhaber, die „keine Profeſſion davon machen“. Die ewigen Reparaturen riſſen überdies ſehr ins Geld, „ſo daß ich mir habe ſagen laſſen, es koſtet zu Paris einerley Geld ein Pferd und eine Laute zu unterhalten“. Aber nicht nur als Soloinſtrument, auch zur Begleitung hält er die Laute für zu mangelhaft. „In Kirchen und Opern iſt das praetendierte Accompagnement der Laute gar zu lauſicht und dienet mehr ſich Airs, als dem Sänger Hülffe zu geben. Was einer in der Kammermuſik mit dem General-Baß auf der Laute praeſtiren kan, mag wol gut ſeyn, wenn mans nur hörete.“

Wir ſehen, ein vernichtendes Urteil. Es beleuchtet grell den Gegenſatz zwiſchen dem Kunſtdilettanten und dem Berufsmuſiker der Zeit. Aber die Zeit wurde überholt. Die Technik der Inſtrumentenbauer wurde ſicherer und zuverläſſiger. Die dünnen Saiten ſind durch volltönende erſetzt, deren Höhe durch beſſere Mechanismen feſtgehalten wird. Und ſo hat der Klang unſerer Laute — wenigſtens in der Aufgabe eines Begleitinſtruments — allen gerechten Anforderungen Genüge zu leiſten vermocht. Wie wäre auch ſonſt die Beliebtheit zu erklären, die ſelbſt in der heutigen anſpruchsvollen Zeit zu einer Wiederbelebung führte!

⁂ ⁂ ⁂

Wem verdanken wir wohl die Neubelebung des Lautenſpiels?

Vielleicht nicht zuletzt Richard Wagner, der im zweiten Akt ſeiner Meiſterſinger die Laute in den Mittelpunkt der Ereigniſſe ſtellt. Das Attribut Beckmeſſers, deſſen unerwünſchtes Ständchen den Kampf der Parteien provoziert, bringt die launige ſatiriſche Stimmung in das Volksgetriebe Alt-Nürnbergs. Mit feinem künſtleriſchen Takt ſtellt Wagner die Laute an den Platz, für den ſie beſtimmt iſt. Er gibt ſie dem Sänger in die Hand, der ſeiner Angebeteten ein Ständchen bringt. Daß der Sänger ein „Stümper“ ſei, ſucht er ſchon in der ſtammelnden Begleitung des Inſtruments zum Ausdruck zu bringen.



So beginnt Beckmeſſer ſein kümmerliches Lautenſpiel. Wagner hat dieſes durch Geſang und Begleitung durchgehende Motiv ganz einfach aus der üblichen Stimmung der Laute herausgezogen. E A D g h e werden die ſechs Griffſaiten der Laute geſtimmt, die über das Griffbrett mit den Bünden laufen. Die rechte Hand greift die Saiten, die linke teilt ſie durch Niederdrücken auf die Bünde. Außerdem befindet ſich ſeitlich des Griffbrettes noch eine Reihe von Baßſaiten, an einer Abzweigung des Halſes befeſtigt, die leer gegriffen und je nach der Tonart des auszuführenden Stückes umgeſtimmt werden.

So wenigſtens iſt das Inſtrument beſchaffen, das man heute gemeinhin als Laute bezeichnet. Wie bei der alten Laute, des ſiebzehnten Jahrhunderts, iſt der Bauch gewölbt und der Reſonanzboden mit einem runden, meiſt mit Roſette geſchmückten Schalloch verſehen. Die Gitarre, nach heutigem Sprachgebrauch, unterſcheidet ſich dadurch, daß ſie nur die ſechs Griffſaiten, keine Baßſaiten trägt, daß ihr Körper Zargen und flachen Boden hat, und daß die Schallöcher offen ſind.

Die hiſtoriſche Laute iſt „doppelchörig“ geweſen. Doch ſcheint ſchon frühzeitig auch das einchörige Inſtrument daneben in Gebrauch zu kommen. Wie bei ſo manchen anderen Inſtrumenten gefiel ſich auch hier die Zeit in der Schaffung zahlloſer Spielarten und Abarten. Die Erzlaute, die Theorbe, die kleine Siſter oder Cither, die nicht mit der heutigen Zither zu verwechſeln iſt, und anderſeits die Quinterne, Chiterne, Chitarra, aus der unſere Gitarre hervorging, gehören alle zu der großen Familie der Teſtudo-, Lauteninſtrumente.

Die Gitarre soll durch die Mauren nach Spanien gekommen sein. Von dort nahm sie ihren Weg nach Italien und den anderen europäischen Ländern, fand aber nur in einigen verkümmerten Exemplaren, wie Bandola u. dgl. Verbreitung, bis sie in Deutschland Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder als etwas ganz Neues auftaucht. Dann haben Laute und Gitarre sich bei uns nebeneinander heimisch gemacht.

⁂ ⁂ ⁂

Die Laute tönt ... Und mit geröteten Wangen springt der Jüngling auf den Tisch, um den sich ein Freundeskreis schwärmender Zecher schart. Wir schauen dem Jüngling ins Antlitz. Karl Maria von Weber ist's, das klassische Beispiel dieser musikalischen Gelegenheitskunst.

Der Jüngling Weber, der im hehren Ernst den schwindelnden Höhen des Parnasses zustrebte, konnte überschäumen vor Laune und Ausgelassenheit. Wenn er im Mannheimer Zecherkreise auf den Tisch sprang, die Gitarre im Arm, wenn er mit der stillen Gefährtin durch die blumigen Auen des Heidelberger Königstuhles wanderte, da flossen ihm die frischen frohen Weisen von den Lippen. Und das diskrete Zupfinstrument war da die rechte Unterlage.

Schon in diesem Sinne ist die Wiederbelebung der Gitarre freudig zu begrüßen. Ermöglicht sie doch dem frohen Sänger ohne viel Umstände, seiner Sangeslaune Ausdruck zu geben. Macht sie ihn doch unabhängig von dem zweiten Mann, dem Klavierbegleiter, und stellt damit die launigen Ergüsse in die Reihe volkstümlicher Improvisation.

Wenn draußen in Wald und Wiese sich ein Freundeskreis zusammenfindet, die Laute ist ein lieber und anspruchsloser Kamerad. Wenn junge Künstler in lebensprühender Begeisterung im traulichen Eckchen eines dürftigen Ateliers sich ihre Illusionen vorgaukeln, die Laute beschwingt ihre glücklichen Träume.

Und gar manchen Vorzug hat sie auch in musikerzieherischer Seite vor dem Klavier voraus. Da der Ton nicht fertig daliegt, sondern erst gebildet werden muß, so ist der Spieler gezwungen, sein Ohr zum Richter aufzurufen,

also immer mit wägendem, prüfendem Sinn zu musizieren. Eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft. Das Klavier verleitet zur Gedankenlosigkeit, zum musikalischen Mechanismus. Da der Ton der Laute leicht und biegsam, zugleich aber auch, da Spieler und Sänger in derselben Person vereint sind, Gesang und Begleitung demselben Gehörsinn entsprießen, so ist der Ausgleich der beiden Faktoren eine selbstverständliche Forderung. Der Sinn für Nachgiebigkeit im Folgen der Singstimme, für Anpassung und Eingliederung der Begleitung wird stark geweckt und gefördert. Er kommt dann selbst anderer Musikbetätigung zugute.

Und noch eins. Da man die Begleitung meist ohne viel Vorbereitung improvisiert auf der Gitarre, so ist der Spieler in die wohltätige Notwendigkeit versetzt, sich ein wenig über die Regeln des Satzes zu informieren, des schlichten einfachen Satzes, wie er bei der Harmonisierung einer Melodie in Kraft tritt. So hat die bescheidene Lautenkunst auch nach dieser Hinsicht Musiksinn und Musikverständnis im Gefolge.

⁂ ⁂ ⁂

Ob wir uns freilich heute noch für die Solokunst von Laute und Gitarre begeistern können, erscheint mehr als fraglich. Man hat Sammlungen von Lautenstücken des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts neu für Laute oder Gitarre herausgegeben. Musikgeschichtlich ist das sehr lehrreich. Praktisch allerdings nicht gerade bedeutsam. Da ist unser Anspruch an Klang und Modulation zu groß geworden.

Was haben unsere Altvorderen nicht alles der Laute anvertraut: Kantaten, Fugen, Phantasien ... Pavanen, Galliarden, Menuetts, Variationen. Noch zur Zeit der Klassiker richtete man die bewunderten Stücke für Laute ein. Mit Schrecken gewahren wir selbst Beethovens „Adelaide“ in den Sammlungen der Lautenhefte.

⁂ ⁂ ⁂

Unseren heutigen Freunden der Laute und Gitarre muß man eine Mahnung ans Herz legen: Seid nicht zu respektlos dem harmlosen Instrument gegenüber! Gewiß verlangen wir nicht, daß ihr Virtuosen der Laute seid, daß

ihr in raffinierter Fingergymnastik wetteifert und Übermenschliches dem kleinen „Langhals“ entlockt. Aber verfallt auch nicht in den entgegengesetzten Fehler, seid nicht zu lax, zu nachlässig in der Satzbehandlung dieses unscheinbaren, doch so gefügigen und willensfrohen Helfers.

⁂ ⁂ ⁂

Die Laute ist der Klangträger der Lebensfreude, des Lebensgenusses, der Lieder der Liebe und des Weins. Und überall, wo die anakreontische Stimmung ihre Sitze errichtet, da ertönt zum Gesang der frohgelaunten Kreise die Laute, das Instrument des Eros und des Bacchus.

Die Laute tönt ... An der Piazzetta wartet die Gondel, die das edle Paar durch die Lagunen fährt. In stolzer Grandezza reicht der Venezianer seiner Angebeteten den Arm, und der „schwarze Schwan“ durchfurcht die Fluten des Canal grande. Aus seiner engen und doch so vornehmen, teppichverbrämten Koje schallt das in herbem Moll gehaltene Gondellied heraus. Die Laute tönt.

Die Laute tönt. ... Auf kleinen Booten huschen die blonden Gestalten des Nordens über den Mälar, von Stockholm nach Marieberg, nach Lofö, zum alten Königsschloß Drottningholm, und überall hallt es wider von lustigen Weisen. Die Laute tönt.

Der äußerste Süden und der höchste Norden reichen sich in dieser Volkskunst die Hand. Lautenspiel und Lautengesang — sie haben ihre Heimat in Spanien, Italien ebenso wie in Schweden, dem Lande der Mitternachtssonne. Sie, die Träger der Freude, des Lebensgenusses.

Der ewig blaue Himmel des Südens, die verschwenderische Fülle der Schönheit, die hier ausgebreitet liegt, sie tragen die heiteren Empfindungen weiter. Sie leihen dem Menschenherzen Schwingen, sich in Liedern auszutönen. Zum Preise der Schönheit, zum Lobe der herrlichen Gotteswelt, die hier alle gleichmäßig beglückt, hoch und niedrig, arm und reich.

Und seltsam, dem Süden eint sich der Norden. Wie ein Spiegelbild des südlichen Lebens lacht es uns im Venedig des Nordens entgegen. Stockholm — die prächtige Schwedenresidenz an dem hügelumkränzten Mälarsee. Welch

ein Zauber webt auch um dieſe Stätte naturfroher Menſchen! Bis dicht an die Stadt erſtreckt ſich die gewaltige Waſſerfläche des Mälar mit ſeinen unzähligen Inſeln und Auen; drüben der Salzſee, der, mit zahlloſen Buchten die Ufer umklammernd, hinausführt ins ferne Baltiſche Meer.

Eine Flotte von kleinen und kleinſten Booten kreuzt auf dieſen Waſſerſtraßen. Und wo ſie uns hinbringen, iſt's lieblich heiter, ſonnig, poetiſch. Und wenn man von ſchöner Wanderfahrt gen Stockholm zurück ſich wendet, welch ein Schauſpiel!

Der breite Kai mit den ſtolzen Seeſchiffen, gegenüber die Königsburg, in der einfachen Hoheit ihrer griechiſchen Linien — zur Rechten das reizende grüne Stromparterre, von glänzenden Lichtern durchflutet — jenſeit der Brücke wieder der hellſtrahlende Mälar — hoch oben zur Linken die venezianiſche Kuppel der Katharinenkirche! Wenn dann hinter dem Schloſſe der Vollmond aufſteigt, dann drückt die Stimmung jedem, der ein Herz im Leibe hat, die Laute in die Hand und zwingt ihm ein ſüßes, ſehnſüchtiges Lied auf die Lippen.

Hier in dieſer herrlichen Landſchaft ſang denn auch der Volksdichter, deſſen Lieder und Weiſen ſeine Nachkommen begeiſterten, deſſen Lautenkunſt den rechten Anſtoß gab für Scholanders Beginnen und damit für alles Intereſſe zu dieſer prächtigen Volkskunſt in heutiger Zeit. Hier lebte und dichtete Bellman, der ſchwediſche Anakreon.

Der kurze, aber überreiche Sommer Schwedens hat geradezu italieniſches Gepräge. Und wie im Süden prangen dort die Orangenhaine, deren Baumkronen zu gleicher Zeit Knoſpen und Blüten, grüne und goldene Früchte tragen, die Fülle.

Und nach dem Sommertag die Sommernacht. Die nordiſche, milddurchleuchtete Sommernacht. Welch ein Traum den Sinnen! Scharf und ſchattenlos treten in dem zauberiſchen „clair-obscur" alle Linien hervor — nichts blendet, nichts iſt unklar, die vollſtändig untergetauchte und doch nahegebliebene Sonnenſcheibe übt die Wirkung, der des höchſten dichteriſchen Genius vergleichbar.

Und der ſchwediſche Sommer, der nie die Gluten Ita-

liens ausstrahlt, scheint die Gemüter fast noch stärker zum Lebensgenuß zu drängen, zur Lebensgestaltung und Lebenserhebung. Wir haben in dieser Hinsicht vielleicht der schwedischen Anregung mehr zu verdanken als der italienischen. Zumal in neuester Zeit, seit die Lieder des schwedischen Anakreon nicht nur dem Namen, sondern auch dem Inhalt nach bei uns bekannt wurden. Sven Scholander danken wir es. Er hat uns aufs neue mit den Phantasien und Improvisationen Karl Michael Bellmans vertraut gemacht, den Literaturpropheten für den größten lyrischen Dichter Schwedens erklären. Jedenfalls ist er der Orpheus schwedischer Lebenskunst, des Lebens in und durch Kunst, durch Sang und Saitenspiel.

Seltsam hört sich die Schicksalsmär dieses schwedischen Anakreon an. Wenn man die derben, überderben Tavernenlieder, diese Gassenhauerblüten vollendeter Meisterkunst hört, denkt man an ein in Wein verpraßtes Leben, das in der Gosse endigt. Und dabei hat die Sonne königlicher Huld und Gnade Bellman gelächelt. Allerdings war er nach kurzer Studenten- und Amtszeit mit fünfundzwanzig Jahren — 1765 — nahe daran, in der Bohême zu versinken; aber die sieben Jahre (bis 1772) dieser lärmenden, tollenden Ungebundenheit sind die fruchtbarsten seines Dichterlebens. Wie Felix Niedner, der treffliche Nachdichter seiner im kompliziertesten Versbau geschriebenen Phantasien berichtet, fand er damals in der „vergnügungslustigen Jugend Stockholms den bacchantischen Freundeskreis, der seiner mit elementarer Gewalt durchbrechenden dichterischen und musikalischen Eigenart das rechte Verständnis entgegenbrachte. Hier führte er in einem besonders gestifteten Bacchusorden lustige Satyr- und Nymphenspiele in weinfroher Atmosphäre auf, die sogenannten Ordenskapitel des Bacchus.“ Er selbst war dabei in seltener Vielseitigkeit tätig als Dichter, Sänger, Mimiker und Regisseur. Er wurde, in der dichterischen Maske Fredmans, dieser Bacchusritter Führer und sang dem Bacchus und der Freia zu Ehren seine „Fredmans-Lieder“, seine „Fredmans-Episteln“. Der kunstfreundliche König Gustav III. wurde seit 1771 Bellman ein getreuer Mäzen, verlieh ihm eine einträgliche

Sinekure, damit er seiner Kunst lebe, und erschien selbst gern unter Bellmans Bohemienvölkchen. Nach des Königs Tode 1792 geriet Bellman in Not und starb elend drei Jahre später.

Aber sein weinfroher Geist ist bis zum heutigen Tage lebendig geblieben. Er hat in seiner Heimat zahllose Bewunderer und Nacheiferer gefunden, und bis in unsere Zeit ist der alljährliche Bellman-Tag schwedisches Nationalfest geblieben. So tief hatte sich der Lautensänger in die Herzen seiner Brüder eingesungen. Und in der Tat, wenn wir uns das Vorbild hinzaubern, die geniale Künstlererscheinung mit dem leise spöttelnden Blick, die ihre poetischen Improvisationen zur Laute vortrug, so reißt es uns wieder zu heiterer Bewunderung hin.

Das ist der höchste Triumph, der der Laute beschieden war. Hier hat sie ihre ureigenste Mission erfüllt. Sie schafft dem Dichter die Anregung für die Melodie seiner Verse, sie bietet dem Sänger die Hilfe zur Verkündung seiner Tonimprovisation. Gerade dieser improvisatorische Charakter ist es, der die Laute so herrlich kleidet. Sie soll in ihrer bescheidenen, anspruchslosen Art nicht mit ausgeklügelten Kunstwerken bedacht, sie soll mit schnell hingeworfenen launigen Einfällen beschenkt werden. Der Eingeweihte weiß ja die Grenze abzumessen. Aber der Eindruck der Improvisation muß bleiben. Der gibt der Laute die rechte Weihe.

Und darum sind die Lieder Bellmans, der selbst schlecht und recht zur Laute sang, der ideale Typ der Lautenkunst. Das Persönliche, das Gelegentliche kann mit keinem anderen Instrument so leicht dargestellt werden. Der Sänger, der seiner Laune die Zügel schießen läßt, enträt jeder fremden Hilfe, indem er die frei erfundenen Lieder mit kurzen Lautenakkorden stützt.

⁂ ⁂ ⁂

Die Laute tönt ... Die Bellman-Laute hat uns sein Landsmann Sven Scholander herübergebracht. Und mit ihr die Laune, die mild-satirische Eingebung. Auch er hat das beste vom Rhapsoden und weiß uns dadurch im Sturm zu gewinnen.

Die Laute tönt ... Und ihr Ton widerhallt im Kreise der deutschen Geistesverwandten, der Freunde der Kunst und des Weines. Ihr musikalischer Apostel aber ist Sven Scholander, der Bellman-Sänger. Seit vielen Jahren kommt der Künstler nach Deutschland. Anfangs war es nur eine kleine Gemeinde, die diesem so eigenartigen Rhapsoden lauschte, aber sie vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, fand Widerhall und Nachahmung. Und so schoß ein ganzer Blütengarten der Lautenkunst auf.

Zuerst brachte Scholander Gesänge seiner schwedischen Heimat, eben diese Lieder des wundervollen Weltgenießers Bellman, diese Trink- und Liebeslyrik von derber Frische und Urwüchsigkeit. Dann gesellten sich französische Chansons hinzu, Stücke, die oft ein ganzes Drama im Umfang weniger Strophen aufrollten, Charakterstücke und pikante Lieder. Wieder dann schlossen sich einzelne italienische und englische Sachen an, dann deutsche Musik. So das plattdeutsche „Jan Hinnerk up de Lammerstraat" (Der Mann de sich wat maken kann), das in seiner köstlichen Inhaltslosigkeit so gedankenbefruchtend wirkt.

Jan Hinnerk wahnt up de Lammer-Lammerstraat,
up de Lammer-Lammerstraat,
He kann maken wat he will,
he kann maken wat he will,
Swyg man jümmer, jümmer still,
Swyg man jümmer, jümmer still.

Die Volkskunst aller Länder wußte Scholander in ihren duftreichsten Blüten zum Strauße zu vereinen. Und in seiner unnachahmlichen Vortragsmeisterschaft, die in wenig Strichen das ganze Milieu kennzeichnet, die allen diesen Volkstypen Blut und Leben gibt und uns so die alten Zeiten, alten Stimmungen vorzaubert, ebenso wie sie der modernen mehr satirischen Fühlweise gerecht wird, hat Scholander Schule gemacht. Freilich ist er von keinem erreicht. Am wenigsten wohl von seinen Landsleuten. Verschiedene Schweden bemühten sich, besonders Bellmansche Poesien, so die Fredman-Episteln, uns zu übermitteln. Aber es fehlte ihnen die Lebendigkeit, die Charakterisierungs-

kunst, die uns diese Vorgänge altschwedischen Tavernenlebens mitschauen und miterleben läßt.

Dann folgten deutsche Sänger. Einer der ersten war der Münchener Robert Kothe. Er erschien nicht, wie Scholander, im Frack, sondern in der Künstlerjoppe, im Samtröckchen. Er glaubte damit die Stimmung zu fördern. Aber Scholander hat trotz des Frackes in einem Lied mehr Volkston gebracht als Kothe im Bohêmekostüm an einem ganzen Abend. Allmählich lebte er sich mehr in sein Handwerk ein. Seine melodische Stimme klang zuerst so zaghaft, kindlich, daß das beste der derben Volksart verloren ging. Mit Schön-Gesang läßt sich das nicht ausschöpfen. Gewiß steht gesangliches Können dieser Kunst nicht im Wege.

Scholander hat sich, seitdem er seine Tochter zur Gefährtin erkoren, auch etwas mehr auf gesangkünstlerische Allüren geworfen. Aber vielleicht nicht immer zum Vorteil seiner besten Eigenart. Freilich klingt die kleine hübsche Stimme von Fräulein Scholander sehr wohltuend zur Laute, die der Vater sicher und gewandt greift. Auch in der Vereinigung zum Duett ruht sehr Hübsches, dem man gerne sein Ohr leiht. Diese schwermütigen Volksweisen und schlichten Kunstlieder läßt man sich gern einmal gefallen. Aber nach der soliden, achtenswerten Hausmannskost freut sich das Publikum immer auf die pikanten Leckerbissen, die es aus der früheren Glanzzeit des alten Barden so liebt und schätzt. Und davon hat Kothe sehr wenig. Er hat deshalb in richtiger Erkenntnis sich zunächst vorwiegend aufs alte deutsche Volkslied geworfen. Sentimental-lyrische Stücke aus früheren Jahrhunderten oder alte religiös-heitere Sachen wie „In den Rosen" gelingen ihm gut. Auch die Kriegsballaden von Prinz Eugen, von der Maria Theresia, von Fridericus Rex (bekanntlich nur volkstümlich gefaßt von Löwe) brachten eine neue Nuance in die Lauten-Konzerte.

Mit richtigem Verständnis hat Kothe im Lautensatz den Rat von Erfahrenen eingeholt und berücksichtigt. Er stützt sich vorwiegend auf Heinrich Scherrer, den Münchener Kammermusiker, der sich sehr in die alte schöne Lauten-Literatur eingelebt und in einer großen Reihe für moderne Instrumente eingerichteter Lautensätze sein Geschick be-

wiesen hat. Der Lautensatz ist in gewissem Sinne immer ein Kompromiß. Ein Kompromiß zwischen strengem, in der Stimmenzahl festzuhaltendem Tonsatz und den durch die Grundstimmung der Laute gebotenen Vereinfachungen und Erleichterungen. Wer ganz rigoros den vierstimmigen Satz festhalten wollte, stieße oft auf Schwierigkeiten, die in gar keinem Verhältnis zu dem Resultat der Ausführungen stehen. Wer laienhaft nur den Bequemlichkeiten der Lautenstimmung folgt, sündigt dauernd gegen die Gesetze reiner Kunst. In der gesunden Praxis muß ein Mittelweg eingeschlagen werden. Gewisse Konzessionen sind dem in seinen Fähigkeiten begrenzten Instrument zu machen; es ist eben ein Kompromiß zwischen Theorie und Praxis zu schaffen.

Manche Lautenisten helfen sich auf ihre Art, durch Anwendung eines Kniffes. Um kompliziertere Tonarten zu erleichtern, wenden sie den Capotaster an: sie benutzen einen Mechanismus, eine Metallbrücke, die sich quer über den Saiten befestigen läßt und je nach Lage die ganze Stimmung des Instruments um einen Halbton, Ganzton, Terz, Quart usw. erhöht. Wenn also die übliche heutige Stimmung der Außensaiten E-Moll ist, so wird sie durch Verschiebung des Capotaster nach F-Moll, Fis-Moll, G-Moll usw. gebracht. Man spielt also dann — Capotaster auf den dritten Bund gesetzt — G-Moll genau als ob man auf den leeren Saiten E-Moll griffe u. s. f. Das ist ein technischer Tric, der vom Künstlerstandpunkt zu verwerfen ist. Gewiß kann man einmal ganz ausnahmsweise solche „Eselsbrücke" benutzen. Wenn z. B. ein Lied in Des-Dur verzwickte schwierige Wendungen aufweist, so ist es gar zu verlockend, einen Capotaster auf den ersten Bund zu setzen und so in glattem C-Dur zu spielen. Aber nur in solchen krassen Fällen sollte man zu dem Mittel greifen. Dabei ist noch der Milderungsgrund zu bedenken, daß ja der Gesang, der Vortrag die Hauptsache, die Begleitung nur zur Ausgestaltung des Textlichen da ist. Und in solchen Fällen mag man Nachsicht üben.

Im übrigen sollte jeder, der künstlerischen Ideen folgt, auch der Natur des Instruments gerecht werden. Wir sind

ja heute schon sowieso in der Wahl des Instruments ziemlich verwirrt. Wir machen in der Spielweise kaum noch einen Unterschied zwischen Laute und Gitarre; denn sehr viele Lautenspieler machen von den Baßsaiten so gut wie gar keinen Gebrauch, betrachten sie eigentlich nur als Dekoration. Mag man dem modernen Sprachgebrauch folgen, als Laute nur ein in gleicher Stimmung wie die Gitarre stehendes Instrument mit gewölbtem Rücken und den drei bis acht Baßsaiten anzusprechen, man sollte aber doch nicht versäumen, die Klangmöglichkeiten dieses Instruments bis zu gewissem Grade auszuwerten und nicht darauf schlechthin wie auf einer Gitarre zu spielen. Allerdings tun auch die Sänger nicht recht, die durch allzukünstliche Begleitung die Freiheit des Vortrags, die Leichtigkeit der Pointierung beeinträchtigen, und man mag Elsa Laura von Wolzogen nur beipflichten, wenn sie betont, daß ihr Lautensatz nur dem rein praktischen Bedürfnis entsprechen wolle. Ihr reizvoller Charme des Vortrags hat dadurch sicherlich an Feld gewonnen. Und ihre liebenswürdigen Gaben der Volksmuse alter und neuer Zeit werden allzeit dankbar entgegengenommen. Besonders kommt ihr die geschickte Beherrschung der verschiedenen Dialekte sehr zustatten. Neben der großen Auswahl deutscher, französischer und englischer Lieder im Volkston hat sie in ihr Repertoire auch eine Sammlung kleiner eigener Kompositionen aufgenommen. Es sind hauptsächlich Volksliedertexte, deren neue Musik ihre Entstehung „nur dem Bedürfnis verdankt, gar zu lahme und wirkungslose Originalmelodien durch etwas charakteristischere und munterere zu ersetzen“. Insbesondere glaubt sie sich zu der Herausgabe dieser Kompositionsversuche berechtigt, da sie „die Lieder jahrelang in ihren Konzerten vorgetragen, ohne jemals Zweifeln an der Echtheit der Melodien“ zu begegnen.

Jedenfalls muß man zugeben, daß sie mit liebevollem Bemühen alte Texte gewählt und geschickt benutzt hat. Das Schelmische, derb Komische insbesondere läßt über etwaige Zweifel leicht hinwegsehen. So hat sie mit Humor ein altsächsisches Liedlein ergänzt, das beginnt:

Ach herzeliebe Bauersfrau,
Ach gebt mir Euren Mann,
Mit seinen großen Taschen,
Die sind voll böhmischer Groschen,
Die wollen wir verzehren,
Das soll uns kein Mensch wehren —
Beim Bier und kühlen Wein —
Da woll'n wir lustig sein.

„Ach herzeliebe Großemagd,
Mein'n Mann, den kriegst du nicht!
Mein Mann, der ist mein eigen,
Er kann fein fiedeln und geigen —
Drum sollst du stille schweigen,
Du wirst ihn schwerlich kreigen!
Mein Mann, der ist mein Mann,
Den muß ich selber han."

Neben all den Sängern, insbesondere den Vertretern der heiteren Muse, die aus dem reichen Born vergangener Jahrhunderte schöpfen, gibt es heute eine große Zahl von Lautensängern, die sich um neue Musik bemühen. Die Anspruchslosigkeit des Instruments verleitet manchen „Liebhaber der Komposition", sich in gefälligen Melodien zu versuchen. Bei den durch die Erfahrung Gewitzigten bemerken wir da meist eine glückliche Anlehnung an wirkliche Volksmelodien, in schlichtesten Intervallen und einfachsten Harmonien. So hat Käthe Hyan, die mit Vorliebe im Biedermeierkostüm auftritt, gar manches scherzhafte Stück ihren Zwecken mit Erfolg dienstbar gemacht. Insbesondere gelingt ihr der im besseren Sinne des Wortes zu nehmende „Bänkelsängerton", der mit einem lachenden und einem weinenden Auge abenteuerliche Balladen erzählt. Ins Burlesk-Extreme verfällt da Frank Wedekind, der zu den endlos gleichartigen Strophen seiner Räubergeschichten selbst Gitarrenweisen geschrieben oder — zu schreiben versucht hat.

⁂ ⁂ ⁂

In der neuzeitlichen Lautenmusik obenan steht Hannes Ruch. Er kann als schätzenswertes Vorbild gelten. Denn

er hat gute, achtungswerte Qualitäten. Er ist ein Musiker, der die Schule durchgemacht hat und sich auch auf tiefere Wirkungen versteht. Er kennt sein Instrument, die Gitarre, und weiß ihr hübsche Wirkungen zu entlocken, ohne den Satz allzusehr zu komplizieren. Er versteht sich auch auf den Gesang und weiß die Stimme richtig zu behandeln. Als glücklichste Gabe aber sehe ich seine schlichte, ungekünstelte Fühlweise an, die ihm Melodien von echt volkstümlichem Gepräge eingibt. Wenn er nun gar solche reizvoll heiteren Lieder auswählt, wie die von Liliencron und Bierbaum, oder solche keck-satirischen wie die Soldatenlieder von Peter Schlemihl, dann gelingt ihm meist ein glänzender Wurf. Ein großer Teil seiner Lieder hat das Zeug in sich, populär zu werden.

Noch eine Reihe anderer Lautenfreunde hat neue Lieder für das Instrument gesetzt. Es seien Heinrich Albert, M. Schultz mit den elf Liedern eines fahrenden Gesellen von Baumbach, L. Bulmans und Meyer-Steinegg, der jetzige Jenaer Universitäts-Musikdirektor, genannt. Ein Zeichen, daß auch die akademische Welt nunmehr an dieser neu erwachten Bewegung Anteil nimmt. Auf frohe Studentenkreise stützt sich wohl auch die Vereinigung, die unter der Parole „Wandervögel“ ihre Jünger zusammenschart. Sie hat ein kleines Liederbuch in Taschenformat herausgegeben, „Der Zupfgeigenhansl“, das allerdings manchen Tadel der „Kenner“ über sich ergehen lassen mußte. Aber die edle Absicht ist ganz entschieden zu loben. Und der Herausgeber Hans Breuer sagt: „Unser Büchel soll kein Singsangreglement sein. Es bringt die Lieder lediglich in der Form und Auswahl, wie wir sie oft im Freundeskreise gesungen haben. So fanden wir sie bei anderen vor, so hat sie der Kothe vor einer begeisterten Zuhörerschaft gesungen, so haben wir sie von unseren Wanderungen mitgebracht. Mag sein, daß auch wir daran gemodelt haben aus irgendeinem dunklen Triebe der Zeit heraus, dessen wir nicht Herren und Meister sind — wir wissen es nicht!“ Der frische, gesunde Ton jedenfalls ist froh zu begrüßen und wird sein Echo wecken in lustiger Wandervögel Herzen.

Und das ist ja wohl die eigentliche Mission von Laute

und Gitarre. Sie will die Stimmung bereiten, die das Lied auf die Lippen drängt.

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen hallt.

Nicht die vertrackte Kunst des Zier- und Edelgesangs soll von der Laute attackiert werden. Hier soll und muß nach wie vor der Flügel herrschen. Der Volksmund soll in der Laute ein Sprachrohr gewinnen, das seine bescheidenen Weisen trägt und fördert. Darum dürfte man die jetzige Vorführung der Lautenlieder im Konzertsaal nur als Übergangsform betrachten, als eine Vorübung für die schallende, hallende, wehende Freilichtkunst, wie sie draußen in der herrlichen Gottesnatur eigentlich jeden Erdensohn packt und mitreißt.

Ein lieblicher Mittler soll die Laute sein. Sie soll gerade den Nichtsängern, den Alltagsmenschen, die ohne tiefere Ausbildung ihre Kehlen üben, in leichter Handlichkeit eine Stütze bieten; sie soll aber auch gerade diese „Laienbrüder" aus dem gar zu schlimmen Schlendrian des oft zu hörenden „Brüllens und Blökens" ein wenig emporheben in den freien Äther primitiver, ungekünstelter, aber liebenswürdiger, ohrenfälliger Stimmentfaltung. Alle diese Freunde des Liedes und des Weines finden in den zahlreichen Volksliedersammlungen herrliche Blüten der Literatur. Durch alle Länder, durch alle Sprachen führen die drei Bände der Lieder, die O. Schick herausgegeben hat. Wer mehr für sentimentale Volkskunst schwärmt, findet einige hübsche Sachen im Album von Wilhelm Funk. Wie rührend ist die aus dem Hildesheimischen stammende Melodie

Es war einmal ein feiner Knab',
Der liebt sein Schätzchen sieben Jahr.
Wohl sieben Jahr und noch viel mehr,
Als wenn der Lieb' kein Ende wär'.

Der Knab', der reist ins fremde Land
Da wurde sein Herzliebchen krank,

Sven Scholander.
Nach einer Photographie von Suse Byk in Berlin.
Zum Aufsatz: „Von Laute und Gitarre“

Ja krank, ja krank bis auf den Tod,
Drei Tag', drei Nächt' sprach sie kein Wort.

Und als der Knab' die Botschaft kriegt,
Daß sein Feinsliebchen krank daliegt,
Da ließ er all sein Hab und Gut,
Wollt' seh'n, was sein Feinsliebchen tut.

„Gut'n Tag, gut'n Tag, Herzliebste mein!
Was machst du hier im Bett allein?"
Hab' Dank, hab' Dank, mein feiner Knab',
Mit mir wird's heißen bald ins Grab."

Das ist eben auch ein schöner Erfolg der Laute: ihr mittelalterliches Gepräge bringt uns wieder so manche zarte Blüte älterer und ältester Dichtung näher und stärkt den eigenen Duft, den Volkskunst und Volkssage atmen.

⁂ ⁂ ⁂

Die Laute tönt ... Und in uns tönen wieder all die zarten Stimmen, die seit tausend Jahren geschlummert und die nicht erstorben sind in all dem Wechsel der Zeit und der Zeiten.

Die Laute tönt ...

Mädchenhände.

Frühlingsfrisch wie weiße Rosen
Und Jasmin,
Wie von Schwanenflaum ein Kosen,
Hermelin,
Weicher Sammet, rieselnd feiner
Silbersand,
Streift mich die Berührung Deiner
Sanften Hand.

Mädchenfinger, schlank und kühl
Wie Engel, gleiten
Über ein erregt Gefühl
Wie über Saiten.
Kinder, die auf trübe See
Blumen werfen,
Streicheln sie das tiefe Weh
Kranker Nerven.

Rudolf Knussert.

Die ſchöne Gabrielle.

Zwiſchen Hochamt und tönenden Litanein
Im Geſtühl die beiden Mädchen allein.
Zwiſchen Prieſtergeſang und Orgelklang
Geht ein ſüßer Brautgeſang:

„Wie er in Lieb' mir ergeben iſt,
„Nimmer und nimmer mein vergißt!
Jetzund bin ich noch fern und allein,
Balde werd' ich ſein Eigen ſein —"

Zwiſchen Prieſtergeſang und Orgelklang
Flüſtert böſes Raunen die Kirche entlang:

„Aus! Erlöſche du Augenpaar,
Bleiche, bleiche, goldblondes Haar,
Sinke, Liebe, der Tag iſt um,
Jubelnde Lippen, werdet ſtumm —"

Von Notre Dame, von Notre Dame
Die Glocken heben zu trauern an:
„Auf deiner Bahre weiß wie Schnee
Liegſt du, ſchöne Gabrielle d'Eſtrées,
Deine Jugend ein Sonnentag,
Roſenduft und Amſelſchlag,
Deine Jugend ſchwellender Wein —
Sollt' nicht reif zum Herbſte ſein."

Die Glocken murmeln, die Glocken gehn ...
Die Winde über den Hügel wehn,
Verwehn dein Grab, und keiner pflegt's,
Verwehn dein Bild, und keiner hegt's.

Jugend und Freude, Glanz und Glück,
Treue und Liebe —: ein Augenblick ...

Hans Haebe.

Sprüche.

Das ſage dir vor allen Dingen
Sieh alles unverblendet an!
Will's dich um ſchöne Träume bringen,
Ertrag's! Man ſtirbt auch nicht daran.
Nur wer die Wahrheit zu ertragen
Und ihr ſich ſtill zu fügen lernt,
Verdient, daß ſich nach dumpfen Tagen
Der Sinn der Welt ihm klar entkernt.

⁂

Immer, Freunde, kann man nicht weiſe ſein.
Immer, Freunde, kann man nicht leiſe ſein!
Man muß auch an ſeinen tollen Tagen
Alle ſeine Torheit zu Markte tragen
Und die Schellen um ſeine Stirne ſchlagen,
Dann läßt ſich das Leben wieder eine Weile
im Ernſt ertragen.

⁂

Freund, du ſchiltſt mir den und dieſen:
Schlechtes hat man ihm bewieſen.
Ach, verſchone mich damit!
Schlechtes war zu allen Zeiten
Menſchenart, was will's bedeuten?
Gutes ſag' mir, das iſt ſelten;
Iſt's auch halb nur, laß es gelten,
Rühm' es dir auf Schritt und Tritt!

⁂

Der wird das Leben am beſten ertragen,
Der ſich ſich ſelbſt aus dem Sinne ſchlägt
Und nicht denkt, es ging alles überquer,
Wenn er nicht mit von der Mahlzeit wär'.

Will Vesper.

Die Damen von Irmelsleben.

Eine verschollene Kaspar Hauser-Geschichte.

Erzählt von Sophie Hoechstetter

„Ich befand mich“ — so hat mir mein guter Freund Georg von Rosenkreutz erzählt, als eines Abends draußen über dem Lande die Nebel lasteten und wir alte Erinnerungen hervorsuchten, weil die Zeit ein wenig stille stand — „ich befand mich vor einigen Jahren in der Lage, ein altes Schloß aufzuräumen.

Der Herzog Alfred verkaufte es an eine Dame, deren Sachwalter ich war. In dem Schloß hatte sich vorzeiten ein Damenstift befunden. Dieses war verlegt worden, weil ein Brand üblen Schaden verursacht hatte, den man mit den vorhandenen Mitteln nur notdürftig ausbessern konnte. Irgendeine reiche Gutsherrin holte damals, es war gegen Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Damen von Irmelsleben auf ihr Vorwerk, woselbst sie dann verblieben.

Der Herzog hatte nichts dagegen. Er ließ dann seine Förster in dem etwas zerstörten Bau wohnen. Aber ich will nicht weitschweifig werden. Wie ich schon sagte, das alte Schloß wurde in höchst ramponiertem Zustand endlich verkauft, und ich sollte dort die Aufräumungsarbeiten leiten.

Um wiederum kurz zu sein, ich fand in einem Turmgemach des Hauses einige Kisten und Möbel, die noch deutlich die Spuren des Gerettetseins aus jenem Brand trugen. Und in einem dieser Kästen, welche man wohl damals verbrannt geglaubt hatte, weil der Mann, der sie im Schrecken des Feuers in den Turm schleppte, vielleicht nachher nicht mehr wußte, was er in der Aufregung getan — in einem dieser Kästen fand ich das Tagebuch der damaligen Oberin, einer Gräfin Antoinette von Itzeda aus dem Hause Protor.

Es hat mir viel Interesse bereitet, und ich habe die Eintragungen, die zusammen eine Art von Geschichte bilden, unter Auslassung alles Nebensächlichen, abgeschrieben. Das möchte ich Ihnen gerne vorlesen."

Ich bin damit einverstanden gewesen, und Rosenkreutz holte ein kleines Heft herbei.

Er schlug es auf und sagte: „Erst muß ich Sie noch unterrichten. Der auftretende Kammerherr ist der Stiftshauptmann, wozu man meist einen nachbarbegüterten Edelmann wählt, der als der Finanzobere des Ganzen den Damen mit Rat und Tat beisteht, also ungefähr der Schirmherr des Stiftes ist.

Die Hauptpersonen unserer Geschichte, die meist etwas kurz benannt werden, heißen mit ungeschmälerten Rechten:

Claudia Freiin von Irmelsgrün,
Dorette von Katzenhüpfenhausen, Uradel,
Louise Anastasia Gräfin Hackerode-Hockerode, Ehrendame.

Der Stiftshauptmann und Kammerherr heißt:
August Wedig Freiherr von Backhaus-Lohndorff.

Sonstiges Personal an Stiftsdamen ist:
die Gräfin Donaueschingen,
die arme Küllerhagen,
die gute Knesebeck usw.

Und nun will ich beginnen mit der Lektüre:

Aus dem Tagebuch der Gräfin Itzeda.

Die Zeitungen zu lesen, worein Leute, die nicht unseres Standes sind, ihre Ansichten, die uns nichts angehen, schreiben, ist niemalen meine Gewohnheit gewesen. Denn was das Vaterland betrifft, die Familien und die Welthändel, soweit sie uns berühren, hören wir von den Unsrigen in der Correspondence, und Unglücksfälle häufen sich in der Connaissance genug, ja allzuviel, als daß man noch fremde ausgemalt vernehmen müßte.

Über den sogenannten Kaspar Hauser habe ich schon lange von der trefflichen Feilitzsch und der guten Seckendorff aus Ansbach gehört, daß man dort in unseren Kreisen sehr kopfschüttelt über das Interesse, welches an dem Sub-

jekt genommen wird, und ein wenig den spleen des peer of England Stanhope belächelt, der ein faible für den p. p. Hauser gefaßt hat. Jede Zeit hat ihre Farce, dacht' ich mir. Der Beginn des Jahrhunderts hat einen König von Rom gesehen, unsere guten dreißiger Jahre reden von einem Kind von Europa.

Mag die Zeit ihre Possen haben, dacht' ich mir.

Aber was ich heute hörte, das bringt mich denn doch in Wallung — und weil ich dem Kammerherrn Schweigen gelobt habe, so muß ich mich auf dem Papier aussprechen, welches mich auch stets beruhigt.

Der Kammerherr kam mir schon so apoplektisch vor, als er eintrat. „Lieber Kammerherr," sagt' ich, „eine Limonade?" — „Liebe Gräfin," sagt' er, „ein delikates Anliegen." Er stottert, obwohl es dem guten Backhaus sonst nicht an der Rede gebricht, stottert eine ganze Weile recht sans discrétion von den häuslichen allures seiner Hausehre, sagt, daß der zukünftige Tochtermann, der junge Heldrungen, den Winter über bei ihnen auf dem Gut sei (was ich nicht goutiere) und verlangt endlich mein Schweigen, wobei er sehr transpirierte, obwohl bei mir niemalen überheizt ist. Nun weiß ein jeder von uns in der Landschaft, daß der Kammerherr nicht auf Rosen gebettet ist bei seiner geborenen von Lehnin. Die Lehnins sind immer Zankeulen gewesen, Gott verzeihe mir das Urteil.

Ich brauche es der Landschaft nicht zu erzählen, wer Herr im Hause Backhaus ist.

„Das Sekrete kommt wohl erst, lieber Kammerherr," sagt' ich freundlich.

Da brauchte er noch mal seinen mouchoir, verschnaufte sich, stand auf und sagte: „Als ich noch Kammerjunker war — unter dem seligen Herzog August — ist am Hof als Dame der Frau Herzogin die Gräfin Hackerode-Hockerode gewesen, unsere Ehrendame. Ja, liebe Gräfin, nicht wahr, ein Kavalier vergißt die alten Zeiten nicht, wenn eine Dame von damals, mit der man weiland befreundet war, um eine kleine Gefälligkeit bittet?"

„Die Gräfin will das Stift ein wenig aufsuchen?" fragt' ich, eigentlich ganz gedankenlos.

Ein Diplomat ist unser Kammerherr nie gewesen. Er platzte heraus: „Sie meint, das Stift wäre nicht der richtige Ort, darum will sie zu uns. Aber bei uns geht das nicht, beste Gräfin, es geht nicht —“

Die weiland Befreundung, dünkte mich sogleich, ist wohl eigenartig gewesen, und seine geborene von Lehnin will weiland solche Freundinnen nicht zu Logierbesuch. Es wird ihn jetzt reuen, daß er unsere Ehrengräfin nicht geheiratet hat.

So dacht' ich und schreibe es als Buße her, weil ich dem Kammerherrn unrecht getan.

„Gräfin,“ sagt' er, „der Herzog, Gott habe ihn selig, nun ja, seine Jugend spielte noch in die Zeiten von Friedrich Wilhelm des Zweiten Majestät hinein. So deutlich darf ich nicht werden, aber es gab da öfter Doppelehen, von der Kirche sanktioniert, wenn auch nicht immer offiziell. Und da war, Sie verstehen mich, Gräfin, ein Sohn. Man tat ihn auf's Land, ja — und auf einmal hieß es, er seit tot. In den bösen Zeiten damals von 1812 und 1813, was waren da Nachrichten privater Art, wer konnte sie prüfen?“

Der Kammerherr schnaufte sehr. Er fuhr dann fort: „Die Gräfin Hackerode (es gebührte ihr wohl eine andere Titulatur) und der Kaspar Hauser — Gott mag es wissen! Kurzum, begreifen Sie, Gräfin, sie will den Kaspar Hauser sehen, und zwar bei uns.“

„Bei uns? Den Kaspar Hauser?“ fragt' ich.

„Jawohl,“ sagte der Kammerherr. „Alleine traut sie sich die Alteration nicht zu. Mich will sie als männlichen Beistand. Kurz heraus, ich habe schon dorthin geschrieben — an den Herrn von Feuerbach, der ein Interesse nimmt — und weil noch was Ähnliches schwebt (ich darf noch nicht verraten wo) und der Kaspar Hauser mit seinem Polizeileutnant ohnedies eine Reise macht.“

Der Kammerherr war wieder puterrot, als er das sagte, und er braucht sich nun doch eigentlich nicht zu genieren für den faux pas der Ehrendame, der doch ein solcher bleibt, wenn auch eine Doppelehe vorlag. Denn in solchen Sachen war bei allem Respekt des höchstseligen Königs von Preußen Majestät kein exemple.

Ich mußte mich faſſen. Ich dachte aber an die geborene von Lehnin, die auch kein exemple iſt und es wahrſcheinlich nicht leidet, daß die Ehrengräfin in ihr Haus kommt.

„Wenn unſere Ehrendamen das Stift beſuchen wollen, ſo haben ſie ein Recht darauf, Herr Kammerherr," ſagt' ich, nun doch etwas förmlich. „Und wenn der Herr Stiftshauptmann bei dieſer Gelegenheit der Ehrendame einen jungen Menſchen vorſtellen will, ſo iſt das eine Sache des Herrn Stiftshauptmanns."

„Aber liebe Gräfin," ſtöhnte da unſer guter Kammerherr, „um eine ſo froiſſierte Aufnahme habe ich nicht geſprochen. Wo ich doch das Geheimnis der Gräfin Hackerode in Ihre Hände legte, hofft' ich auf Wärme für das Vertrauen."

„Ich will mich ja faſſen," ſagt' ich darauf. „Alſo in Gottes Namen. Wenn es eine Ehe vor Zeugen war mit des ſeligen Herzogs Hoheit —"

„Vor Zeugen, vor Zeugen," ſagte der Kammerherr, ſah zum Fenſter hinaus und gebrauchte wieder den mouchoir.

Nachher trank er den Kaffee mit uns."

Mein Vorleſer machte eine Pauſe. Ich benutzte ſie zu ſagen: „Es war wohl doch der Kammerherr, der auch ſein Intereſſe an dem Kaſpar hatte?"

Mein Gegenüber lächelte nur und fuhr fort zu leſen:

Den 18. Januar.

„Von dem Subjekt, dem Kaſpar Hauſer, den man am Ende noch einen Prinzen titulieren muß, ſcheint jetzt viel die Rede zu ſein in der Welt. Denn der Buchhändler hat unſrer ſanften Katzenhüpfenhauſen eine Schrift geſchickt, die den Herrn von Feuerbach zum Verfaſſer hat und heißt: Kaſpar Hauſer oder ein Verbrechen am Seelenleben.

Bruder Kuno, der doch als Miniſter das beurteilen kann, ſchätzt den Herrn von Feuerbach ſehr, und wenn ein ſolcher Mann etwas drucken läßt über einen namens Hauſer, ſo muß an dem doch etwas ſein, und die Seckendorff und die Feilitzſch haben mich nicht gut informiert, oder aber

es ist ein Umschwung in der Meinung über den Kaspar Hauser eingetreten.

Die Katzenhüpfenhausen brachte mir das Büchlein errötend wie ein junges Mädchen, was sie trotz ihrer reichlich vierzig immer noch tut, wenn sie ein wenig geniert ist. Und geniert ist sie sehr oft. Man sollte denken, sie habe gar keine Tournüre, während man doch weiß, daß die alte Katzenhüpfenhausen eine grande dame war und ihre Töchter auch zu erziehen wußte.

Ich war nun wirklich neugierig, und las die Schrift. Aber sie ist mir recht überschwenglich und sentimentalisch vorgekommen. Als ich dann in der Rüsternallee, wo eine ganz warme Januarsonne schien, der Besitzerin des Büchleins begegnete, fragt' ich sie: „Na, was halten Sie denn von dem Kaspar Hauser, gute Katzenhüpfenhausen? Haben Sie schon gehört, daß der Mosjöh itzo bald auf Reisen geht, weil sich viele Leute für ihn interessieren, ja geradezu ein faible für ihn fassen?"

Denn, dacht' ich mir, gesagt muß es ja doch einmal werden, daß er hierher kommt.

Aber mit der Katzenhüpfenhausen läßt sich wirklich keine Konversation machen. Sie wird rot und blaß, sagt ach und oh — und damit war auch diesmal unser Diskurs am Ende.

Als ihr nachher etwas einzufallen schien, und sie sich etliche Male räusperte, was ich in den Tod nicht ausstehen kann, weil man immer meint, sie litte an einem Brustübel, wo es doch nur die gêne ist, hatt' ich keine Lust mehr und gab ihr das Büchlein, sie solle es nun auch noch den anderen Damen zeigen.

Den 21. Januar.

Der Kammerherr war wieder da und hat herumgedrückt, ich möchte doch um Gottes willen zu unserer kommenden Ehrengräfin kein Wörtlein von ihrer linkshändigen Ehe mit des seligen Herzogs Hoheit sagen, es sei der Gräfin ewiger Kummer, daß die Heirat eine sekrete habe bleiben müssen aus Staatsraison — und daß sie nie nach außen die Rechte einer linkshändigen Gemahlin habe ge-

nießen dürfen. Nur die Ehrendamenſtelle bei uns, die habe ſie erhalten, trotzdem ſie ja eigentlich ſtiftsunfähig ſei infolge einer Mesalliance ihres Herrn Großvaters. Ich hatte auf der Zunge, die Morgengabe, die in einer Stiftsſtelle beſtand, ſei ſowohl originell als ſparſam. Aber ſolche Reden unterdrücke ich mit Fleiß. Denn wenn ich bei uns noch ſolche Töne anſchlüge, dann wäre es bald nicht mehr auszuhalten. Dann würde man hier Tag und Nacht nur noch die Liebſchaften und Heiraten beſprechen, beſonders ſeit die Donaueſchingen die ſämtlichen Gothaiſchen Almanachs hat, in denen man alles nachſchlagen kann.

„Ich fange nicht davon an, lieber Kammerherr," ſagt' ich. „Ich kann es ſtets erwarten, daß man mit ſeinen Neuigkeiten zu mir kommt."

Der Kammerherr räuſperte ſich etwas verlegen: „Ich habe Nachrichten aus Ansbach," berichtete er dann. „In dieſen Tagen will der Polizeileutnant Hickel mit ſeinem Schützling aufbrechen, um zunächſt an den Hof von Gotha* zu reiſen. Es hängt nun von allerlei Umſtänden ab, wie lange er dort bleibt, und es mögen wohl noch gegen zwei Wochen bis zu ſeiner Hierherkunft vergehen. Ich habe hier im Ort ſchon Zimmer beſtellt, in der Poſt iſt man ja ganz gut aufgehoben.

Wir werden die beiden dann zu Tiſch einladen für die Dauer ihres Aufenthaltes, und ich werde ſelbſtredend zu dieſen Veranſtaltungen herüberkommen. Das heißt, liebe Gräfin, ſo dachte ich es mir, da Sie ja ſchon gütigſt einwilligten. Sollten Sie andere Wünſche haben, ſo ſind mir dieſe ſelbſtredend Befehle."

Den 23. Januar.

Die Schrift vom Herrn von Feuerbach hat nun ihren Turnus durch unſere Reihen gemacht und bildet das Tiſchgeſpräch. Mir wird ein wenig ſchwach dabei, denn das alles iſt doch nur ein Aufbauſchen von Vermutungen,

---

* Die Hickelſche Reiſe mit K. H. im Januar 1833 an den Hof von Gotha (im Intereſſe einer dort angeſtellten weiblichen Perſönlichkeit) iſt hiſtoriſch. Meyer, K. H., S. 566.

die weder ſchön noch erhebend ſein können. Aber die Irmelsgrün iſt ganz aus dem Häuschen. Ein Geſicht hätte doch Züge, ſagte ſie mir, in den Zügen eines Menſchen müſſe man ſeine Abkunft leſen können. Ich dachte mir, Gott ſei Dank, ja nicht immer. In der Reſidenz des hochſeligen Herzogs wäre ſonſt allzuviel in den Zügen der Untertanen zu leſen — bei allem ſchuldigen Reſpekt.

Die arme Kullerhagen, die ſelbſt eine ſo freudloſe Jugend hatte, bedauert den Findling ſehr — die gute Kneſebeck hingegen bewundert den Lord Stanhope, und ſo gibt jede ihre Meinung dazu, Donaueſchingen allein findet, ihr ſei das alles tout égal.

Ich bin gar nicht unzufrieden über das Schriftchen, denn wie ſollte man es ſchließlich darſtellen, den Menſchen einzuladen, wenn man nicht das Intereſſe für ihn kultiviert hätte.

Am Tage von Mariä Lichtmeß 1833.

Der Kammerherr war hier: mit dem Schlitten. Er ließ gar nicht erſt ausſpannen, ſo eilig hatte er es. Alſo, der Polizeileutnant Hickel hat ihm aus Gotha geſchrieben, daß man dort die Mutter des Kaſpar Hauſer nicht gefunden. Einmal in der Gegend, könne er nichts gegen ſeine Inſtruktion ſehen, die kleine Spritztour nach Irmelsleben zu machen.

Hierauf hat der Kammerherr ſogleich eilige Botſchaften an die Gräfin und den Hickel geſchickt, und in drei bis vier Tagen wird wohl hier die Zuſammenkunft ſein.

Am 3. Februar.

Ich habe meinen Damen die Nachricht gegeben: daß der Kaſpar Hauſer auf ſeiner Reiſe mit ſeinem (faſt hätte ich geſagt Adjutanten) alſo Polizeileutnant in hieſigem Orte eine Raſt mache und zu uns eingeladen wurde, weil meine Freundin Seckendorff der Frau Präſidentin von Stichamer in Ansbach das Verſprechen gegeben, dem Hauſer Empfehlungen auf ſeinen Reiſeſtationen zu beſchaffen. Ob dieſer Mitteilung iſt ein großer Tumult entſtanden, eine freudige und aufgeregte Neugier — nur die Donaueſchingen

ſagte, die Seckendorff hätte auch etwas Geſcheiteres tun können, als den Kerl an unſer Stift empfehlen.

Ich konnte nichts erwidern — weil ich doch infolge der ganzen Sachlage zu der Notlüge gezwungen war.

Am 5. Februar.

Unſere Ehrendame iſt angekommen. Und heute werden noch die Reiſenden aus Ansbach eintreffen. Seit vielen Jahren hat die Gräfin Hackerode das Stift nicht mehr mit ihrem Beſuch beehrt.

Nun bildet ſie das Intereſſe des Tages: Meine gute Hackerode, haben Sie ſchon gehört? Meine teure Gräfin, wiſſen Sie ſchon — — ſo umſchwirrt es ſie, und ſie erfährt auf dieſe Weiſe offiziell vom Kaſpar Hauſer. Das iſt mir lieb, die nichtsahnenden allures ſind mir nicht gegeben.

Die Hackerade iſt recht wohl konſerviert, ein gewaltiger Unterſchied gegen den Kammerherrn ſeine geborene von Lehnin. Er kam höchſt complaisant und à quatre épingles ſogleich herüber, die ſchöne Jugendfreundin zu begrüßen. Ich hoffe für ihn, er muß keinen Grafen Leſter ſpielen, das heißt, ich hoffe, die Hackerode und die geborene von Lehnin betrachten das Stift nicht als Schloß Fotheringhay, um ſich auszuſprechen wie Eliſabeth von England und Maria Stuart. —

Es iſt Abend. Vor einer Viertelſtunde iſt die Poſt hereingefahren mit dem Hickel und dem Kaſpar Hauſer. Gott ſteh mir bei — ich freue mich auf das Mittageſſen wirklich nicht.

Gegen Mitternacht.

Meine Hand zittert — und in meinem Kopf iſt es ganz deſperat. Ich wünſche den Kammerherrn herbei, ja, wenn es nicht eine ſo unſchickliche Stunde wäre, ich ließe ihn rufen.

Ich muß mich faſſen — beim Schreiben gelingt mir das am beſten.

Alſo, die Irmelsgrün (die ſchon wieder, als der Kaſpar Hauſer auf dem Tapet war, bei Tiſch gerufen hatte, ein Geſicht habe doch Züge und aus Zügen müſſe man Ab-

künfte ableiten können) stürzt, nachdem ich den Damen kurz gesagt, der Fremde käme morgen mit seinem Begleiter zu Tisch, und mich zurückgezogen hatte — stürzt hierher in mein Zimmer.

Und stürzt mir zu Füßen, ehe ich nur irgend etwas begreife und schluchzt und schreit: Ihr Herz lasse ihr keine Ruhe — Anno 13 — ihr Bräutigam sei ins Feld und die Stunde des Abschieds war ihre heilige Ehe. Und der Geliebte, der vom Vater nie anerkannte Verlobte, sei bei Leipzig gefallen — und hätte das Knäblein nicht mehr schützen können. Ihr Vater aber habe die Heirat mit einem Bürgerlichen für null und nichtig erklärt und als eine Schurkerei von einem Feldpriester — er habe die Tochter ins Stift verstoßen, und das Kind, ja, das solle später gestorben sein, aber das wäre eine Lüge, es lebe, und ohne Zweifel sei es der Kaspar Hauser.

Ich fand keine Worte. Desto mehr fand sie. Ich nötigte sie, wenigstens sich zu setzen, ich sagte endlich: „Baronesse von Irmelsgrün, gehen Sie auf Ihre Zimmer. Ich habe nichts gehört. Ein Dämon ist über Ihnen. Sie rasen. Ihre Phantasie ist krank. Verlassen Sie Ihre Zimmer nicht, bis ich morgen komme, und sprechen Sie mit niemand."

Dann bin ich noch in den Garten — ich brauchte Luft, Luft. Wenn nur der Kammerherr da wäre, so etwas darf es doch nicht geben, bei uns, im Stift — ich zittere am ganzen Körper — das mit dem Feldprediger — der alte Baron wird schon im Recht gewesen sein, daß es keine Kopulation war — o Gott, mein Gott — das in unserem Stift! Und wenn nun wirklich, wenn der Kaspar Hauser der Sohn der unseligen Irmelsgrün wäre, welch ein Affront! Wie stünde unser Stift da! Keine Dame von Rang möchte es mehr beziehen, wir wären der Lächerlichkeit, wo nicht der Verachtung preisgegeben.

Und ich, als die Oberin dieses Stiftes!

Ich bebe, wenn ich denke, was meine Freunde in Ludwigslust sagen würden. In Ludwigslust denkt man besonders streng gegen alle Verfehlungen solch ungeistiger Art. Ihre Hoheit würde nie begreifen, daß ich das Odium

des Verwerflichen nicht sogleich gefühlt. Ich könnte mich in Ludwigslust nicht mehr zeigen, Ihre Hoheit ist schon überhaupt so gegen alle Dinge mit Männern und hatte deshalb immer das gnädigste Interesse für unser Stift, wie für alle Stifte.

Und die Irmelsgrün! Wüßte ich nur, ob Lord Stanhope vermählt ist. Aber ich kann in der Nacht die Donaueschingen nicht wegen des Hofkalenders wecken. Das wäre ein Lichtblick, der Adoptivvater des Hauser würde vielleicht auch die Mutter rehabilitieren.

O, aber erwiese sich doch, daß Hackerode die Mutter ist. Ich würde die Doppelehe noch segnen. — — —

Um drei Uhr in der Nacht.

Es gehen Gespenster durch dieses Haus — die Revenants steigen aus ihren Grüften — ich verstehe die Welt nicht mehr — —

An mein Bett gesteckt — mit einer Wappenbrosche, o, ich kenne sie gut, die springende Katze — ein Brief ohne Namen.

Die Schrift ist undeutlich, verwischt, zitternd. Und was las ich, während Entsetzen mich jetzt noch lähmt: Kaspar Hauser käme, und seit sie das Buch gelesen, seien ihre Tage und Nächte mit Angst und Zittern, Furcht und Hoffen erfüllt.

Ein Fehltritt der Jugend — von niemand als einer alten Tante und einer treuen Jungfer gewußt — die Mutter tot — Vater fort bei Belle-Alliance, in Paris — über ein Jahr abwesend.

Das alte Schloß in der Einöde — ein junger Magister, Erzieher des Bruders — Sehnsucht — die Sommernacht — die Philomelen schluchzten so sehr. Und dann — Erwachen. Der Magister hatte einen Verspruch, ein Bürger hatte ihn studieren lassen fürs Erbe der Tochter, der drängte.

Dem Magister war das Herz zerrissen, ihr war das Herz zerbrochen — die Tante gab das Kind fort, fern nach Ungarn auf ein Gut.

Und Jahre der Schwermut waren. Der Vater alt und jähzornig, leidend unter Blessuren, der Bruder roh —

als er Majoratsherr, mußte die mittellose Schwester ins Stift — —

Die Toten steigen aus ihren Grüften, die Lebenden zu narren. Ein Spuk reißt armen Seelen die armen Geheimnisse aus den Herzen.

Dies ist zu viel — dies ist ja der nackte Jammer. Bin ich angesteckt von der Unmoral, daß ich nur denken muß, was für ein Jammer!

Da gingen die Armen all die Jahre umher mit ihren trauervollen Geheimnissen, so Tag und Nacht, so Jahr um Jahr. Die Qual um eine leichtfertige Stunde für ein ganzes Leben — die Angst vor der Entdeckung — und auf einmal die Not, sich preiszugeben —

O Gott, mein Gott — ich kann gar nicht mehr richtig denken.

Die Toten steigen aus ihren Grüften, ein Spuk reißt armen Seelen die armen Geheimnisse aus den Herzen —

Aber das Mittagessen mit dem Kaspar Hauser und seinen drei präsumtiven Müttern, das wird nicht sein im Stift der Damen von Irmelsleben.

Des andern Abends.

Ich habe in der Frühe anspannen lassen, ich bin hinüber zum Kammerherrn gefahren. Seine geborene von Lehnin staunte mich an. Sie hatte eine alte Morgenjacke an, und schön war sie nicht. Auch der Kammerherr war noch nicht à quatre épingles. Ich bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen.

„Haben Sie den Hauser schon gesehen?“ fragt' ich, als wir in des Kammerherrn Arbeitszimmer saßen. Der Kammerherr nickte. „Es ist nichts,“ sagte er nach einer Pause.

„So — haben Sie das auf den ersten Blick erkannt?“ Der Kammerherr wurde ein wenig verlegen, dann sagte er: „Wir haben so etwas im Blick, Gräfin. Ein sogenannter Napoleonide, hm, das könnte ich nicht beurteilen. Sie wissen, man sah nach Baden hin, und für seine Adoptivtöchter hat Napoleon immer ein faible gehabt.

„Aber jemand aus altem Adel, aus einem höchsten

Haus sogar: nein! Da ist eine Eigenschaft, glauben Sie mir, Gräfin, die geht nicht unter, wenn jemand irgendwie von einer Familie abstammt, sei's Adel, seien es Patrizier: ein solcher Mensch verrät nie Eitelkeit. Er kann so eitel sein, wie er will, er kann sich so selbstgefällig benehmen, wie er will, aber er verrät nie, daß er auf den Effekt seiner Person ängstlich und angelegentlich wartet. Denn er weiß es nicht anders, kennt es nicht anders, als daß seine bloße Existenz respektiert wird. Dies, Gräfin, scheidet für jedes wissende Auge den Abkömmling Kultivierter vom Abkömmling des Volkes."

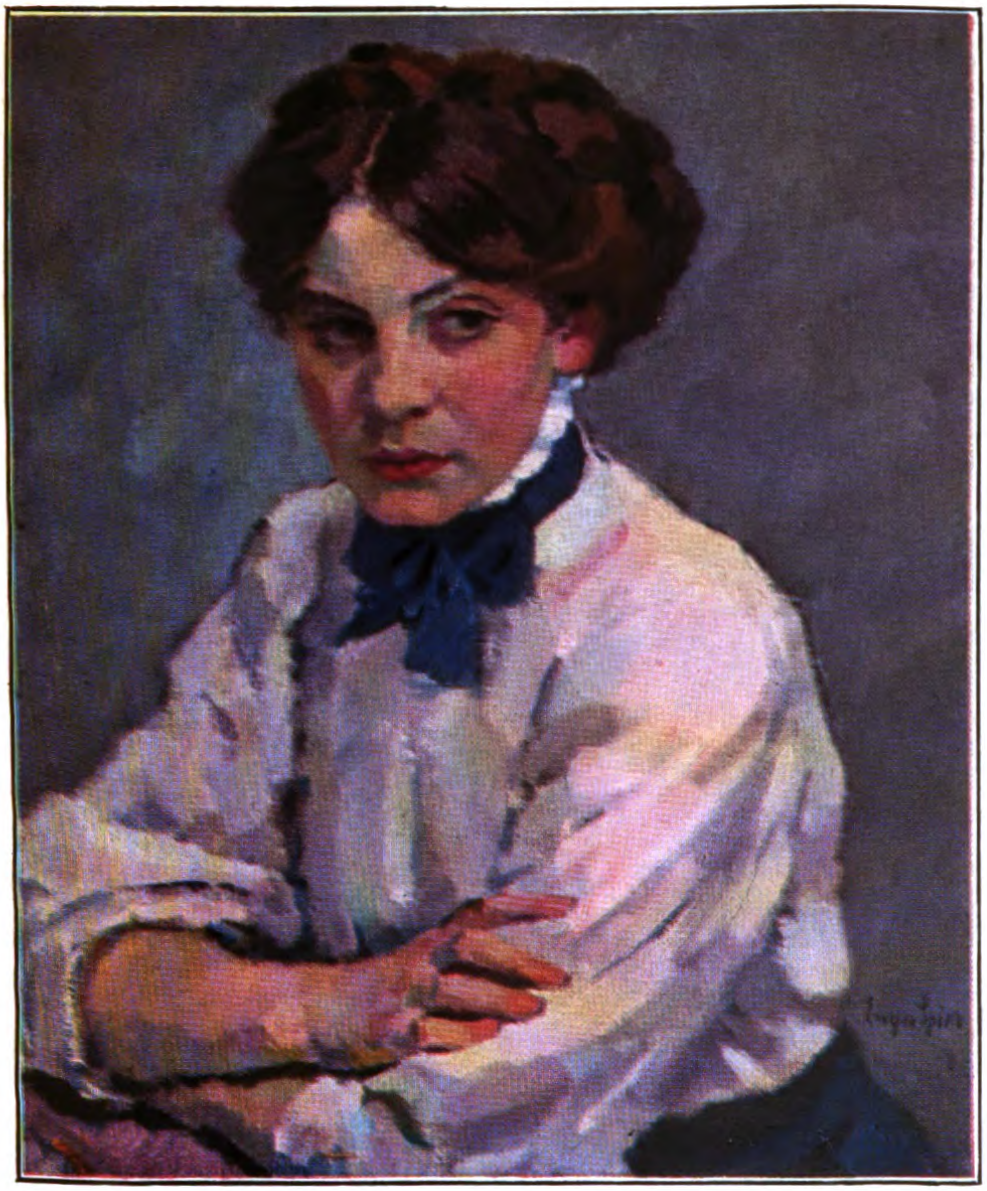
So klug habe ich den Kammerherrn noch nie reden hören. Ich staunte ihn förmlich an. Und er fuhr fort: „Es gibt dann auch noch so kleine, an sich unscheinbare Merkmale von Familien: die Bildung der Ohrläppchen, die Nasenflügel, den Haaransatz, die Wölbung der Fingernägel, die Zeichnung der Augenbrauen — haben Sie es nie an Menschen verschiedener Generation und eines Hauses bemerkt, oder in Ahnengalerien?

„Ein solches Merkmal verwischt sich nie. Nach Hunderten von Jahren zeigt es noch die Spuren, mag Gestalt, Gesicht, Charakter und Wesen auch ganz anders geworden sein. Es ist nichts mit dem Hauser."

„Gott sei Dank," sagt' ich. „Lord Stanhope will ihn adoptieren, nicht wahr? Für ihn ist gesorgt. Gott sei Dank, denn, lieber Kammerherr, haben Sie einmal in Ruhe bedacht, was das für ein Affront wäre, wenn plötzlich eine offiziell unverheiratete Dame aus der Gesellschaft sich hinstellte und solche Geheimnisse ausbreitete?"

„Weiß Gott," sagte der Kammerherr und war ganz bleich.

„Lieber Kammerherr," sagt' ich darauf, „wir kennen einander, wir achten einander. Und nun tun Sie mir einen Gefallen: Fahren Sie mit mir. Um zwölf Uhr kommt der Eilwagen durch Irmelsleben. Die Ansbacher sollen fort. Gott möge ihre Wege segnen, aber sie sollen fort, Kammerherr, es entsteht nichts Gutes daraus, wenn der Mensch ins Stift kommt. Meinetwegen bin ich eine



Mlle Lucie.

Gemälde von Eugen Spiro.

alte Jungfer, und habe nicht den freien Geiſt, der ſich über das ſtellen kann, was immer Recht und Unrecht war. Aber daß ich meinen rechtſchaffenen Verſtand beiſammen habe und daß ich keine prüde Gans bin, das wiſſen Sie, Kammerherr. Wegen einer Bagatelle bin ich nicht zu einer Stunde, die keine Viſitenſtunde iſt, bei Ihnen. Schaffen Sie den Menſchen aus der Landſchaft, das andre, was geſchehen muß, tue ich. Und glauben Sie mir, es iſt keine Kleinigkeit."

Der Freiherr von Backhaus ſah mich ernſthaft an. „Sie werden Ihre Gründe haben," ſagt' er.

„Das weiß Gott, Kammerherr."

Da ſagt' er: „Gut, ich zieh' mich um. Ich darf Sie wohl zu meiner Frau führen. Und in zehn Minuten komm' ich mit."

Gefragt hat der Kammerherr nichts. Er iſt ein Edelmann. Das muß man ihm laſſen.

Des Abends.

Der Kammerherr war bei unſrer Ehrendame, nachdem die Eilpoſt mit den Leuten aus Ansbach davon gefahren. Die Ehrendame war bei Tiſch ſchon wieder ganz munter.

Zur Irmelsgrün und zu der anderen bin ich auf die Zimmer gegangen.

Ich habe geſagt: „Liebe Irmelsgrün, Sie hatten geſtern eine Fieberhitze. Was Sie in der Fieberhitze geſagt haben, das weiß ich nicht mehr, und darum kann es nie ein Menſch von mir hören. —

„Der Kaſpar Hauſer iſt abgerufen worden, weil ihn der Lord Stanhope adoptiert. Er wird beſſer für ihn ſorgen können, als ſeine arme Mutter, die gewiß ſchon lange geſtorben iſt.

„Skandal bleibt Skandal, heute wie vor zwanzig Jahren. Wenn Sie ſpäter einmal Urlaub nach England wollen, das ließe ſich bereden."

Sie ſagte: „Ach ja, ich hatte geſtern wohl Fieber —"

Dann bracht ich der andern die Broſche. Die weinte. Ich ſagte: „Sie haben die Broſche bei mir verloren. Sie

war in ein Papier eingewickelt, das hab' ich verbrannt." Ich machte eine Pause, dann sagt' ich wie in die Luft: „Ihren Stiftsplatz dürfen Sie nicht verlieren. Denn die Apanage vom Bruder ist gar klein. Ich habe eine Freundin in Pest, die Gräfin Kielmansegg. Wir reden einmal später miteinander, ich kann ein Brieflein an meine gute Kielmansegg schreiben, wenn Sie es noch wünschen. Aber es ist besser, man begräbt Erinnerungen. Was einmal Sünde war, aufersteht nie zur Ehre. Sie haben niemand, ich muß wohl für Sie denken, wie ich für eine unglückliche Schwester denken würde.

„Was den Hauser betrifft, der Kammerherr hat ihn wieder fortgeschickt. Er ist ein Bursche, wie hundert andere auch."

Da weinte sie wieder und fragte, ob ich das Papier auch gewiß verbrannt hätte.

„Was an mir liegt, soll nie mehr die Rede davon sein," sagt' ich.

Zehn Tage später.

Ich habe im Affekt gehandelt. Unsereins aber darf seinen Affekten vertrauen. Ich würde auch bei tagelanger Überlegung nicht anders gehandelt haben. Daß ich, gerade ich, einem Stift für Magdalenen vorstehen muß, das wurmt mich schon. Es wäre gelogen, wollt' ich das leugnen. Aber mein Bruder hat mir neulich geschrieben, man hätte die Genealogie des ganzen Adels durchgegangen, um ein Plätzlein für den Hauser zu suchen — und ihn solle es nicht wundern, wenn die Sache noch die ganze Welt verrückt mache. Da dacht' ich mir, am Ende ist der Wahnsinn gerade bei uns ausgebrochen gewesen — und ich habe Romane gehört, die nie erlebt wurden —

⁂ ⁂ ⁂

Rosenkreutz klappte sein Buch zu.

„Nichts mehr?" fragte ich.

„Es ist aus," sagte er lächelnd.

Aber wir mögen nicht einmal lächeln. Wir werden nachdenklich über die Zusammenhänge, die man vielleicht sonst Zufall nennt.

Wie ſonderbar iſt die Wirkung jedes ſichtbar ungewöhnlichen Schickſals, daß es in andern den Wunſch oder die Imagination erregt, ſelbſt heraus zu ragen aus den Niederungen des Alltäglichen. Es iſt etwas Unheimliches oder auch etwas Großes, daß eines Schickſal andere frei macht zu Mut oder Wahrheit.

Irgendeinen Aufſtrom ſchafft es in andrer Herzen — nein, wir wollen nicht lächeln über die Damen von Irmelsleben.

Nachwinter.

Von

Emil Hadina.

Das ſind die Tage, die am trägſten ſchleichen,
Mit lahmen Füßen, im Pantoffelſchritt.
Die Winterträume jagen noch, die bleichen,
Schneewolken treiben hin wie Götterleichen,
Mit hartem Sange fährt der Sturmwind mit.

Doch mittags kommt es fremd mit warmen Strahlen
Und raunt von Wundern, die man faſt vergaß.
Und bebend vor den heißen Sonnenmalen
Zerbrochen rings der Erde weiße Schalen,
Wie vor der Flamme lichtentwöhntes Glas.

Erwachend ſteigt aus ihren Wintergründen
Die Sehnſucht auf mit feuerlohem Blick.
Sie will den alten Königstraum verkünden
Von Sommerheiligkeit und Sommerſünden,
Von Blütenwehn und heißem Ährenglück ...

Doch ſtill. Schon werden matt die Sonnenzeichen,
Der Abend rüſtet neu zu froſt'gem Ritt.
Fern, fern ein Land, wo blaue Lüfte ſtreichen —
Das ſind die Tage, die am trägſten ſchleichen,
Mit lahmen Füßen, im Pantoffelſchritt.

Ein Roman aus der Weltgeschichte. Von Siegmund Feldmann.

„Prince Gamelle", wie der Pariſer Bänkelwitz, Philipp VIII., wie der Clan ſeiner Getreuen den heutigen Herzog von Orleans nennt, will durchaus den franzöſiſchen Thron beſteigen, den Thron ſeiner Väter natürlich, wie es in geſitteten Monarchien üblich iſt. Das iſt eine verzeihliche Schwäche. Er bekennt ſich gern dazu, erläßt fleißig huldvolle Kundgebungen an ſein Volk, das ihn angeblich zu ſeiner „Rettung" nicht entbehren kann, und verabſäumt keine Gelegenheit, der Republik in Erinnerung zu bringen, daß er noch vorhanden ſei. Er benutzt zu dieſer Auffriſchung des Gedächtniſſes ſeiner eingebildeten Untertanen die kollektiven Unzufriedenheiten, die es in jedem Staate gibt, die ſich zumal in großen Demokratien immer etwas ungeſtüm melden und von jeher allen politiſchen Spekulanten die Verſuchung nahelegten, im trüben zu fiſchen. Allein ſeit der General Boulanger ſein berühmtes ſchwarzes Roß nicht mehr tummelt, das vom orleaniſtiſchen Hafer ſo feiſt geworden war, daß es zum Schluß, als es darauf ankam, zu ſpringen, nicht mehr puſten konnte, bereitet der Prinz den Machthabern des Tages keine Angſt mehr. Höchſtens Scherereien und Ungelegenheiten, wie vor drei Jahren bei dem Winzeraufſtand im Süden, wie eben jetzt wieder bei den Winzerrummeln in der Champagne. In beiden Revolten hat man deutlich die Mitwirkung der Sachwalter des Königtums und ihr beharrliches Beſtreben erkannt, bei jeder Störung des nationalen Gleichgewichts eine kleine Verſchwörung anzuzetteln. Das gehört zum Handwerk. Und die letzte wird gewiß nicht die letzte ſein.

Freilich, es ſind nur noch ganz niedliche Verſchwörungen, Reiſe- und Taſchenverſchwörungen, Verſchwörungen für Minderbemittelte. Man tut was man kann und was die

Sache wert ist. Denn schließlich ist die Legitimität des orleanistischen Prätendenten, wenn man alten Urkunden Glauben schenken darf, auch nur eine Usurpation, deren sich übrigens schon sein Urgroßvater schuldig machte. Die Geschichte ist heute derart vergessen, daß selbst in der heftigsten Preßpolemik keine Anspielung daran auftaucht. Aber sie hat zu ihrer Zeit Frankreich durch Jahre mit ihrer „Spannung" erfüllt, sie hat alle europäischen Höfe beschäftigt und im Hause Orleans selbst so große Aufregung hervorgerufen, daß eine ganze Schar von Lohnschreibern, darunter Alexander Dumas Vater, aufgeboten wurde, um den „Roman der Abenteurerin" — wir werden gleich sehen, welcher Abenteurerin — durch offiziöse Darstellungen, also durch andere Romane zu bekämpfen. Und da das gegenwärtige Haupt der „regierenden" Familie sich in seinen Manifesten immer auf seine Abstammung beruft, so ist es am Ende gar nicht unzeitgemäß, den Aktenstaub von der Legende wegzublasen, die unter den vielen dunklen Geschichten des französischen Hofes vielleicht die dunkelste ist.

Die Orleans, das zieht niemand in Zweifel, stammen von Ludwig XIV. ab, wenn auch nur durch einen Irrtum im Schlafzimmer. Der Sonnenkönig, dem selbst seine Feinde nicht vorwerfen können, daß er es mit der ehelichen Treue sehr genau nahm, hatte von der Montespan drei Kinder: den Herzog du Maine, den Grafen von Toulouse und Mademoiselle de Blois, die den Regenten, den zweiten Prinzen der jüngeren Linie heiratete, deren Chef und nach der Versicherung seiner Schildknappen „die Hoffnung Frankreichs", heute eben der Prince Gamelle ist. So weit ist alles in Ordnung. Blut bleibt Blut, und Ludwig Philipp, als er selber noch simpler Herzog von Orleans und nicht einmal danebenstehender Thronanwärter war, hatte alle Ursache, seinen Sekretär, den Verfasser von „Monte Christo", der einmal bei einem Diktat unwillkürlich die Miene verzog, anzufahren:

„Herr Dumas, merken Sie sich ein für allemal: Selbst wenn man von Ludwig XIV. nur durch die Bastarde abstammt, ist die Ehre immer noch groß genug, daß man sich dessen rühmen darf."

Man sieht, der künftige Bürgerkönig legte ungeheuren Wert auf diese Ehre; er machte sich sogar seinen Kopf so zurecht, um sich durch physiognomische Ähnlichkeit auch äußerlich seinem großen Ahnherrn anzunähern, was ihm allerdings nicht sonderlich gelang. Aber war der Sonnenkönig wirklich sein Ahnherr? Hier ist eben der Punkt, wo die Genealogie der Orleans sich klemmt. Die Gegner Ludwig Philipps, sowohl die republikanischen wie die altroyalistischen, behaupten mit Beharrlichkeit, daß er gar kein Orleans, daß er ein untergeschobenes Kind sei, und ziemlich ernsthafte Historiker wie Michaud, Nettement, Lassalle, ja selbst Anhänger der jüngeren Linie, wie Alexander Dumas und der Vicomte Lafont d'Aussone, haben zu dieser Frage soviel Material beigebracht, daß selbst ein kritischer Geist sie immer noch als eine offene Frage anzusehen berechtigt ist.

⁂ ⁂ ⁂

Der Herzog von Chartres, der später als Philipp Egalité Ludwig XVI. aufs Schafott schickte, um bald darauf selbst unter dem Fallbeil zu enden, war zu seinem Kummer in vierjähriger Ehe von seiner Frau, einer Tochter des Herzogs von Penthièvre, nur mit einem totgeborenen Mädchen beschenkt worden. Als 1773 die Herzogin sich neuerdings Mutter fühlte, führte ihr Gatte sie schleunigst nach Italien, aber nicht etwa nach Rom oder an einen der kleinen Höfe, wo man die hohen Gäste ihrem Range gemäß empfangen hätte, sondern nach Modigliano im Kirchenstaat, einem in den Bergen verlorenen Neste, wo das Paar sich einige Monate unter dem Namen eines „Herrn und Frau de Joinville" unerkannt aufhielt. „Hier" — berichtet Michaud — „genas die Herzogin einer Tochter an demselben Tage (16. April), an dem die Frau des Gefängnisaufsehers Chiappini mit einem Knaben niederkam. Die Kinder wurden ausgetauscht." Der Chiappinische Knabe wurde nach Paris gebracht und daselbst am 6. Oktober getauft. Ob der Täufling und der kleine Chiappini wirklich identisch waren, bleibe vorläufig dahingestellt. Merkwürdig bleibt jedoch, daß die Taufe Ludwig Philipps tatsächlich zu allerlei Deutungen Anlaß gab, so geheimnisvoll

wurde dabei vorgegangen. Keine der bei derartigen Ereigniſſen vorgeſchriebenen Zeremonien wurde dabei beobachtet, und das Parlament, deſſen Anweſenheit das Geſetz erfordert hätte, wurde nicht verſtändigt. Der heilige Akt wurde nicht durch einen hohen Prälaten in der Kirche, ſondern durch den Hauskaplan in einem ganz gleichgültigen Salon vollzogen, und die beiden Zeugen waren zwei deutſche Edelleute: die Herren von Sohnberg und von Hunolſtein. Die Pariſer verwunderten ſich damals lebhaft, und Alexander Dumas, der aus den Familienpapieren ſchöpfte, findet die kaum befriedigende Erklärung hierfür: „Die väterliche Nachläſſigkeit hatte vergeſſen, dieſe Geburt mit den nötigen Förmlichkeiten zu umgeben.“

Noch weit auffallender als die heimliche Taufe des Knaben geſtaltete ſich das Schickſal des Mädchens, das eine Lebensbahn einſchlagen konnte, die ſonſt Töchtern von Kerkermeiſtern in italieniſchen Provinzflecken nicht am Wege zu liegen pflegt. Die Kleinbürger von Modigliano konnten ſich vor Verwunderung über das Glück des Mädels gar nicht faſſen, das im beſonderen Schutz der heiligen Jungfrau ſtehen mußte. Sogar eine Dame von auswärts hatte ſich bei ihnen niedergelaſſen, die der Kleinen Unterricht im Franzöſiſchen ſowie in anderen ungewöhnlichen Weisheiten erteilte und ſie mit Kleidern und Köſtlichkeiten ausſtattete, daß ſie immer einherging, wie eine Conteſſina. Und wie riſſen ſie erſt die Mäuler auf, als, im Winter 1789, Lord Newborough, einer der erſten Pairs von England, in dem dürftigen Neſte erſchien und um die Hand des noch nicht ſiebzehnjährigen Mädchens anhielt! Die Ehe war nicht ſehr glücklich, aber mit Kindern reich geſegnet. Nach dem Tode des Lords vermählte ſich Maria Stella Petronilla Chiappini-Newborough mit einem Baron von Ungern-Sternberg aus altem baltiſchem Geſchlecht, einem Kammerherrn des Zaren. Sie hatte auch in dieſem neuen Bunde wenig Freude. Der Baron brachte die Hälfte ihres Vermögens durch und mißhandelte ſie derart, daß ſie es als eine Erlöſung anſah, auch den zweiten Gatten begraben und in St. Petersburg als Witwe leben zu können, umgeben von der Ehrerbietung, die ſie ihrem Stande, ihrem

Charakter und dem außerordentlichen Wohlwollen des Kaisers zu danken hatte.

Maria Stella hatte bis zum Tode des alten Chiappini keine Ahnung von ihrer wirklichen Herkunft. Erst auf seinem Sterbebette schrieb er ihr einen Brief, der einen Zipfel von dem über ihrer Geburt lagernden Schleier lüftete. In dem Briefe heißt es u. a.: „An dem Tage, wo Sie als Tochter eines Mannes, den ich nicht nennen kann und der die Erde schon verlassen hat, zur Welt kamen, wurde mir ein Sohn beschert. Man bewog mich, ihn gegen Sie auszutauschen" usw. Der Alte beruft sich zu seiner Entschuldigung auf seine Armut; er erzählt, daß seine Frau den Verlust des eigenen Kindes nie verschmerzen konnte, und fügt zu seinem wie zu Maria Stellas Troste hinzu, daß ihr wirklicher Vater einen Rang besaß, der fast ihrem gegenwärtigen gleichkomme. Zum Verständnis dieses Briefes muß erwähnt werden, daß Chiappini den wahren Namen des Fremden nie erfahren hatte, daß er Herrn von Joinville für einen einfachen französischen Edelmann, für einen begüterten cavaliere und den Knaben, den er ihm hingegeben hatte, seit Jahren für tot hielt. Sonst hätten er und die Mutter in ihrer Reue wohl versucht, etwas von dem Jungen zu erfahren.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Maria Stella inmitten des Glanzes, der sie umfloß, nicht häufig mit bangem Erstaunen auf den märchenhaft seltsamen Aufstieg ihres Daseins zurückgeblickt hätte, der sie aus den Tiefen ihrer Herkunft weitab von ihrer Heimat und so hoch über ihre Vorbestimmung emporgeführt hatte. Allein sie besaß nicht einmal Vermutungen und erklärte sich ihr Schicksal wohl auch, wie die guten Leute von Modigliano, aus der besonderen Gnade der Santa Madonna. Der Brief des Vaters fuhr wie der erste Blitz in das Dunkel. Er mußte sie um so heftiger bewegen, als sie schon vorher oft über die Gleichgültigkeit ihrer vermeintlichen Eltern gegrübelt und sich gefragt hatte, warum der Vater, obschon in Kenntnis ihres glänzenden Loses, ihr niemals Geld abverlangt und auch nie den Wunsch geäußert hatte, sie wiederzusehen. Nun hatte sie die Lösung des Rätsels,

aber nicht die ganze Lösung. Noch kannte sie ihre wahren Eltern nicht, und dieses Geheimnis wollte sie um jeden Preis ergründen.

Sie reiste nach Modigliano, wo sich noch verschiedene Leute der vornehmen Forestieri, des Herrn von Joinville und seiner Frau erinnerten, und da sie erfuhr, daß Joinville ein Ort in Frankreich sei, eilte sie aufs Geratewohl dahin und konnte nach einigen Bemühungen die Identität ihres Vaters mit dem Herzog von Chartres feststellen und daraus die Vorgänge bei der Geburt Louis Philipps ableiten. Der Chiappinische Knabe war also nicht gestorben! Er weilte in Paris als Oberhaupt der königlichen Sekundogenitur, maßlos reich und höchstwahrscheinlich in Unkenntnis seines niedrigen Ursprungs. Mit diesen Ermittlungen ausgerüstet, ging sie nach Paris, um ihre Ansprüche geltend zu machen. Vorerst verhielt sie sich eine Zeitlang still. Sie wollte das Terrain sondieren und weitere Beweise sammeln. Aber bevor sie noch den ersten Schritt unternommen hatte, sprach man bereits in der vornehmen Gesellschaft von der russischen Baronin, die der Prinzessin Adelaide so auffallend ähnlich sehe. Man hielt dies für einen Zufall. Man ahnte noch nicht, daß die russische Baronin später das Moment der Ähnlichkeit nicht nur für sich, sondern auch gegen Louis Philipp heranziehen und aus Modigliano Zeugen herbeischleppen werde, die bekunden sollten, daß Prinz Louis Philipp dem alten Chiappini „aus dem Gesichte geschnitten“ sei. Bald aber tuschelte man sich die Erklärung dieses seltsamen Naturspiels in die Ohren, denn Lady Sternberg — sie hatte nach englischer Sitte ihren ersten Titel beibehalten — hatte verschiedene Persönlichkeiten ins Vertrauen gezogen, und der Kreis der Herzogin von Angoulème, sowie diese selber sich ihrer Sache mit einem Eifer angenommen, dessen nur der Weiberhaß fähig ist.

Das Interesse, das die Herzogin von Angoulème der Fremden und ihrer Angelegenheit bezeugte, wäre aufs erste Hinsehen allerdings geeignet, uns diese zu verdächtigen. Die Herzogin war den Orleans spinnefeind; sie bildete den Mittelpunkt der bourbonischen Fronde, die den jüngeren

Zweig als ganz voll anzuerkennen sich niemals entschließen konnte, und dieser Antagonismus, der bereits am Hofe Ludwigs XV. einsetzte, um bis zum Tode des letzten Grafen von Chambord zu währen, hatte just unter Ludwig XVIII. seinen Gipfel erreicht. Man spann in beiden Lagern Ränke, und es läßt sich denken, mit welcher Freude in den Salons der Fronde die Enthüllungen Maria Stellas begrüßt wurden. Aber darum darf man doch nicht gleich der Annahme Raum geben, daß sie eine geriebene Schwindlerin war, deren sich die Herzogin von Angoulème als Werkzeug bediente. Es ist möglich, daß sie ihr Waffen für den Angriff geliefert hat, sonst wäre es schwer erklärbar, daß Lady Sternberg sich so rasch dokumentieren und, selbst als sie bereits hervorgetreten war, unbehelligt bleiben konnte. Schließlich waren die Orleans sehr mächtige Herren, denen ein Polizeiminister kaum etwas abzuschlagen vermochte, es sei denn, daß er beim Könige selber einen Rückhalt gefunden hätte. Es liegt übrigens nicht der mindeste Anhalt vor für die Vermutung, daß der König damals schon in den Handel eingeweiht war. Wahrscheinlicher ist es, daß hier Einflüsse seiner nächsten Angehörigen mitgespielt haben, die ihre Hand über Maria Stella breiteten.

Wie dem auch gewesen sein mag, ihre Bemühungen hatten für den Anfang keinen andern Erfolg, als daß sie von allerlei Zwischenträgern, Vermittlern und Abenteurern hingehalten, ausgebeutet und begaunert wurde. Ihre Versuche, zu Ludwig Philipp vorzudringen, blieben fruchtlos. Da entschloß sie sich zu einem Aufruf in der Zeitung. Sie kündigte an, daß sie „den Erben des Herrn von Joinville“ Aufschlüsse von großer Wichtigkeit zu machen habe. Ludwig Philipp wurde unruhig. Er fürchtete den Skandal sowie die Einmischung des russischen und des englischen Botschafters, in deren Hause die Lady intim verkehrte. Trotzdem widerstrebte es ihm, sie selbst zu empfangen. Er schickte seinem Onkel zur linken Hand, den Abbé de Saint-Phar, einen Bastard der Orleans, als Unterhändler zu der gefährlichen Fremden. Die Unterhandlungen währten lange und endeten — mit dem Diebstahl der Papiere, die Frau von Sternberg gesammelt hatte. Eines

Tages, nachdem sie dem Abbé alle Dokumente gezeigt hatte, wurde bei ihr eingebrochen, und die Papiere waren verschwunden. Ihr Geld und ihren kostbaren Schmuck ließen die Einbrecher unberührt.

Maria Stella verzweifelte darum nicht. Aber da sie merkte, mit welchen Mitteln man gegen sie kämpfte, wollte sie nun der Welt das Schauspiel dieses Kampfes geben und ihre Anerkennung als königliche Prinzessin durch einen Rechtsspruch erzwingen. Sie ging zum zweiten Male nach Italien, aber dieses Mal, um beim geistlichen Gerichtshofe von Faënza die Berichtigung ihres Taufscheins und die Änderung in der Geburtsmatrikel zu erwirken. Ihre öffentliche Klage verursachte ungeheuren Lärm, der Prozeß war einer der sensationellsten Justizfälle des Jahrhunderts. Man war von vornherein überzeugt, daß die Klägerin abgewiesen werden würde. Ihre Geschichte war denn doch zu fabelhaft, und zudem konnte man kaum glauben, daß ein päpstliches Tribunal zugunsten einer Person entscheiden werde, die von der römischen Kirche abgefallen war, selbst wenn ihr Gegner nicht ein Mitglied jenes Fürstenhauses gewesen wäre, dessen Krone die „allerkatholischeste" hieß. Aber Maria Stella ließ sich nicht einschüchtern. Sie führte ihre Sache mit erstaunlicher Geschicklichkeit, sie hatte einflußreiche Freunde gewonnen und vermochte eine lange Reihe von Zeugen zu laden. Unter diesen Zeugen befanden sich Persönlichkeiten in hoher Stellung, die über die Rechte der Geburt durchaus nicht leichtfertig dachten, und sie alle — der Chevalier Faloppio, Adjutant des Erzherzogs von Este, der Chevalier Perelli, Gouverneur der Provinz, der ehemalige Staatsanwalt Luigi Cortilli, die Nobili Domenico della Valle, Giuseppe Tondini und Antonio Lodovicchetti — unterstützten durch ihre Aussagen das Begehren der russischen Lady. Den stärksten Eindruck jedoch erzeugten die Bekundungen der beiden Schwestern Baudini, früherer Kammerzofen der Gräfin Borghi, in deren Palazzo das französische Ehepaar gewohnt hatte. Sie berichteten ausführlich über den Hergang des Kindertausches, und Graf Borghi, der Neffe und Erbe der Gräfin, bestätigte ihre Erzählung in allen Einzelheiten. Diesen Beweismitteln konnte der

Gerichtshof ſein Ohr nicht verſchließen. Er erklärte den Anſpruch der Klägerin für begründet und ordnete die Berichtigung ihrer Geburtsmatrikel an. Demgemäß wurde ihr ein neuer Taufſchein ausgeſtellt, der folgendermaßen lautet:

„Maria-Stella-Petronilla, geſtern geborene Tochter des Grafen und der Gräfin von Joinville, aus Frankreich, zur Zeit wohnhaft im Gebiete von Modigliano, wurde am 17. April 1773 getauft von mir, Erzprieſter uſw.

In Gemäßheit des Urteils uſw. vom 24. Juni 1824.

Ange Morini,

Notar des biſchöflichen Tribunals von Faenza."

Da von keiner Seite beſtritten wurde, daß der Graf von Joinville und der Herzog von Chartres ein und dieſelbe Perſon waren, und da man ferner nie einen Bruder Ludwig Philipps gekannt hat, wäre ſomit ein vollgültiger Beweis nicht nur für die königliche Herkunft Maria Stellas, ſondern auch gegen die rechtmäßige Geburt des Bürgerkönigs erbracht geweſen, wenn die Entſcheidung eines ausländiſchen Tribunals als ſolcher betrachtet werden konnte. Juriſtiſch war er, da es ſich um eine dynaſtiſche Frage handelte, durchaus unverbindlich. In Paris beunruhigte man ſich daher nicht darüber, ſoviel auch für die Feſtſtellung des Tatſächlichen durch das Urteil gewonnen ſchien. Vielleicht wäre der Handel bedenklicher geworden, wenn Ludwig XVIII. länger regiert hätte. Aber juſt damals, im September 1824, folgte ihm Karl X. auf dem Thron, und er, wie ſeine Camarilla, der „Pavillon de Marſan", der ſolange vom Hofe ferngehalten war, ſtanden in den Anfängen noch wohlwollend zu den Orleans, die ſich ebenfalls nicht der Gnade des verſtorbenen Königs zu erfreuen gehabt hatten. Als Maria Stella triumphierend aus Italien zurückgekehrt war, erkannte ſie bald, daß ſie keine Hoffnung habe, die Rechtskraft des Urteils in Frankreich zu erwirken. Beſtenfalls hätte ſie ein Geſchäft machen können: Der Senator Duchin bot ihr unter der Bedingung, daß ſie das Land verlaſſe, zwei Millionen für den neuen Taufſchein und die anderen Papiere. Aber der Lady war es nicht um das Geld zu tun, trotzdem ihr Prozeß Un-

summen verschlungen hatte. Überdies besaß sie noch eine Jahresrente von 42000 Franken und ihren unbeugsamen Stolz, dem mit allen Schätzen der Welt nicht beizukommen war. Sie ließ eine Denkschrift verteilen, auf die die Polizei unausgesetzt Jagd machte und die heute vielleicht die größte bibliographische Seltenheit des Jahrhunderts ist; allein die Verfasserin über die Grenze zu schieben, wagte man doch nicht, weil sie einen ungemein starken Anhang in der Londoner Gesellschaft und am russischen Hofe besaß, vor allem aber wohl, weil man sich dadurch den Anschein des Unrechts gegeben und sie obendrein aus den Augen verloren hätte. Es ist auch nicht unmöglich, daß die Verwicklung den „Pavillon de Marsan" amüsierte, weil Ludwig Philipp ein sündhafter Liberaler war, den in Schach zu halten die Beichtvater-Politik Karls X. für ratsam befunden haben mochte.

Nach seiner Thronbesteigung hätte Ludwig Philipp allerdings rücksichtsloser vorgehen können. Allein da hatten die Gemüter sich bereits besänftigt, und eine Ausweisung oder Verhaftung der „Abenteurerin" würde den Skandal nur von neuem aufgerührt haben. Auch war Maria Stella nicht mehr gefährlich. Die Stürme, die sie zu bestehen hatte, die Aufregungen, durch die sie hindurchgegangen war, hatten ihren Geist nicht unberührt gelassen. Ihre Leidenschaft war noch immer die gleiche, aber ihr Verstand hatte gelitten. Sie sprach jetzt manchmal verworrenes Zeug und schmückte ihre Anschuldigungen mit den albernsten Phantastereien aus. Man verbreitete mit Geschäftigkeit, daß sie wahnsinnig sei, und damit hatte man sie gänzlich entwaffnet. Sie starb 1845 in Paris, am Tage nach der Eröffnung der Kammern durch eine Thronrede. Sie erwachte des Morgens und verlangte sofort die Zeitung:

„Ich will doch sehen, was dieser Räuber gestern gefaselt hat," sagte sie. Das waren ihre letzten Worte.

Man wird wohl niemals ergründen, was an dieser Klitterung Wahres ist. Das ist für die Weltgeschichte auch gleichgültig. Sie ahnt nichts von dem Kindertausch und beharrt dabei, daß Ludwig Philipp nicht am 16. April, sondern am 6. Oktober, und nicht in Modigliano, sondern

in Paris das Licht der Welt erblickte. Der Aufenthalt eines Joinvilleschen Ehepaares in dem italienischen Städtchen und die Heimlichkeit bei der Taufe des Sohnes des Herzogs von Chartres bleiben dennoch bestehen. Aber was folgt daraus? Ludwig Philipp hat regiert, trotzdem sein Vater, dessen eigener Versicherung zufolge, nicht von legitimer Geburt und ganz gewiß nicht der Urenkel des Regenten war. Was hätte es somit auf sich, wenn der Bürgerkönig selber von — daneben gekommen wäre? Allerdings wäre dann der Bürgerkönig nicht einmal ein Bastard und selbst nicht der Vorzüge des Halbblutes teilhaftig gewesen. Und an diesem Punkte setzt der stichhaltigste Zweifel an dem Roman der Sternberg ein: Was für Interesse hatte der Herzog von Chartres an der Unterschiebung des Kindes, da er 1773 doch unmöglich vorausſehen konnte, daß ein halbes Jahrhundert später eine Revolution das salische Gesetz umstoßen werde, um seinem Sohn zur Herrschaft zu verhelfen? Und selbst wenn er diese wunderbaren Fernsicht gehabt hätte, was veranlaßte ihn, schon mehrere Monate vor der erwarteten Niederkunft seiner Gemahlin die ganze Geschichte einzufädeln? Es war ja keineswegs ausgemacht, daß sie ihm diesmal wieder den männlichen Sprößling versagen werde. Und wenn dann Signora Chiappini ebenfalls ein Töchterchen statt eines Sohnes in die Welt gesetzt hätte?

Diese Einwände wurden natürlich schon damals erhoben. Sie sind schwer zu entkräften, selbst nicht durch das Argument, daß der Herzog von Chartres, der größte Verschwender seiner Zeit und mit einer Schuldenlast von ungefähr siebzig Millionen beladen, um jeden Preis einen Sohn haben mußte, um sich die ungeheuren Apanagen zu sichern, die der männlichen Deszendenz im Hause Orleans ausgeworfen waren. Wenn ein anderer Prinz der Seitenlinie ihm mit einem Stammhalter zuvorgekommen wäre, wäre er ruiniert gewesen. Davon kann man sich überzeugen lassen oder nicht. Und die merkwürdige Erziehung, die Maria Stella genoß? Und ihre Ähnlichkeit mit der Prinzessin Adelaide? Und die romantische Brautwerbung des Lord Newborough, die man selbst in einer Operette unwahrscheinlich fände?

Der Brief des Vaters? Das Verdikt von Faënza? Der Einbruchsdiebſtahl und ſpäter die zwei Millionen, um in den Beſitz der Papiere zu gelangen? ... Das ſind Rätſel, die man ſchon nicht zu löſen vermochte, als die ganze Welt ſich den Kopf darüber zerbrach. Wenn man ſich durchaus einen Vers daraus machen ſoll, ſo kann man, da die Anweſenheit des Grafen von Joinville und einer Dame, die daſelbſt eines Mädchens genas, in Modigliano nicht anfechtbar erſcheint, höchſtens die Hypotheſe wagen, daß die Dame eben nicht ſeine Gattin, ſondern eine andere Frau war, die für ihre Mutterſchaft den Ausſchluß der Öffentlichkeit ſuchte. Aber dann hätte dieſe Unbekannte nichts gewonnen, wenn ſie ſtatt des eigenen Kindes nur ein fremdes mitgenommen hätte. Sie hätte ...

Nein, nein, fragen wir nicht länger! Wie immer wir uns die Geſchichte zurechtlegen mögen, verwunderlich im höchſten Grade wäre ſie dann immer noch. Aber noch lange nicht ſo verwunderlich, als wenn es dem Prinzen Gamelle ſchließlich doch gelingen ſollte, den Thron ſeiner mehr oder minder echten Väter zu beſteigen, von denen er mehr oder minder abſtammt. Rauben wir ihm dieſen Troſt nicht.

Widmung.

Von

Adolf Holſt.

Der volle Klang, der ſtumm vergeſſen lag,
Mein Saitenſpiel, das einſt ich helle ſchlug
Durch manchen funkelfrohen Tag,
Manch wehe Nacht, an Härmen reich genug —
Du holſt es heimlich aus zerſtaubter Kammer nieder;
Und mit dem milden Reiz, der Frauenfüße eigen,
Trittſt du behutſam in mein Ruhn und Schweigen
Und neigſt dich lächelnd über mich: „Sing' wieder —!"

Die Schule der Snobs.

Wiener Sittenbild von Raoul Auernheimer.

Personen:

Mama Dietz.
Ulrich Dietz, Dr. chem., ihr Sohn.
Lolli, dessen Frau.
Graf Riedeck.
Baronin Vaugoin, seine Schwester.
Constantin, Diener.

Salon bei Dietz; modern, d. h. also: im Maria-Theresien-Stil eingerichtet. Wenig Möbel, in respektvoller Distanzen gerückt. Rechts, links, in der Mitte je eine hohe Flügeltüre; die rechts, ins Herrenzimmer, offen, durch eine Portiere halb gedeckt. Links vorn ein Arrangement von Sitzgelegenheiten um einen runden Tisch herum; an der Wand ein kleines Sofa, darüber, der ins Herrenzimmer führenden Türe gegenüber, ein venezianischer Barockspiegel. An der rechten Seitenwand eine geschweifte Kommode, darüber zwei Aquarelle, Porträts aus der Biedermeierzeit in ovalen Goldrahmen. Auf der Platte der Kommode eine Louis-Quinze-Uhr aus vergoldeter Bronze, Miniaturen und Bonbonnieren. Auf dem Tische ein paar kostbare Bücher in modernen auffallenden Einbänden. Am Kamin, gegen die Wand gerückt, ein Teetisch mit silbernem Samowar. An der rückwärtigen Wand zwei alte Fauteuils; dazwischen ein ovales Tischchen, worauf eine Schale mit Visitenkarten steht. Der Raum ist durch einen in der Mitte niederhängenden Kristallüster erleuchtet. Auf dem Tische links vorne ein silberner Armleuchter mit Kerzen. Es ist fünf Uhr nachmittags im Winter; der eintretende Diener dreht die Beleuchtung auf; später zündet er auch die Kerzen an.

Beim Aufgehen des Vorhangs steht Mama Dietz in

Bildnis.
Gemälde von Adolf Heller.

der Mitte des Raumes, ſcheint zu warten; alsbald tritt Conſtantin von rechts ein.

Mama Dietz

(hübſche, riegelſame Frau von fünfzig, graues Haar, junges, friſches Geſicht, elegant gekleidet: ruſſiſch grüne Schoßjacke mit Pelzbeſatz, Hut mit Rabenflügeln. Zu Conſtantin).

Die Schwiegertochter zieht ſich natürlich noch an?

Conſtantin

(mit der ruhigen Impertinenz älterer Bedienten).

Dauert nicht mehr lang.

Mama Dietz.

Und mein Sohn?

Conſtantin.

Der Herr Doktor kleidet ſich fürs Theater um.

Mama Dietz.

Um fünf Uhr?

Conſtantin.

Die Herrſchaften erwarten jemanden zum Tee. — Einen Grafen.

Mama Dietz.

Aha!

Conſtantin (nimmt das Teebrett).

Euer Gnaden befehlen?

Mama Dietz.

Nichts. Ich werde warten. (Conſtantin ab.)

Mama Dietz

(allein geblieben, legt den Muff auf den Tiſch bei der Eingangstüre. Blick auf die Viſitenkartenſchale; nimmt einige von den Karten heraus, lieſt die Namen).

„Conſtantin Freiherr von Ums“ . . . „Oberleutnant Edler von Trutzenau“ . . . „Madame la baronne de Schleſinger“ . . . „Philipp Graf von und zu Freudental“ . . . „Graf Riedeck“ . . . Lauter Ariſtokraten! Man merkt, daß man in einem bürgerlichen Haus iſt. (Lolli tritt ein.) Ah! Schon!

Lolli (smaragdgrünes, ausgeschnittenes Samtkleid mit Pelzbesatz, grüne Strümpfe, grüne Schuhe, um den Hals grünen Schmuck).

Nicht bös sein, Mama. Meine Jungfer war wieder einmal so ungeschickt.

Mama Dietz.

Dein Stubenmädel meinst du.

Lolli.

Ja. Die mir beim Anziehen hilft. (Mustert den Anzug ihrer Schwiegermama.) Nobel schauen wir aus. Wie eine Herzogin. — Wie g'fallt dir übrigens mein Kleid? (Sie auf die Feinheiten aufmerksam machend.) Schmuck, Schuhe, Strümpfe — alles grün.

Mama Dietz.

Interessant! Aber ein bissel auffallend fürs Theater.

Lolli.

Aber Mama! Das ist doch kein Theaterkleid. Ein einfaches Hauskleid. Ein Schlafrock!

Mama Dietz (das Lorgnon handhabend).

Das ist ein Schlafrock? — Man lernt nie aus. (Ulrich kommt von links.)

Ulrich

(28 Jahre, glattrasiert, mühsam elegant, später freier).

Küss' die Hand, Mama.

Lolli (schlägt die Hände zusammen).

Im Smoking!

Ulrich (unterbricht die Begrüßung seiner Mutter).

Hätt' ich vielleicht den Frack nehmen sollen?

Lolli (kann sich nicht beruhigen).

Um fünf Uhr im Smoking!

Ulrich (etwas ungeduldig).

Aber wenn wir doch nachher ins Theater gehen.

Lolli.

So mußt du dich nachher umziehen. — Du kannst doch nicht den Grafen im Smoking empfangen.

Ulrich.

Wie denn? Im Schlußrock?

Lolli.

Nein, im Jackett.

Ulrich.

Mit taubengrauer Weſte?

Lolli.

Nein. Mit den lila Tupfen.

Ulrich (will gehen).

Alſo gut —

Lolli (hält ihn zurück).

Und lila Krawatte! Du biſt imſtand und nimmſt die blaue —

Ulrich (aufgebracht).

Erlaube! Ich bin doch kein —

Mama Dietz.

Kinder, ich werd' euch was ſagen: Löſt dieſe Toilettefragen, bis ich fort bin ... Wir haben uns acht Tage nicht geſehen. Laßt euch anſchauen. (Muſtert ſie.) Na, gottlob!, die Erholung hat euch nicht geſchadet. Wie war's denn eigentlich am Semmering?

Lolli (erinnert ſich mühſam).

Am Semmering? Wir ſind ja ſchon ſeit geſtern abend zurück —

Mama Dietz.

Wart aber noch nicht bei uns drüben. Der Papa iſt ſehr ungehalten.

Lolli.

Wir hatten Gäſte zum Frühſtück.

Mama Dietz.

Was? Schon in der Frühe habt ihr Gäſte?

Lolli.

Aber nein! Frühſtück, das heißt doch natürlich Mittagmahl.

Ulrich.

Übrigens iſt der Papa ja immer erſt am Abend zu treffen.

Mama Dietz.

Auch bei Tag. — In der Fabrik. (Sieht Ulrich an.)

Ulrich.

Na ja — in Meidling. (Steht auf.)

Lolli (ihm nachmachend).

‚Na ja‘. Das haſt du jetzt genau wie der Graf geſagt. ‚Na ja‘. Du kopierſt ihn.

Ulrich (gekränkt).

Bitte. Ich habe immer ‚Na ja‘ geſagt.

Mama Dietz (launig).

Von Geburt an. — Übrigens welcher Graf iſt das?

Lolli.

Der Riedeck. Er kommt zum Tee.

Mama Dietz.

Ihr habt ihn wohl am Semmering aufgegabelt?

Lolli.

Ja. Es war dort ein ganzes ariſtokratiſches set beieinander. Aber unſer team war der feudalſte von allen. Denk' dir nur, Mama, ein Prinz hat den Bob geſteuert, ein Fürſt hat gebremſt. Und in der Mitt' iſt der Riedeck mit mir und der Franzi geſeſſen. — Die Franzi, die hat uns nämlich miteinander bekannt gemacht. Sie kennt die Herren von der Reitſchul'.

Mama Dietz.

Aha! (Sich ihrem Sohn zuwendend.) Na und du, du haſt nicht mitfahren dürfen auf dieſem ariſtokratiſchen Bob?

Ulrich (hochmütig).

Ich hab' es vorgezogen, mit der Baronin Vaugoin zu rodeln.

Mama Dietz.

Baronin Vaugoin? (Vage Handbewegung.)

Lolli.

Geborene Riedeck. Eine Schweſter des Grafen. Der alte Graf iſt Herrenhausmitglied, Exzellenz, Gouverneur — Du weißt?

Mama Dietz (nickt).

Und der Sohn?

Lolli.

O! Ein reizender Menſch.

Ulrich.

Ein Kavalier.

Lolli.

Samstag haben wir uns am Semmering Adieu gesagt, und gestern hat er bereits Karten bei uns abgeworfen.

Mama Dietz.

Das ist allerdings bemerkenswert.

Lolli (zu ihrem Mann).

Du mußt übrigens auch bei der Baronin Karten abwerfen, sie hat uns eingeladen. Und dann natürlich auch beim Grafen. Aber nur eine. (Zu Mama Dietz.) Unlängst hat er nämlich bei einem unverheirateten Herrn zwei Karten abgegeben. Solche Sachen macht dein Sohn.

Mama Dietz (heiter).

Unglaublich. Ist ein Doktor der Chemie und macht solche Sachen. (Sieht ihn an.)

Ulrich.

Ich werd' die Karten durch den Constantin abgeben lassen, während wir im Theater sind.

Lolli.

Ja, das kannst du tun. In solchen Dingen ist er sehr verläßlich, der Constantin.

Mama Dietz.

Der Constantin? Euer Diener heißt doch Franz, soviel ich weiß.

Ulrich.

Ja ... Damit hat es eine Bewandtnis. Wir haben ihn nämlich — (stockt)

Lolli.

Weißt, Mama, Franz klingt gar so gewöhnlich. Na und weil er sonst ein anständiger Mensch ist und wir ihn deshalb nicht entlassen wollten, so haben wir ihn halt Constantin genannt. Ich find', der Name paßt zur Einrichtung.

Mama Dietz.

Ja er paßt — zu allem. — Kinder, nehmt mir's nicht übel, aber ich hab' das Gefühl, daß ihr euch ein bißchen lächerlich macht.

Ulrich.

Lächerlich? Womit?

Mama Dietz.

Mit dieſem ariſtokratiſchen Verkehr, mit dieſen feudalen Allüren, die ihr euch in der letzten Zeit angeeignet habt. — Ihr ſeid Fabrikanten, keine Kavaliere.

Lolli.

Entſchuldige, Mama. Was Ulrich anbelangt, magſt du ja recht haben. Aber was mich angeht: Mein Großvater war Silberſchmied, mein Vater Juwelier. (Sie erhebt ſich gekränkt.)

Mama Dietz (leicht ironiſch, aber nicht unliebenswürdig).

Ich weiß. Und ich weiß auch, daß die Silberſchmiede turmhoch über den Beſitzern chemiſcher Fabriken ſtehen. Aber ſchließlich — zum Hofball werden auch die Silberſchmiede nicht eingeladen — ja, nicht einmal die Juweliere. — (Ernſter.) Ihr überhebt euch, vergeßt eure Abſtammung, euern Stand.

Lolli (zu ihrem Mann).

Die Mama tut grad ſo, als ob wir, weiß Gott was für Snobs wären.

Mama Dietz (lebhaft fortfahrend).

Seid ihr auch. Immer wenn man zu euch kommt und auf den Viſitenkartenteller ſchaut, liegt ein Graf oder Baron obenauf — notabene immer ein anderer. Immer müßt ihr irgendwo bei großen Herrſchaften Beſuch machen, ſeid zum Frühſtück, ſeid zur Jagd geladen, was weiß ich. Aber den Onkel Theobald zu beſuchen, dazu habt ihr keine Zeit, weil er nur ein alter, kranker Uhrmacher iſt.

Ulrich (heftig).

Ich beſuche auch junge und geſunde Uhrmacher nicht.

Lolli (geziert).

Wir verkehren in der Ariſtokratie, weil man uns in der Ariſtokratie gern hat.

Mama Dietz.

Aber bildet euch doch das nicht ein, daß man in der Ariſtokratie überhaupt von euch Kenntnis nimmt. Wer beſucht euch denn? Lauter Herren. Mein Gott, wo geht ein Mann nicht überall hin? Die Damen der Ariſtokratie entſcheiden.

Ulrich.

So. Und die Baronin Schleſinger, die erſt vorige Woche bei uns gefrühſtückt hat, iſt das vielleicht keine Dame der Ariſtokratie?

Mama Dietz.

Alſo gut — die Schleſinger.

Lolli.

Und die Baronin Vaugoin, die am Semmering jeden Abend an unſerm Tiſch geſeſſen iſt. (Mama Dietz lächelt.) Bitte, ſie hat ſich ſelber eingeladen.

Mama Dietz.

Hat die Baronin Vaugoin einen Mann?

Lolli.

Sie iſt geſchieden.

Mama Dietz.

Aha!

Ulrich.

Was willſt du damit ſagen, Mama?

Mama Dietz (ſieht ihn an).

Nichts, als daß — wenn Adelige und Bürgerliche ſich ſo raſch an einen Tiſch ſetzen — es meiſt ein Hakerl hat — entweder bei den Adeligen oder bei den Bürgerlichen. — Umſonſt iſt nun einmal nichts, und wenn man unter ſeinem Stand verkehrt, will man gewöhnlich auch etwas von den Leuten.

Lolli.

Was kann die Baronin von uns wollen?

Ulrich.

Was der Graf?

Mama Dietz.

Das weiß ich nicht, was man von einer hübſchen, jungen Frau wollen kann. — Ich hab' ja nicht Chemie ſtudiert. (Sucht ihren Muff.)

Lolli (am Fenſter).

Da kommt der Graf. (Sie läutet.) Bleib noch zwei Minuten, und ich ſtell' dir ihn vor.

Mama Dietz.

Ich bin gar nicht neugierig. Außerdem wartet der

Papa, er hat Beſuch. — (Ihren Muff nehmend.) Was geſchieht am Abend?

Ulrich.

Oper. Komm in die Loge, Mama.

Mama Dietz.

Ihr werdet wohl eine noblere Geſellſchaft finden.

Lolli (ſüß).

Aber Mama. Du weißt doch, wie gern wir uns mit dir in der Loge zeigen.

Mama Dietz (mit Humor).

Ja, wegen meiner Perlen. Aber juſt nehm' ich ſie heut nicht um, du Snobin. (Heiter ab.)

Ulrich (folgt ihr).

Alſo das mit den lila Tupfen. — Ich bin gleich wieder da. (Ab.)

Lolli (zum eintretenden Diener).

Zünden Sie die Kerzen an. Immer wenn wer kommt ... (Conſtantin tut ſo; Lolli zum Spiegel. Es läutet, ſie nimmt ein Buch und ſetzt ſich zum Tiſch, auf dem der Leuchter ſteht; Conſtantin iſt hinausgegangen.)

Der Graf

(tritt ein. Eleganter, junger Mann. Er iſt im Smoking).

Küſſ' die Hand, gnä' Frau. — Ah! Bei Kerzenbeleuchtung ... Das iſt ja wie in der Kirchen ...

Lolli.

Grüß' Sie Gott, lieber Graf. (Begrüßung.) Wie iſt's ihnen ſeit Samstag ergangen?

Der Graf.

Na — eher ſchlecht. Mit der Jagd war nicht viel los — alles eing'ſchneit — dazu das Familienleben auf dem Schloß. — Alſo: Am Semmering war's wohl bedeutend ſchöner.

Lolli.

Solang Sie droben waren. Denn ſeit Sie weg ſind, iſt's wohl ſehr gemiſcht geworden.

Der Graf.

Ah! Wirklich?

Lolli.

Ja. Samstag abend ist ein ganzer Trupp Touristen gekommen, darunter auch die gewissen Bekannten (abschätzig): ein Universitätsprofessor, ein Landgerichtsrat —

Der Graf.

Na ja — Sonntagspublikum.

Lolli.

Und mit dem Professor haben wir sogar freundlich sein müssen, weil er nämlich eine Schwester von mir am Blinddarm operiert hat. — Er ist an unserm Tisch gesessen. (Empört.) Denken Sie sich, der Mensch ißt mit dem Messer.

Der Graf.

Wahrscheinlich weil er ein Chirurg ist.

Lolli.

Zum Dessert hat er uns einen Wiener Schriftsteller vorgestellt.

Der Graf.

Am End' den mit den Reitgamaschen? Na, da haben S' freilich Pech gehabt. Übrigens, er soll ja sehr berühmt sein. Wie heißt er denn?

Lolli.

Baum.

Der Graf.

Richtig! Das bewunder' ich so an Ihnen, daß Sie sich immer alle Namen merken —

Lolli.

Na, bei einem berühmten Schriftsteller —

Der Graf.

Ich merk' mir nie einen Namen. Und dabei hab' ich nicht eigentlich ein schlechtes Gedächtnis. Beim Bridge z. B. weiß ich jede Farb', die draußen ist, ganz genau ... Aber grad Namen — und überhaupt von Männern ... Wie geht's denn dem Herrn Gemahl?

Lolli.

Also das haben Sie sich doch gemerkt, daß ich einen Mann hab' ... Er wird gleich erscheinen.

Der Graf (unangenehm überrascht).

Ah! Er ist zu Haus? ... Ich hab' geglaubt, auf der Jagd.

Lolli.

Die Gesellschaft hat ihm nicht recht gepaßt. Ein Zahnarzt war darunter... Und dann hat er auch in Wien zu tun.

Der Graf.

Ah so! — Ja, der Herr Gemahl ist wohl zu beneiden.

Lolli (ohne falsche Bescheidenheit).

Finden Sie?

Der Graf (naiv).

Weil er ein G'schäft hat, mein' ich.

Lolli (etwas enttäuscht).

Ach so. Na eigentlich hat er's ja nicht. Der Papa hat's. Mein Mann partizipiert bloß.

Der Graf.

Der Glückliche.

Lolli.

Übrigens ist es wohl auch mehr eine wissenschaftliche Unternehmung —

Der Graf (ohne Ironie).

— Kunstdünger, ich weiß. Der Onkel Theobald bezieht alles, was er fürs Gut braucht, von dort, und auch wir haben die Absicht —

Lolli (ablenkend).

Sie haben auch einen Onkel, der Theobald heißt?

Der Graf.

Ja. Den Feldmarschalleutnant. — Sie auch, gnä' Frau?

Lolli (nickt).

Feldmarschalleutnant ist er zwar nicht. — Aber Theobald heißt er.

Der Graf (liebenswürdig).

Auch ein G'schäftsmann, wie der Herr Papa? Ich beneid' alle Leut', die was ein G'schäft haben. Am liebsten hätt' ich auch eins.

Lolli.

In Ihren Kreisen ist das wohl nicht Sitte.

Der Graf.

Sagen S' das nicht. Überhaupt heutzutag! Wir haben im Klub einen Fürsten, den nennen wir alle den

„Lohnfuhrwerker". Weil er nämlich Verwaltungsrat in einer Autotaxigesellschaft ist. (Naiv.) Aber er befindet sich ganz wohl dabei.

Lolli.

Das ist der Gino Castelbianco.

Der Graf.

Ich sag's ja, Sie kennen alle Namen. — Also manchmal hab' ich direkt Lust, sein Beispiel nachzuahmen und auch —

Lolli.

— ein Lohnfuhrwerker zu werden?

Der Graf.

Überhaupt: Verwaltungsrat. Da hat man doch wenigstens was zu tun, gewissermaßen eine Beschäftigung.

Lolli.

Als Verwaltungsrat?

Der Graf.

Ich stell' mir's so vor: Man geht täglich in sein Bureau, sitzt ein paar Stunden —

Lolli (lacht).

Aber Herr Graf! Höchstens einmal im Monat einen halben Nachmittag.

Der Graf.

Na, das macht auch nichts. Wenn nur die Bezahlung nicht darunter leidet. Ich bin nämlich eher ökonomisch veranlagt.

Lolli.

Ach so! (Steht auf und geht zum Teetisch.) Sie trinken doch eine Tasse Tee, Graf?

Der Graf.

Küss' die Hand. (Steht gleichfalls auf.) Aber hübsch haben Sie's da! Wirklich reizend! Erlauben schon, daß ich mich ein bissel umschau'.

Lolli (vom Teetisch aus).

Bitte. Der Salon ist Maria Theresia, das Herrenzimmer Queen Anne.

Der Graf.

Grad wie bei uns auf Schloß Grabenweg. (Geht herum.) Nur daß unsere Möbel nicht so schön glänzen.

Lolli.

Die ſind von Bernheimer in München.

Der Graf (ohne Ironie).

Na ja — und die unſrigen ſind halt wirklich alt ... (Vor der Kommode ſtehen bleibend.) Oh! Die hübſchen Aquarelle aus der Zeit. Sind wohl die Herren Großeltern?

Lolli.

Nein. Sie ſchauen nur ſo aus. Ich hab' ſie bei einem Antiquitätenhändler in der Weihburggaſſe gekauft.

Der Graf.

Ah! Das find' ich aber herzig, daß man ſich die Großeltern in der Weihburggaſſe kauft.

Lolli.

Wir haben natürlich auch richtige Großeltern. Es ſind ſogar ganz ähnliche Bilder. Aber die will mein Mann im Salon nicht haben. Er iſt in ſolchen Dingen ein bißchen Snob — mein Mann.

Der Graf.

Merkwürdig — das ſind ſo viele Leut' heutzutag!

Lolli.

Mehr als man denkt! (Gießt Waſſer in die Kanne.)

Der Graf (weitergehend).

Was iſt denn das für ein Spiegel?

Lolli.

Aus dem Nachlaß der Fürſtin Montebello. Ich hab' ihn in Venedig gekauft ... Goldonizeit! ...

Der Graf.

Die Montebello! Ich hab' ihre Enkelin gekannt. Das iſt doch die, was den Toni Mariſch geheiratet hat?

Lolli.

Nein, den Hans. Der Toni hat eine della Spina zur Frau. (Gießt den Tee ein.)

Der Graf.

Richtig! Sie wiſſen aber auch alles, was in der Ariſtokratie vorgeht.

Lolli (ſchlicht).

Wir ſind auf's Salonblatt abonniert. (Ihm die Taſſe reichend.) Herr Graf!

Der Graf (die Taſſe übernehmend).

Ah! Alt-Wien.

Lolli (eine zweite Taſſe für ſich eingießend).

Unſer ganzes Service. Sogar die Salzfäſſer. Voriges Jahr hat die Köchin eins zerbrochen, da bin ich drei Wochen lang herumgelaufen, bis ich ein ähnliches gefunden hab'. Ein anderes hat mir nicht auf den Tiſch dürfen. Mein Mann war wütend. (Trinkt Tee.)

Der Graf.

Na ja. Weil er mittlerweile kein Salz gekriegt hat. Da verblödet man nämlich. (Stellt ſeine Taſſe nieder, dabei bemerkt er das Buch.) Ah! Das Buch, in dem Gnädige zuvor geleſen haben.

Lolli.

Es iſt auf der Privatpreſſe des Großherzogs von Heſſen gedruckt. Numeriertes Exemplar. — Wir haben den Großherzog voriges Jahr in Baden-Baden geſehen, ſeither kaufen wir ſeine Bücher. (Trinkt.)

Der Graf (blätternd).

Muß intereſſant ſein.

Lolli.

Sehen Sie nur: Alles mit kleinen Anfangsbuchſtaben und ohne Beiſtrich. Es ſind nämlich Gedichte.

Der Graf (erſtaunt).

Meiner Seel'. — Haben S' viel ſolche Bücher?

Lolli.

Ein paar Dutzend.

Der Graf.

Und alle ohne Beiſtrich?

Lolli (ſeriös).

Nein — auch Proſa. — Ich ſammle übrigens auch Almanache.

Der Graf.

De Gotha?

Lolli (ſchüttelt.)

Alt-Wiener. Daneben im Herrenzimmer hab' ich eine ganze Kollektion: Von 1780 bis 1830 fortlaufend; bloß 1809 fehlt mir noch. Wenn ich dran denk', kann ich bei Nacht nicht ſchlafen. (Sie ißt ein Biskuit.)

Der Graf.

Mir kommt vor, in unserer Bibliothek auf Schloß Grabenweg hab' ich so alte Almanache gesehen. Es steht drin, wann die Post täglich von Preßburg kommt, und wann's nach Brünn geht —

Lolli (entzückt).

Ja, ja ...

Der Graf.

Vielleicht ist einer vom Neunerjahr darunter. Ich werd' nachschauen lassen.

Lolli (übertrieben).

Gott, Graf, wenn Sie mir den fehlenden Almanach verschaffen könnten! —

Der Graf.

Aber bitte, Gnädige, mit Vergnügen. Bei uns schaut's ja so kein Mensch an. Und übrigens, wenn auch. Ich bewundere Gnädige ja so sehr. — Das ist wohl sehr keck von mir, daß ich das so frei herausjag'?

Lolli.

Durchaus nicht, lieber Graf. Ich freu' mich darüber.

Der Graf.

Ja, wirklich? — (Setzt fort.) Vom ersten Augenblick an hab' ich Gnädigste bewundert. Wie da so auf dem Bob gesessen sind, in dem aparten lila Sweater und mit den hohen Schnürstieferln — also verzeihen schon, daß ich detailliere — und über die dummen Witz' vom Baron gelacht haben. Ja, da hab' ich mir gleich gedacht: Die kleine Frau ... Also direkt verschossen bin ich in Sie, gnä' Frau. Wirklich, Sie g'fallen mir riesig. Und ich wär' wahnsinnig glücklich, wenn — (Dr. Dietz von links.) Ah! Der Herr Gemahl! Jetzt werd' ich meinen Tee trinken.

Ulrich (nunmehr im Jackett; lebhaft auf den Grafen zu).

Guten Abend, liebster Graf. Ich freu' mich ungemein — wirklich äußerst liebenswürdig —

Der Graf.

Aber bitte, bitte —

Ulrich (wütend zu seiner Frau).

Der Graf ist ja im Smoking! (Laut und liebens-

würdig.) Ich muß um Entſchuldigung bitten, daß ich im Jackett bin. Ich komme von einer Beſprechung. —

Der Graf.

Und ich fahr' zu einer Bridgepartie. Ich muß um Entſchuldigung bitten.

Ulrich.

Nein, ich! Der Smoking —

Der Graf.

Das Jackett —

Ulrich.

Ich weiß ganz gut, daß es unpaſſend iſt, aber meine Frau —

Lolli (ungeduldig).

So ſprich doch nicht fortwährend von Kleidern. Ob Smoking, ob Jackett, was liegt daran? Wir ſind doch keine ſolchen Snobs.

Ulrich.

Meine Frau hat recht. Laſſen wir dieſe Bagatellen. — (Setzt ſich.) Ich habe mich ſehr gewundert, Herrn Grafen heute früh nicht in der Schwarzenberg-Reitſchule zu ſehen.

Der Graf.

Ich bin ein biſſerl ſpät aus'm Klub nach Haus gekommen.

Ulrich.

In ſo einem Fall reit' ich erſt recht. Mir iſt es direkt ein Bedürfnis, in der Früh zu reiten. Schon der Geruch, die Geſellſchaft ... und überhaupt: Wenn ich nicht jeden Tag ritte, ich könnte nicht leben.

Der Graf.

Seit wann reiten S' denn ſchon?

Ulrich.

Seit zwei Jahren.

Lolli.

So lang als wir verheiratet ſind.

Der Graf.

Na ja — im Anfang ... Später nimmt man's nicht mehr ſo genau.

Lolli.

Mein Mann nimmt alles genau.

Ulrich.

Ja. Ich bin peinlich pünktlich. Zum Beiſpiel um

wieviel Uhr erheben Sie sich, Graf? Ich meine, Herr Graf, wann stehen Sie auf?

Der Graf.

Das wechselt.

Ulrich (wichtig).

Ich täglich Schlag acht Uhr. Ob schön, ob Regen.

Der Graf.

Na ja, Sie müssen wohl, wegen 'm G'schäft. Sie Glücklicher haben ja was zu tun.

Ulrich (geniert).

Deswegen?! Da könnt' ich auch um neun aufstehen, oder um zehn —

Lolli.

Oder gar nicht.

Ulrich (lacht chevaleresk).

Wahrhaftig. — Aber, was ich fragen wollte: Ist es wahr, Graf, daß der Wolli Obenaus vorgestern im Klub 300 000 Kronen im bac verloren hat? Ich weiß es aus bester Quelle: Von seinem Pedicure. — Ich hab' nämlich denselben.

Der Graf (lächelnd).

Ich nicht. — Aber ich werd' den Wolli heute abend fragen, wenn ich ihn bei der Baronin Friedland seh'.

Lolli.

Grüßen Sie den Baron, Graf. — Wir sind uns einmal bei der Franzi begegnet.

Der Graf.

Das ist die vom Semmering? Die Franzi Türk?

Lolli (nickt).

Ein lieber Kerl, was?

Der Graf.

Ich weiß nicht. Ich find' sie eher zudringlich.

Lolli.

Zudringlich!

Ulrich.

Der Graf hat recht. Sie will durchaus in der Aristokratie verkehren, das paßt sich nicht für die Frau eines Weinhändlers ... Immer wenn sie im Theater sind, sitzt so ein junger Herr vom Adel bei ihnen in der Loge.

Freundinnen.
Gemälde von F. M. Bredt.

Der Graf.

Werden ſchon wiſſen, warum ſ' hineingehen. Meinen S' nicht, Herr Doktor?

Ulrich.

Und wenn ſie im Grand Hotel ſoupieren, iſt immer ein Graf oder Baron an ihrem Tiſch.

Der Graf.

Das kennt man.

Lolli (etwas malitiös).

Ich glaub' ſogar, Herr Graf, ich hab' Sie auch einmal am Tiſch der Franzi geſehen.

Der Graf.

Schon möglich. Sie laden einen ja fortwährend ein.

Ulrich.

Apropos, lieber Graf! Da fällt mir ein: wir haben heute abend eine Loge in der Oper. Möchten Sie nicht unſer Gaſt ſein? Es wäre uns eine außerordentliche Ehre.

Der Graf.

Zu gütig — aber —

Lolli.

Ohne viel Umſtände, Graf: Sie kommen mit uns in die Oper.

Der Graf.

Mit tauſend Freuden, Gnädigſte. Wenn ich nur wüßt', wie ich das mit meiner Bridgepartie ... Was gibt man denn?

Lolli.

Ich weiß nicht ... Die Kurz ſingt.

Ulrich.

Und nachher ſoupieren wir im Grand Hotel.

Lolli.

Oder im Briſtol.

Ulrich.

Ja, das wär' reizend, wenn nur —

Conſtantin (meldet).

Frau Baronin Vaugoin.

Der Graf (überraſcht).

Was? Die Steffi? (Unüberlegt.) Was will denn die da?

Lolli (pikiert).

Mich beſuchen — jedenfalls.

Der Graf (verlegen).

Na ja — natürlich.

Ulrich (geht der eintretenden Baronin entgegen).

Küſſ' die Hände, gnädigſte Frau Baronin. Welche Ehre ...

Baronin (auffallende, etwas provokante Erſcheinung; tritt impetuos ein; an Ulrich vorbei).

Liebſte Frau von Dietz, das iſt wohl eine Keckheit von mir, daß ich Sie ſo überfall' ...

Lolli.

Aber im Gegenteil, liebſte Frau Baronin.

Ulrich.

Wir ſind entzückt — (küßt ihr die Hand).

Baronin.

Ich will Ihnen ganz offen ſagen, ich hätt' Sie zuerſt zu mir gebeten. Aber ich verreiſe übermorgen, und da hab' ich mir doch noch vorher die junge Menage anſchauen wollen ... (Sieht Ulrich heiter an; dann, ihren Bruder begrüßend.) Grüß' dich, Niki. Ich fahr' mit dir zur Zdenka.

(Man ſetzt ſich.)

Lolli.

Frau Baronin verreiſen?

Ulrich.

Wohin begeben ſich Frau Baronin?

Baronin.

Aufs Schloß, zum Onkel —

Lolli (vorlaut).

Theobald!

Baronin (lächelnd).

Nein, zu einem andern. Beim Theobald iſt's mir zu fad! Ich geh' nur auf luſtige Schlöſſer.

Lolli.

Ich hab' mir ſagen laſſen, es geht auf vielen ſehr luſtig zu.

Der Graf.

Wo die Stefft iſt — immer.

Baronin.

Ja. Ich misch' auf. Ich bin dafür, das Leben zu genießen. Ich sag's ganz offen. — Werden S' im Fasching viel tanzen, Frau von Dietz?

Lolli.

Mein Mann ist nicht sehr für Bälle.

Baronin.

Gehen S' weiter — so ein fescher Mann!

Ulrich (verneigt sich; etwas ironisch).

Sehr schmeichelhaft!

Baronin.

Übrigens — daß ich nicht vergess': (entnimmt ihrem Täschchen zwei Karten) Die Karten für die Mondscheinredoute. Sie wissen, ich bin im Komitee ...

Lolli.

Sehr liebenswürdig.

Baronin.

Der Franzi Türk schick' ich auch welche. Oder soll ich sie besuchen? (Zu Lolli.) Was meinen S', steht's dafür? Ich strapazier' mich nicht gern umsonst, ich sag's ganz offen. —

Ulrich (zieht die Brieftasche).

Frau Baronin erlauben —

Baronin.

Aber bitte, das pressiert ja nicht. (Auf einen Wink Lollis ist Ulrich aufgestanden, tritt zu ihr. Unterdessen die Baronin zum Grafen.) Du — unten am Eck steht das Kupee vom Papa. Was macht er denn da, der alte Herr?

Lolli (zu ihrem Mann).

Du mußt ihr mindestens zweihundert Kronen geben. Eine persönliche Einladung —

Ulrich.

Ich werd' ihr fünfhundert geben. (Entnimmt das Geld seiner Brieftasche.) Frau Baronin, ein kleines Scherflein —

Baronin (gleichgültig).

Küss' die Hand. (Steckt das Geld ein.)

Der Graf.

Denk' dir, Stefft, die Herrschaften waren so gütig,

mich für heut abend in ihre Log' einzuladen. — Wenn ich nur wüßt', wie ich das mach', mit dem Bridge bei der Baronin Friedland.

Baronin.

Aufsitzen kannst die Zdenka nicht lassen.

Der Graf.

Ich werd' dem Spirinski telephonieren, ob er nicht vielleicht anstatt meiner —

Baronin.

Das kannst probieren.

Lolli.

Da nebenan, lieber Graf, ist das Telephon. (Graf ab.) Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten, Baronin?

Baronin.

Ich sag's ganz offen — eine Zigarette wär' mir lieber.

Ulrich (seine Tabatiere öffnend).

Frau Baronin —

Der Graf (an der Schwelle des Herrenzimmers).

Verzeihung, Gnädigste, aber das Telephon —

Lolli.

Die Nebenstation wird nicht eingeschaltet sein. Einen Augenblick, Baronin.

Baronin.

Bitt' schön, ich plausch' indes mit Ihrem Mann.

(Lolli ab ins Herrenzimmer.)

Ulrich (zündet der Baronin die Zigarette an; sie sehen sich dabei in die Augen.)

Baronin

(links vorne, dem Spiegel gegenüber Platz nehmend).

Glaubst, hat deine Frau eine Ahnung?

Ulrich (macht eine fröhlich-unbesorgte Handbewegung).

Baronin (rauchend).

Jedenfalls ist's gut, daß ihr mein Bruder den Hof macht.

Ulrich (ernster).

Was? Der Graf?

Baronin (vergnügt).

Aber natürlich. (Lacht.) Um das nicht zu bemerken,

muß man wohl der eigene Mann sein. — Du hast wahrscheinlich geglaubt, er besucht dich!

Ulrich (mit erzwungener Heiterkeit).

So wie meine Frau glaubt, du kommst zu ihr.

Baronin.

Statt dessen komm' ich —

Ulrich.

— uns zur Mondscheinredoute einzuladen, ich weiß.

Baronin.

Ah! Das war ja nur der Vorwand.

Ulrich.

Nur der Vorwand! (Greift unwillkürlich nach der Brieftasche).

Baronin.

In Wirklichkeit komm' ich, um dir zu sagen, daß es morgen nachmittag nicht geht —

Ulrich (etwas gezwungen bedauernd).

Oh!

Baronin.

Ich muß in einen neuen Sittlichkeitsverein, der mich zur Ehrenpräsidentin wählen will... Aber vielleicht übermorgen um dieselbe Zeit. Ich schreib' dir.

Ulrich.

Ja. In Klub.

Baronin.

Nein, nicht in Klub. Da kennen's meine Schrift.

Ulrich.

Viele?

Baronin (mit Humor).

Einige. Ich sag's ganz offen. — Aber, wie wär' denn das: ich muß dir ja ohnehin noch die Quittung über das Geld schicken... Also, wenn ich dir morgen die Quittung schick', dann geht's übermorgen nicht —

Ulrich.

Und wenn du sie mir nicht schickst?

Baronin.

Dann geht's.

Ulrich.

Großartig! — Man merkt, du haſt in deinem Leben ſchon viele Redoutenkarten verkauft.

Baronin (launig).

Ich bin ja auch ſchon lang' genug im Komitee ...

Ulrich (rückt näher).

Das gefällt mir eben an dir: Daß du eine große Dame und dabei ſo degagiert biſt. Die bürgerlichen Frauen, weißt du, dieſe Gänſe ... (hat ihre Hand ergriffen und will ſie küſſen.)

Baronin (die Hand zurückziehend).

Obacht! Der Spiegel!

Ulrich.

Was? (Folgt ihrem Blick.) Ah ſo! (Fährt auf.) Oh!

Baronin.

Was iſt denn los?

Ulrich.

Der Graf — meine Frau — (deutet in den Spiegel.)

Baronin.

(mit Zuhilfenahme des Lorgnons in den Spiegel blickend).

Mitten im Flirt — — das iſt nicht ſchlecht.

Ulrich.

Jetzt küßt er ihr gar die Hand —

Baronin (munter).

Den Arm —

Ulrich.

Den — (Pauſe. Dann ſtarkes Glockenſignal.) Ah! Das war ſein Glück, daß ſie jetzt abgeläutet hat.

Baronin.

Imponiert mir von der kleinen Frau — ich ſag's ganz offen. (Läßt das Lorgnon ſinken.)

Ulrich (aufbrauſend).

Bitte von der kleinen Frau nicht in dieſem Ton zu reden — wenn ſie auch nur eine Bürgerliche iſt!

Baronin.

Oho! Mir ſcheint, du nimmſt — Sie nehmen die Geſchichte ernſt, Herr Doktor.

Ulrich.

Ernſter jedenfalls, als Sie derartige Geſchichten zu nehmen ſcheinen, Frau Baronin. (Steht auf.)

Baronin (kopfſchüttelnd).

Daß ihr Männer immer gleich allen Humor verliert, wenn ſich's ausnahmsweiſ' einmal um die eigene Frau handelt. (Sie ſteht gleichfalls auf.)

Ulrich (dem eintretenden Grafen entgegen).

Herr Graf —

Der Graf.

Die Verbindung war leider nicht herzuſtellen, und da werd' ich wohl auf das Glück verzichten müſſen —

Lolli (reſerviert).

Unter dieſen Umſtänden red' ich Ihnen auch nicht länger zu.

Der Graf.

Gnädige Frau —

Baronin (ſich verabſchiedend).

Liebſte Frau von Dietz —

Lolli (dankbar).

Lieb, daß Sie gekommen ſind, Frau Baronin.

Baronin (gütig).

Auf Wiederſehen, kleine Frau. Wiſſen S' was, frühſtücken S' morgen mit Ihrem Mann bei mir. Ganz en petit comité, mit'm Niki.

Der Graf.

Ja, das wär' reizend.

Lolli (ſieht ihren Mann an).

Wenn der Ulrich einverſtanden iſt —

Baronin (reſolut).

Aber natürlich iſt er einverſtanden. (Da Ulrich augenſcheinlich widerſprechen will.) Wer wird denn ſo ein Philiſter ſein!

Der Graf (zu Ulrich).

Frau Gemahlin hat mir auch verſprochen, demnächſt einen kleinen séjour auf Schloß Grabenweg zu nehmen.

Ulrich.

Oh! — Darf ich da auch mitkommen?

Der Graf.

Aber natürlich! Herr Doktor ſind uns hochwillkommen. Vielleicht nächſte Woche... Nur ſchad', daß da die Stefft...

Ulrich (ablehnend).

Nächſte Woche ſind wir zur Jagd nach Ungarn geladen.

Der Graf.

Ah? Hirſchen.

Ulrich.

Nein. Wir gehen einen Eber an.

Der Graf.

Das iſt ganz luſtig — wenn er einen nicht erwiſcht.

Ulrich.

Jawohl. Wenn er einen nicht erwiſcht. (Sieht ihn grimmig an; Mama Dietz tritt ein.) Pardon! (Geht ſeiner Mutter entgegen.)

Der Graf (zur Baronin).

Was hat er denn?

Baronin (leiſe).

Er iſt eiferſüchtig.

Der Graf.

Ah ſo! — Na glücklicherweiſe bin ich bei der Anti-duell-Liga ...

Mama Dietz (in Soireetoilette, mit ſehr ſchönem Schmuck).

Wünſch' guten Abend.

Lolli.

Erlaube, Mama. (Stellt vor.) Mama Dietz, Baronin Vaugoin, Graf Riedeck... Leider ſind die Herrſchaften ſchon im Weggehen.

Baronin.

Wir müſſen zu einer Bridgepartie — ich ſag's ganz offen.

Mama Dietz (hinreißend).

Bitte ſich nur nicht aufhalten zu laſſen, Frau Baronin.

Baronin.

Auf Wiederſehen, Frau von Dietz.

Mama Dietz.

„Dietz" wenn ich bitten darf. Ohne „von".

Baronin.

Bitt' um Entſchuldigung. Ich bin's ſo gewöhnt, die

Bildnis von Marie-Anne, Gemahlin Kaiſer Ferdinands III. Gemälde von Velasquez im Kaiſer Friedrich-Muſeum.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Zum Aufſatz: „Reifrock und Krinoline."

Leut' mit „von" anzusprechen. Es ist ein wienerischer Unfug ... Ich sag's ganz offen. (Empfiehlt sich.)

Der Graf (küßt Lolli die Hand).

... Und wegen dem Almanach schreib' ich noch heut an den Kastellan ... Aber bitte, ich bewundere Gnädigste ja so sehr ... Auf Wiederschauen, Herr Doktor.

Ulrich (förmlich).

Ich begleite Sie hinaus.

(Graf, Baronin, Ulrich ab.)

Mama Dietz (mit dem Lorgnon ihnen nachschauend).

Also das sind die noblen Bekanntschaften. Na — gar soviel braucht ihr euch auf die Zwei nicht einzubilden.

Lolli.

Wir bilden uns überhaupt nichts ein. Immerhin siehst du, daß mich auch Damen der Aristokratie besuchen.

Mama Dietz.

Aber was für Damen.

Lolli.

Erlaube, die Baronin —

Mama Dietz.

— ist eine höchst unregelmäßige Baronin.

Lolli.

Eine unregelmäßige?

Mama Dietz.

Es gibt unregelmäßige Baroninnen, wie's unregelmäßige Zeitwörter gibt. Weißt, die mit dem gewissen passé ...

Lolli.

Die Baronin hat eine Vergangenheit?

Mama Dietz.

O je! ... Aber was noch schlimmer ist, sie hat auch eine Gegenwart. Und was das Traurigste ist, weißt du, wer diese Gegenwart ist? Dein Mann.

Lolli (erschrocken).

Der Ulrich?

Mama Dietz.

Ich weiß es von der Frau von Kölbel, der Zimmernachbarin der Baronin am Semmering ...

Lolli.

Nicht möglich!

Mama Dietz.

Bei Männern ist alles möglich. Übrigens, mach' keine G'schichten. Denn erstens bist du selbst dran schuld, und zweitens g'fallt sie ihm gar nicht — glücklicherweise. Sie imponiert ihm bloß, weil sie eine geborene Riedeck ist. Wenn er erfahren wird, daß sie keine geborene Riedeck, sondern eine geborene Kwapil ist —

Lolli.

Was? Die Baronin Vaugoin eine geborene Kwapil?

Mama Dietz (nickt).

Der alte Graf Riedeck hat eine bürgerliche Witwe geheiratet, die diesen melodischen Namen führte. Die Baronin Vaugoin ist eine Tochter dieser Witwe — und übrigens sind auch die Vaugoins nicht weit her.

Lolli.

Das vergönn' ich ihm! Das geschieht ihm recht. Weil er so ein Snob ist.

(Ulrich kommt zurück; sichtlich verstimmt.)

Lolli.

Du Ulrich, weißt du schon das Neueste? Die Baronin ist eine geborene Kwapil.

Ulrich.

Was?

Mama Dietz.

Leider! Es ist kein sehr schöner Name, aber es ist der ihrige.

Lolli.

Mich wundert's nicht. Ich hab' sie immer für eine ganz ordinäre Person gehalten.

Ulrich.

Na, wenn die Baronin eine ordinäre Person ist, dann ist der Graf —

Mama Dietz.

Obacht! Der ist ein geborener Riedeck. Freilich, ich hab' mir sagen lassen, daß auch der Graf in der wirklichen Aristokratie nicht ernst genommen wird. Man laßt ihn halt grad nur so mitfahren auf dem Bob ... Er ist

ein Frauenjäger, ein Spieler und hängt seinem Vater, dem Exzellenzherrn, mehr als nötig wär', in der Tasche.

Lolli.

Weißt du das auch von der Frau von Kölbel?

Mama Dietz.

Nein, vom Exzellenzherrn selbst, der seit einer Stunde drüben beim Papa sitzt —

Lolli (perplex).

Der Exzellenzherr sitzt —!

Mama Dietz.

Worüber wunderst du dich? Auch Exzellenzen sitzen... Er will seinen Sohn zum Verwaltungsrat in unserer Fabrik machen, falls der Papa sein Vorhaben ausführt und sie in eine Aktiengesellschaft verwandelt... Deswegen war der alte Herr bei uns — und der junge bei euch. Das heißt (sieht Lolli an) wenigstens teilweise deshalb.

Ulrich (schadenfroh).

Das vergönn' ich der Lolli!

Mama Dietz.

Das ist ein gutes Ehepaar. Die vergönnen sich alles gegenseitig!

Ulrich.

Weil sie sich nämlich einbild't! — Ha! — Übrigens wird da nichts draus mit dem Verwaltungsrat.

Mama Dietz.

Wenn der Papa es tut, so geschieht es nur dem alten Grafen zulieb, der wirklich ein sehr feiner Mann ist.

Ulrich.

Es wird aber nicht geschehen. Vor allem, weil es keinen Sinn hat, die Fabrik in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln.

Mama Dietz.

Da du dich nicht kümmerst —

Ulrich.

Ich werd' mich kümmern... Aber der Graf wird auf keinen Fall bei uns Verwaltungsrat werden. Dafür, daß er, wenn ich im Nebenzimmer bin, meine Frau wie ein Stubenmädel abzubusseln versucht —

Mama Dietz.

Was muß ich hören —?

Lolli.

Bitte, es iſt nicht —

Ulrich.

Bitte, ich weiß alles. Da hier, dieſer Spiegel —

Mama Dietz.

Aus dem Nachlaß der Fürſtin Montebello, mit dem die Verſnobtheit der Einrichtung auf der Hochzeitsreiſe begonnen hat —

Ulrich.

Dieſer Spiegel hat mir alles geſagt

Lolli.

Nun, was mich betrifft, ich brauch' in keinen Spiegel zu ſchauen. Ich weiß auch ſo, was ich weiß.

Ulrich.

Was weißt du?

Lolli.

Daß du mich betrügſt mit einer — mit einer — geborenen Kwapil... (Bricht in Tränen aus.) Ich überleb' es nicht.

Ulrich.

Daß ich dich betrüge, oder daß ſie Kwapil heißt? — Ich hab' der Baronin den Hof gemacht, weil ich geſehen hab', daß du mit dem Grafen flirteſt.

Lolli.

Den Hof gemacht?! Du haſt ihr fünfhundert Kronen gegeben. Du vergeudeſt mein Vermögen.

Mama Dietz.

Aha! Das Blut der Silberſchmiede!

Ulrich.

Mein liebes Kind, vom Vergeuden wollen wir lieber nicht reden, ſonſt —

Mama Dietz.

Kinder, wenn ihr euch zanken wollt — ihr habt die ganze Nacht dazu. Jetzt iſt's viertel ſieben, und wenn ihr euch einbildet, daß ich eurer Dummheiten wegen auch nur einen Takt vom Rigoletto verſäum' — Komm, Lolli, ich helf' dir beim Anziehen!

Lolli (ihre Tränen trocknend).

Die Mama hat recht. Zieh dich um! —

Ulrich (heftig).

Mir ist diese ewige Umzieherei zu fad'. Ich bleib' wie ich bin.

Mama Dietz.

Bravo! Deshalb wird die Oper auch nicht gleich einstürzen, wenn du einmal im Jackett in die Log' gehst. (Constantin bringt ein Päckchen.) Was gibt's denn, Franz? (Verbessert sich.) Ja so: Constantin.

Ulrich.

Sag' nur Franz, Mama. Von heut ab heißt er wieder Franz.

Lolli (übernimmt das Paket).

Für mich. (Öffnet es verwundert; ein kleines, rotes Buch kommt zum Vorschein.)

Mama Dietz.

Vom Onkel Theobald. — Der Kalender aus'm Neunerjahr, den du dir schon so lange wünschst. Hat er ihn doch noch aufgestöbert, im Familienarchiv!

Lolli (gerührt).

Der gute Onkel! (Zu Ulrich.) Gleich morgen früh fahren wir zu ihm hinaus!

Ulrich.

Morgen früh muß ich in die Fabrik... Aber Mittag, wenn du willst.

Lolli.

Da sollen wir doch zur Baronin — zum Frühstück.

Ulrich.

Eine geborene Kwapil? Wir sagen einfach ab.

Mama Dietz.

Und frühstückt bei uns. Der Tag wird dann rot angestrichen im Kalender: Zwei junge Snobs frühstücken bei den eigenen Eltern... Das heißt, wenn ihr nichts dagegen habt: Ich eß' zu Mittag... (Während sie die nur noch schwach Widerstrebenden lachend zusammenführt fällt der Vorhang).

Der greiſe Dichter.

Der greiſe Dichter, dem alles zerrann,
Was Menſchenhoffen gebaut,
Immer tiefer umſchließt ihn der Zauberbann
Eines Glückes, das keiner ſchaut.

Immer ſchönere Perlen läßt ſein Lied
Aus tiefſten Tiefen erſtehn; —
Der greiſe Taucher, der kaum mehr ſieht, —
Im Meere kann er ſehn!

Frida Schanz.

Sagunt.

Im blauen Duft des Mondes lag Sagunt.
Die Pinien ſangen ernſte Melodien,
Und von dem alten Kloſter überm Tal
Schlug eine Uhr und ſchwieg.
Ich hatte dich
Noch nie geſehn, nicht in dem fernſten Traum,
Und doch war mir, als ſeiſt Du meine Braut
Seit langem ſchon. Dein Haupt, vom Mond
geküßt,
Ruhte an meiner Bruſt, und wie im Traum
Spürt' ich den Duft, der deinem Haar entſtieg.
So ſchritten wir das ſchimmernde Kaſtell
Empor, wo Rom einſt ſeines Adlers Stolz
Im Schein der Sonne blitzend aufgepflanzt,
Und aus den Trümmern der verflogenen Pracht
Entſtieg ein neues Leben dieſem Berg, —
Doch nur für uns. Wir ſahn das ſtille Land
Zu unſeren Füßen blühend hingeſtreckt;
Aus blaſſer Ferne klang das Meer herbei,
Und deine Augen ſahn zu mir empor,
Daß wie ein holdes Märchen ward die Nacht
Und ich vergaß, wo meine Heimat lag.

Hans Bethge.

Reifrock und Krinoline.

Von Friedr. H. Kraze

„Les anciens sont plus beaux, mais nous sommes plus gentils," ſagte Frau von Sévigné, als Boileau und Perault ſich einmal in ihrem Salon über die Alten und Neueren ſtritten.

„Mais nous sommes plus gentils!" Wie der Refrain einer feinen graziöſen Melodie glitten dieſe Worte durch die laue, flimmernde Luft, als die Allerneueſten beſchloſſen hatten, ſich rückwärts zu verwandeln und noch einmal die Neueren zu ſcheinen. —

In Tiefurt war's. Im Juni 1910. Zur Goethefeſtfeier ſind ſie aus allen Gauen Deutſchlands und weiter her zuſammengeſtrömt.

Gleich blaßblauem Atlas, mit ein paar zierlichen ſchneeweißen Lämmerwölkchen bepudert, ſpannt ſich der Himmel, und das fröhliche Junilaub hängt ſeine lichtgrünen Feſtons um die Linden. Wie durch blaſſe Topaſe geſehen liegt der Tiefurter Park in mattem Goldton, und ein ſüßer, feiner, lockender Duft webt darüber, denn es iſt die Zeit der roten Roſen, und das Heu ſteht in Hocken. Und zwiſchen den Heuhocken auf den weichen, ſchimmernden Wieſen und auf den weißen, glänzenden Parkwegen bewegt es ſich hin und wieder, zierlich und graziös, auf hochhackigen Atlasſchuhen, in zartgeblümten Muſſelins und leuchtend einfarbiger Seide, mit Paniers und Feſſues und Culs de Paris und runden, ſteifſtarrenden Glockenröcken, mit ſchmalen Samtbändchen um den Hals und Follettes und Fichus über dem entblößten Buſen. Ein wenig Rouge auf den Wangen, eine Mouche neben dem Grübchen, die Augenbrauen tief nachgedunkelt, hoch toupiert und gepudert das Haar, Federn, Rüſchen und Schleifen zwiſchen den Locken.

Und es lächelt und knickst und trägt Spitzentüchlein und Sonnenknicker und fächelt mit dem Windfähnchen.

Da drüben aber, wo die Ilm stumpfgrün wie Malachit in der Sonne liegt und dunkel wie Achat und Bronze im Schatten der Bäume, da steht eine der feinen, graziösen Frauen, und ihre Augen bitten den Kavalier an ihrer Seite: schweigen und träumen für einen Moment. — Ist das nicht ein Bild von Boucher da drüben um den Venustempel und vor dem kleinen Pavillon? — Vielmehr ist es Watteau. Jawohl, ein Fächer von Watteau auf Seide gemalt, wie er im Wittumspalais in der Vitrine liegt, im Toilettenzimmer Anna Amalias. —

Und eine längst vergessene, sehr feine, graziöse Melodie hebt an — irgendwo in einem der uralten Schlösser hat man sie einmal gehört. So eine wunderfremde Spielkommode, die seit 150 Jahren nicht mehr von der Stelle gerückt worden ist, hat sie einmal gesungen, und bei dem allerfeinsten Ton, dem allerzärtlichsten, war sie jedesmal abgebrochen, dann kam ein Klirren und das Schweigen hernach, und irgendwie schien es, als sei der süße, sehnsüchtige, aufreizende Duft von weißen Jonquillen im Zimmer.

Aber jemand drüben von den Parkwegen grüßt und winkt herüber zum Ufer der Ilm. Und die schöne, graziöse Frau seufzt und lächelt und begreift: es ist nicht Bild und Melodie dies alles — es ist Wirklichkeit, verkleidete Wirklichkeit. — Aber wie soll man die Träume scheuchen und die flüsternden Stimmen, die immer wieder sich erheben? Besonders zum Abend hin, wenn dieser weiche, milde Glanz sich über die Wiesen deckt, wo die Heuhocken stehn, wenn die Ferne verschwimmt in Silber und Violett, und die Sonne wie ein riesiger Rubin der Erde an die Brust gesunken ist. —

Und die Träume reden von jenen Zeiten, da die Glorie über Weimar stand und die Welt seltsam reich und köstlich sich breitete, und das Leben vielfarb und tief und satt war. —

Und die Träume spannen die Schwingen. Der Weg ist nicht weit. Was bedeuten hundert Meilen, wenn die Träume sich aufheben? —

Hinaus aus der Enge der verschnittenen Alleen des

Maria von Medici.
Gemälde von Franz Pourbus d. Jüngeren im Louvre zu Paris.

Königin Anna. Gemälde von Franz Pourbus im Prado. Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.

Parks von Verſailles. — Horch!! Auf den weichen, ſamtigen Raſenplätzen um Petit Trianon ſtimmen die Violinen. Ein bal champêtre iſt angeſagt! — Auch dort trugen ſie zierlich bebänderte Hirtenſtäbe in den Händen, und die überſchlanken, zartfarbigen Figürchen, die Weſpentaillen mit dem weit ausbuchtenden Rock, zerbrechlich anzuſehn wie Meißner Porzellan, hatten gar viel zu tun mit Maskeraden, Komödien und galanten Schäferſpielen, mit graziöſen Intrigen und mit zärtlich-verſchwiegenen Huldigungen von delikatem, nervöſem, prickelndem Reiz, wie er zuweilen die großen Leidenſchaften anderer Kulturepochen ablöſt. — Die Zeit aber, die übrig blieb vom kurzen, ſonnigen Tag, war vollauf ausgefüllt mit Toilettenſorgen. Neue Coiffures mußten erſonnen werden mit Aufbietung aller Erfindungskraft. Und neue Robes und Fourreaux mußten ausgeklügelt werden, à la Lévite, à la Turque, à la Circassienne, à la Janseniste. —

Aber wie hoch auch die ſpitzen Hacken der Nacaratfarbigen, der Boue de Paris- und der pucefarbigen, der jasminhellen und der weizengelben Atlaspantöffelchen ſich heben mochten, höher noch würden die roten heißen Bäche aufſchwellen — höher noch ... in wenig Jahren ...

Still, ſtill. — Es iſt ſo lange her, das bitterliche Sterben. Man vergaß es wieder. — Aber alle die Luſt, alle die Anmut, die Zärtlichkeit? Iſt es je zu lange her, ihrer zu vergeſſen? Ewig jung iſt das Leben. König iſt das Leben. Le roi est mort. Vive le roi! —

In jener entſetzlichen Nacht, die Liſſabon vom Angeſicht der Erde hinwegnahm, war die Königin geboren, die als vierzehnjähriges Kind dem Dauphin von Frankreich zugeführt wurde. Und neunzehn Sommer zählte ſie in jener anderen entſetzlichen Gewitternacht, als ſie und ihr Gemahl ſich auf die Knie warfen, und beide unter Tränen ausriefen: „O Gott, wir ſind zu jung, um zu regieren!“

Ein holdes, übermütiges Kind ſaß damals auf dem Thron der Bourbonen, das ergebungsvoll königliche Weſten ſtickte, die ſelbſt mit der erbetenen Hilfe Gottes niemals fertig wurden, und das eine mangelhafte Orthographie ſchrieb, die den Kummer der kaiſerlichen Mutter in Wien

erregte. Aber die junge Königin lachte so gern und trieb Possen, gähnte heimlich bei den Paradeessen, versteckte die abscheulichen steifen Mieder und gefiel sich des Morgens in kleinen Musselinfähnchen, bis die königlichen Tanten und „Madame Etikette“ sich davon beleidigt fühlten. — Hernach erst kamen die Zeiten, als der Hoffriseur den Titel „Académicien de coiffures et de modes“ beanspruchte, als man den Seidenfabrikanten von Lyon eine Locke der Königin schickte und nach deren Farbe Stoffe und Bänder bestellte, als die kleine Bertin, die Putzmacherin, sagte: „Diese Mode erfanden wir gestern, die Königin und ich“ — und als Maria Theresia ein Bild ihrer Tochter zurücksandte mit den Worten: „Ich erhielt nicht das Porträt der Königin von Frankreich, sondern das einer Operntänzerin. Man muß sich in dem Stück geirrt haben!“

Aber wie erfinderisch die reizende, leichtlebige Königin sich auch erwies, während der längsten Zeit ihrer Regierung wurde dennoch der Reifrock beibehalten, der zur Zeit der Régence wieder aufgetaucht war. Ein Aufgeben dieser Form wäre dem Verlust einer Provinz gleichgekommen.

Zu welchen graziösen Divertissements weiblicher Laune bot er nicht den immer gefälligen Hintergrund? Volants, Falbalas und Festons ließen sich auf ihm anbringen, ebenso wie goldene und silberne Fransen, Knöpfe und Spangenwerk, Bauschen und Quasten. Für Pelzwerk bot er Raum, wie für gardinenartige Behänge aus Points d'Alençon, Brüsseler, Valencienne- und venezianischen Rosenspitzen, für Blumengirlanden, Schleifen, Rüschen und Rosacen. Man konnte ihn mit Perlen und Steinen und Filigranornamenten benähen und seine überfallenden Paniers mit Agraffen oder Schmetterlingen von Meißner Porzellan aufraffen. Man konnte ihn ganz geschlossen tragen, oder ihn vom Gürtel ab öffnen, und das Tablier darunter nach der Levante, ja nach Italien oder China zum Besticken ausschicken, wenn man nicht vorzog, es einheimischen Künstlern zu übergeben. Denn Sticken war damals noch nicht ein Handwerk, sondern eine Kunst, und ebensowenig wie Raffael für Franz I. hatte sich Boucher zu gut gehalten, für Ludwig XV. Muster zu entwerfen. Schmetterlinge,

Bildnis der Counteß of Lennox im ſpaniſchen Reifrock vor 1550.
Angebliches Gemälde von Hans Holbein in Hampton-Court.
Nach einer Photographie von W. M. Spooner & Co. in London.

Arbella Stuart im Reifrock der Vertugale-Form vom Jahre 1589. Gemälde eines unbekannten Meisters in der Galerie zu Devonshire.

Bienen, Pomeranzenzweige und schwerblütige Lilien wurden in erhabener Nadelarbeit auf heliotropfarbenem oder pfirsichblütenem Seidengrund ausgeführt, ebenso wie auf Drap d'or und Drap d'argent. Allerliebste pausbäckige Amoretten in rosigen Himmelswolken, Landschaften, Schäferszenen, Stilleben und Früchte, ja ein ganzes Musikorchester, kunstgerecht pyramidal aufgebaut, fanden Platz auf dem Tablier einer Marquise oder einer Herzogin.

Es gab in der Tat nichts mehr, was sich nicht entweder am sechsunddreißig Zoll hohen Haaraufbau der Damen oder auf ihren Reifröcken hätte anbringen oder figürlich darstellen lassen. Und dennoch war diese vorn und hinten abgeplattete, an den Hüften wie ein riesenhafter Zierkürbis über einem Fischbeingestell sich ausbuchtende Glocke, die jetzt allen liebenswürdigen, verführerischen und raffinierten Frauenkünsten zu Hilfe kam, ursprünglich von der strengsten Etikette, dem steifsten Zeremoniell ins Leben gerufen worden.

Wir müssen zurückgehen zu jener Zeit, als Don Carlos noch nicht zu dem beklagenswerten Jüngling, wie Dichterphantasie ihn uns einprägte, herangewachsen war, der seine schöne Stiefmutter, Elisabeth von Valois, liebt und der Eifersucht und dem Fanatismus seines Vaters zum Opfer fällt. Der spätere Don Carlos der Geschichte, der geistig minderwertige Rotblonde, welcher allen Modetorheiten im Übermaß huldigte, spielte als Kind in den Gärten von Aranjuez, als seine Mutter, Donna Maria von Portugal, den Reifrock am spanischen Hofe einführte.

Vertugadins oder Vertugales wurden jene glocken- oder tonnenartigen Gebilde genannt, deren sich bereits im Jahre 1529 die Satire bemächtigt. Auch der Name schon, der in Tugendwardein übersetzt wurde, schien den Spott einzuladen. Mit den Vertugadins tauchen zugleich die Basquinen und Culs auf, und nach und nach entwickelt sich in voller Glorie der Reifrock, das beängstigende Gestell aus Fischbeinruten, von welchem die spätere Krinoline mit ihrem Stahlreifengitter und Ressorts oder Scharnieren zum Zusammenklappen der Epigone ist.

Wenn jener Fürst, von dem der Marquis Posa ver-

geblich die Gedankenfreiheit erbittet, auch die tatsächliche Geburt des Reifrocks erlebt, so war die Idee zu dieser Tracht doch bereits während der Regierungszeit Ferdinands des Katholischen innerlich vorgebildet. Ebenso wie Philipp II. mit der Festlegung der starren, zeremoniösen Etikette nur einen äußerlichen Abschluß, eine Dokumentierung fand für die Richtung, die sein Ahn bereits unverrückbar festgelegt hatte.

Boabdil, der letzte der Abencerragen, hatte unter Ferdinands Regierung die maurische Herrschaft in Spanien in Trümmer sinken sehen, und als ein Flüchtiger nahm er Abschied von der Alhambra. Durch die Überwindung der Ungläubigen und die Wiederherstellung des Reichs hatte sich Spanien eine stolze Unabhängigkeit erkämpft. Die besten nationalen Eigenschaften: das ritterliche Wesen, die Mannheit, die stolze Kraft hatten sich in diesen Kämpfen entfaltet. Aber diesem tapfern Volk, das zugleich so reich war um jene Zeit, daß der Besitz von 800 Dutzend silberner und goldener Teller und 200 Schüsseln aus den gleichen Metallen dazu gehörten, wenn eine Familie etwas gelten sollte — diesem tapferen, reichen konnten alle Schätze des neuentdeckten Erdteils nicht helfen, denn die verhängnisvolle Politik seiner Fürsten unterband ihm alle natürlichen Lebensadern, und nichts blieb ihm übrig, als in stolzer Abgeschlossenheit sich auf sich selbst zurückzuziehn. Als Karl V. bei Villalar die Erblande unterwarf, setzte er damit nur das Siegel unter einen längst vorbereiteten, unabänderlichen Plan. Dieser Fürst scheint persönlich keinen sonderlichen Wert auf weibliche Reize gelegt zu haben. Zum mindesten gibt er sich diesen Anschein. Von seinem Einzuge in Antwerpen berichtet Albrecht Dürer, der zugegen war, an seinen Freund Melanchthon, daß die schönsten und vornehmsten Mädchen der Stadt nur mit einem dünnen Flor bedeckt — den gläsernen Kleidern des Horaz — den Kaiser empfangen haben, aber er hätte ihnen kaum einen Blick gegönnt. „Ich jedoch habe sie mir ziemlich nahe und unverschämt angesehn," bekennt der ehrliche Albrecht, „weil ich ein Maler bin!" — Jedenfalls hätte der spanische Karl, dem das Entblößen des Frauenhalses fatal

Königin Eliſabeth von England im Reifrock der Vertugale-Form um 1590. Stich von Criſpin van de Paſſe nach dem Gemälde von J. Olivier.

Isabella Clara Eugenia, Infantin von Spanien und Statthalterin der Niederlande im spanischen Reifrock um 1600. Gemälde eines unbekannten Meisters im Museum zu Versailles.

war und der ungleiche Schlag der Uhren noch die letzten Tage in San Yuste störte, für die Vertugales der Frauen die äußerste Würdigung gehabt. Denn wodurch konnte die Uniformität aller Art und alles Wesens deutlicher ausgedrückt werden als durch die unbewegliche, unveränderliche Glocke, in der es gürtelabwärts für Gerechte und Ungerechte an Gestalt und Schöne keinen Unterschied mehr gab.

Aber erst dem düstern Philipp war die voll entwickelte Wunderblüte eines übertriebenen Kulturzweiges vorbehalten. Ebenso wie es ihm erst gelang, in fanatischem Bestreben die letzten Keime und Triebe eines gesunden nationalen Lebens zu ersticken. Der kühne Glaubenseifer, der sich früher gegen die Muhammedaner gerichtet und mit ihrer Austreibung freilich auch das Land seiner besten Arbeitskräfte beraubt hatte, wandelte sich unter seiner Regierung in wilden Fanatismus, bis die Gegenreformation ihren Umzug hielt mit Inquisition, Feuer und Schwert. Zwölftausend Menschen zur Ehre Gottes getötet zu haben, rühmt sich Alba. Ist es ein Wunder, daß es sich wie Lähmung und Todesstarre auf alle politische und soziale Entwicklung legt? Und während die unterdrückten Sinne, die erzwungene Tatenlosigkeit, die bis zur Hysterie gesteigerte Inbrunst sich der Kunst bemächtigen, bis sie im siebzehnten Jahrhundert ihre üppigen, farbenglühenden oder kühlstolzen Blüten zeitigt, wird der Staatskörper immer blut- und lebloser, immer schemenhafter.

Die Bilder von Velasquez: das ist die Erläuterung zu Spaniens Schicksal und zugleich die Erklärung dafür, daß spanische Art den anderen Nationen auch dann noch als vorbildlich galt, als der habsburgische Stamm, im Innern vermorscht, nur noch blasse, schwache Schosse trieb.

Trägt nicht allein der starrende, silberblasse Reifrock das zerbrechliche Körperchen der kleinen Infanta, wie sie im Louvre hängt? Mit der hellen Rose in den weichen, lichten Härchen? Die so klug war und „so ein artig Kindgen?“

Und alle die anderen blassen, feingliedrigen Menschen mit den nervösen Händen und den blaugeäderten, zurückweichenden Schläfen, die Velasquez gemalt hat, die im

Alkazar zu Hause waren, und die so müde sind und kraftlos — was könnte sie aufrecht erhalten, wenn nicht die Etikette, starrer als der härteste Panzer? —

Der Alkazar ist eine Stadt an sich. Man vergißt fast darin, daß draußen ein Volk lebt. Fremd, kühl, wolkenhoch ragt er über einem Lande, wo heißes, zuckendes Leben blühen und reifen möchte. Und die Menschen dieses Landes — denn nicht alle sind Künstler und Dichter, oder Priester und Gelehrte — die mit gebundenen Händen stehn, sie werden ebenso kühl hochmütig, wie sie früher stolz waren; sie panzern sich mit der künstlichen Grandezza an Stelle der natürlichen Würde und bleiben nach außen hin immer noch imposant und vorbildlich in ihrer kühlen Zurückhaltung und geschlossenen Ruhe. —

Die Schlacht von Pavia trifft wohl den Zeitpunkt, von dem an sich der spanische Einfluß auf französisches Wesen geltend macht. „Tout est perdu, hors l'honneur!" Bayard fällt. Der beleidigte Connetable von Bourbon verläßt Frankreichs Fahnen, und Franz I. gerät in Karls V. Gefangenschaft, die er in Madrid verbüßt. Seine schöne und geistvolle Schwester, Margarete von Valois, kommt zu ihm, um den Erkrankten zu pflegen. Als das königliche Geschwisterpaar nach Frankreich zurückkehrte, trug es die in Spanien übliche Hoftracht. Dort erfuhr die Frauenkleidung eine leichte Abänderung. Die Königin Anna von Bretagne hatte an ihrem Damenhofe einst die schönsten, geistvollsten und tugendreichsten Frauen versammelt, die ihrem Wesen und ihrer Art auch die Kleidung angepaßt hatten, den freien, schönen Faltenwurf, samt dem den natürlichen Formen des Körpers sich anschmiegenden Schnitt des Leibchens. Diese Tracht war zu beliebt geworden, als daß man sie hätte völlig opfern können. Der liebenswürdig galante König, der den Damen und ihren Wünschen in jeder Weise zuvorkam, bestand natürlich auch nicht rigoros auf der spanischen Glockenform. Alle seine Kleiderverordnungen, den Aufwand betreffend, richteten sich ja immer nur gegen die Männer, und die Witwen erfreuen sich seiner besonders verständnisvollen Fürsorge — er gestattet ihnen Chamois und Inkarnat zu tragen. — So

Vornehme Dame in spanischem Reifrock zwischen 1550 und 1600. Gemälde von A. S. Coello in der Kaiserl. Gemäldegalerie in Wien. Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Infantin Marie von Österreich, Tochter Philipps IV.
Gemälde von Velasquez im Prado.

wurde die steife spanische Mode zunächst feierliche Hoftracht, und bis gegen Ende der dreißiger Jahre blieb die sonst übliche daneben bestehen. Des Königs erste Gemahlin Claudia trug die spanische Tracht, leicht abgeändert durch die Öffnung des Oberkleides vom Gürtel abwärts, wodurch das reichbesetzte Unterkleid, das spätere Tablier, zur Geltung kam. Als der König 1530 sich zum zweitenmal vermählte, hielt seine Gemahlin, Eleonore von Österreich, ihren Einzug in Bordeaux in spanischer Tracht. Unter der karmesinfarbigen Samtmütze mit Federn und Kleinodien geschmückt, verhüllt eine golddurchnähte, netzartige Crespine das Haar mit den goldenen Papillons (Zieraten), während die mit Rubinen durchflochtenen Zöpfe bis auf die Erde reichen. Aber das „ringsum ausgespannte Oberkleid ist aus karmesinrotem Samt, gefüttert mit weißem Taft. Und der untere Rock von weißer Seide mit geschlagenem Silber und vielen Edelsteinen besetzt."

Der Aufwand und die Pracht dieses Königshofes, an welchem Jagden, glänzende Hoffeste und erlesene Gelage miteinander abwechselten, konnte nicht verfehlen, auch in der Frauenkleidung besondere Üppigkeit und Prunk hervorzurufen. Trug nicht der König selbst zu seinem Einzuge in Paris einen Anzug aus gekrauftem Drap d'or, und machte er nicht seinen Damen die kostbarsten Geschenke an Samten und gold- und silberdurchwobenen Stoffen? Brantôme, der geschmeidige Höfling, der davon berichtet, erklärt auch des Königs Faible für das schöne Geschlecht sehr zierlich und ein wenig schwülstig: „Denn Damen sind die einzige Zierde der Höfe, ein Hof ohne Damen aber gleicht einem Garten ohne Blumen und weit mehr dem Hofe eines morgenländischen Satrapen, als dem eines christlichen Königs."

Franz I., der Pracht und Kunst liebende, der schöne, ritterliche, begabte Fürst, kam den Neigungen seines Volkes so durchaus entgegen, daß es sich seiner Führung willig überließ. Er ist es, unter dem Lescot die Westfassade des Louvrehofes baut in den edelsten Formen französischer Renaissance, ebenso wie die Schlösser von Blois und Fontainebleau. Aber wiewohl die Baukunst sich dauernd auf

der von Italien angegebenen Bahn weiterhält und entwickelt, kann man von der Tracht sagen, daß die nationalen französischen Formen, wie sie sich von italienischen beeinflußt herausgebildet hatten, gegen Ende der vierziger Jahre von der spanischen Art völlig besiegt waren. Nur an Schmuckstücken, Verzierungen und Besätzen jener Zeit lassen die ruhigen, edlen Formen den Einfluß der Renaissance noch deutlich erkennen. — —

In England unter Heinrich VIII. verhielt es sich nicht viel anders. Es übernahm von Frankreich her spanische Richtung und Tracht. Heinrich, der Gemahl von sechs Frauen, der eine neue Kirche gründet, weil die alte ihn nicht von Katharina von Aragonien scheiden will, muß von außerordentlicher Reizbarkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber gewesen sein. Da die Frau an sich in seinem Leben eine so bedeutsame Rolle spielte, läßt sich annehmen, daß auch ihre Kleidung ihm nicht gleichgültig war. Ebenso wie Franz I. liebte er außerdem den Glanz und die Pracht. „In einem wunderbar köstlichen Kleide aus damasziertem Silberstoff, stark durchrippt mit Goldgespinst", erschien er zu seiner Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich 1540.

Auch in England, wo Art und Gebaren des Herrschers vorbildlich wirkte wie in Frankreich, gab es also nur eine Mode, nämlich die des Hofes, mithin die spanische, wohingegen in Deutschland eine so geschlossene Einheitlichkeit unmöglich war. Es wiederholte sich hier in bezug auf die Tracht dieselbe Erscheinung, die auf anderen Gebieten hinsichtlich der italienischen Renaissance hervorgetreten war. Ebensowenig wie diese vom deutschen Geiste völlig assimiliert worden, während die rein geistigen, die humanistischen Bestrebungen viel tiefer in das Deutschtum eindrangen und es durchsetzten als die rein künstlerischen, ebensowenig nahm das so vielfältig empfindende deutsche Volk einheitlich die spanische Tracht an. Die Fürsten und die Reichsstädte führten Renaissancebauten auf von unvergänglicher Schönheit, und Hofleute und Patrizier bekannten sich zur spanischen Mode, hingegen blieben die Volkstrachten dabei vielfach ganz rein bestehen oder verschmolzen mit der spanischen zu einer neuen eigenen Art.

Bildnis von Marie-Anne de Mailly, Herzogin von Châteauxroux. Gemälde von Nattier.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Zum Aufsatz: „Reifrock und Krinoline."

In den Niederlanden wehrte sich der germanische Geist gleichfalls gegen die aufgedrungene Uniformität der Gewandung. Aber es war doch begreiflich, daß die spanischen Provinzen sich schließlich fügten. Der steife Rock wäre wohl das geringste Übel gewesen. Man hatte wahrlich nicht viel Zeit und Gedanken für Kleider, wo ein Alba die Zügel in die Hände nahm. Und während der spanische König über ein zweites blühendes Land die Todesstarre verhängt, wandelt eine holde, lichtvolle Gestalt durch die Orangenhaine von Aranjuez, Elisabeth von Valois, die anmutige Tochter Frankreichs. Es muß eine heimliche Kammer in der düstern, versteinerten Seele Philipps II. gegeben haben, in der das Flüstern des Großinquisitors verstummte und das stolze Gefühl, die europäische Politik zu handhaben wie ein Spiel Karten, unwesentlich erschien. Manche kleinen Züge deuten darauf hin, daß der alternde Fürst diesem jungen, liebreizenden Geschöpf gegenüber nicht gleichgültig blieb. Er machte ihr Konzessionen. Bei dem Zusammentreffen mit ihrer Mutter, der stolzen, schönen und verderbten Mediceerin, gestattet er ihr, was ihre Person anlangt, sich zu kleiden, wie es ihr gefällt, wenn auch der Hofstaat nicht von der Etikette abweichen darf.

Elisabeth und ihre Schwester Margarete von Valois waren in Frankreich um ihrer Schönheit und ihres erlesenen Geschmacks willen tonangebend gewesen. Die spanische Königin, die der Rockform machtlos gegenübersteht, läßt ihre Erfindungsgabe an den verschiedenen Zierraten spielen, an den köstlichen Ornamentborden, Stickereien, Agraffen, Spangen und Gürteln; auch die Ärmel bieten ihrer Schöpferkraft ein fruchtbares Feld. Die „manches fendues avec des fers“ werden ihr verdankt in allen ihren Abarten, Überarten und Unarten. Und außerdem wissen wir durch Brantôme, daß diese reizende Königin, die so jung starb und so geliebt wurde, daß auf dem Prado bei ihrem Tode das Volk von Madrid laut schrie und klagte, daß diese zarte, verschwenderische Königin keines ihrer Kleider, von denen das geringste 400 Taler kostete, öfter als ein einziges Mal anlegte. —

Vielleicht ist es gut, daß sie so früh starb. So sehen

wir sie immer mit den Augen des Infanten, der ihre Miniatur betrachtete, und vergessen, daß sie an dem Hofe der Mediceerin groß wurde.

Fontainebleau, Chenonceaux, Blois, St. Germain-en-Laye, Plessis-lès-Tours — der Louvre ...

Zwischen Katharina, der Urenkelin Lorenzos des Prächtigen und der Herzogin von Valentinois, der Geliebten des Königs, bekannter unter dem Namen Diana von Poitiers, steht die Gestalt Heinrichs II. Und andere Gestalten steigen auf: Franz II., der Gemahl der Maria Stuart, Karl IX., Heinrich III., Margarete von Valois, Gemahlin Heinrichs IV., Elisabeth von Spanien, die königlichen Kinder.

Unendliche Intrigen, vier Bürgerkriege, die Schrecken der Bartholomäusnacht, zwei Königsmorde, Gift, ein Schafott — Schönheit und Lebenskunst mit Entartung und Décadence in wildem Kampf.

Man muß innehalten. Man muß Atem schöpfen. So fremd und übergewaltig sind diese Zeiten. So drängend voll an Blut und Schwertern und Fäulnis, so farbenglühend und gesättigt mit Glanz und Liebe. So laut rauschte das Leben einher, so wild jauchzte es auf, so maßlos schäumte es über seine Grenzen. —

Vierzehnjährig war Katharina, als Papst Clemens IV. sie dem Herzog von Orleans vermählte. „Sie war," sagt Varillas, „eine Dame von unvergleichlichem Wuchs, und die Majestät ihres Gesichts verringerte nicht die Freundlichkeit desselben. Die schönsten Weiber ihrer Zeit übertraf sie an Weiße der Haut. ... Sie änderte die Kleidung oft und stets zu ihrem Vorteile. In welcher Tracht sie auch erschien, sie war liebenswürdig."

Die Königin, welche die Sattelgabel erfunden, um ihr wohlgeformtes Bein im seidenen Strumpf zeigen zu können, und die in Frankreich die steifen Kragen einführte, läßt sich beim Tode ihres Gemahls ein Trauerlager von schwarzem Samt mit Mondsicheln und Sonnen besät aufschlagen und kleidet sich durchaus schwarz, spanisch und völlig geschlossen. Aber bei dieser Schaustellung eines Kummers frohlockte ihr Herz. Die schöne Diana von Poitiers reizte nicht länger ihre Eifersucht, und sie war Alleinherrscherin.

Königin Henriette Marie von England, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich und der Maria Medici. Gemälde von A. van Dyck in der Münchener Pinakothek.

Die Herzogin von Bourgogne mit langer Schleppe zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Gemälde von J. B. Sauterre im Muſeum zu Verſailles.

Die Zunahme des Aufwandes am Hofe, die Pracht der Feste offenbarten viel richtiger ihre eigentliche Empfindung. Sie umgab sich mit Scharen der schönsten Frauen und Jungfrauen, deren Zahl bis auf 300 anwuchs. Und zwar bestand die Aufgabe dieser Staatsfräulein darin, die Männer zu betören, um der Königin deren Geheimnisse zu hinterbringen. Jedes Mittel war zu diesem Zweck nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten, und Turenne, Condé, der König von Navarra gingen willig in diese reizenden Fallen. „In der größten Verwirrung des Krieges und der Geschäfte konnte doch der Tanz nicht fehlen. Der Schall der Trompeten durfte den Klang der Geigen nicht unterbrechen. Einerlei Fuhrwerk brachte die Maschinen der Ballette sowohl als die des Krieges fort. Man ging vom Balle zur Schlacht, aus der Schlacht zum Tanze." Man trug nur die köstlichsten Stoffe, und es gab damals Anzüge, die 10000 Taler kosteten. Wer an dem eigentlichen ausgespannten Glockenrock keinen Geschmack fand, band unter die faltigen, engeren Schleppröcke den „Fessue", wie die Naivität der Zeit diese abnorme rückseitige Auspolsterung benannte, und half durch Unterbinden von Kissen auf die Hüften der eigenartigen Körperumbildung nach, so daß die Ausdehnung dieser Röcke den Vertugales wenig nachgab und hauptsächlich die Faltenfülle sie von diesen unterschied.

Brantôme begeistert sich am meisten über die Gewänder der wunderschönen, geistvollen Königin Margarete, der letzten aus dem Hause Valois, die das Vorbild der Mutter, der Geschmack der Zeit und eigene Veranlagung die Schranken des Erlaubten so völlig mißachten heißt, daß selbst ein in Sachen des Herzens so weitgehender Fürst wie Heinrich IV. sich von ihr scheiden läßt.

Einmal schildert uns Brantôme diese Fürstin in inkarnatfarbenem spanischen Samt, das andere Mal in weißem Atlas, oder in Orangegelb, ihrer Lieblingsfarbe. Er stellt sie über die antiken Göttinnen und die Kaiserinnen Roms. Am schönsten erscheint sie ihm auf einer Palmsonntagsprozession. „Sie trug ein Gewand aus dem kostbarsten ‚drap d'or frisé, le plus beau et le plus riche qui

fut jamais vu en France, et c'estoit un présent qu'avoit fait le grand Seigneur à Monsieur de Grand-Champ à son départ de Constantinople, vers lequel il estoit ambassadeur' ..." Der Gesandte machte der Königin ein Geschenk von diesem Stoff, von dem die Elle 400 Taler kostete, und es war so schwer, daß sie hätte darin niedersinken müssen, wenn sie nicht so stark gewesen wäre. Und doch war die Königin, die unter der goldenen Last so anmutig und so stolz schritt, bei den Schrecken der Pariser Bluthochzeit selbst die Braut gewesen! Einer der verwundeten Hugenottenkavaliere flüchtete sich in ihr Gemach, und sie verbarg ihn, wie erzählt wird, unter ihrem steifen Glockenrock, während ihr eigener Gemahl gefangen genommen wurde, Colignys Leichnam verstümmelt, und Karl IX. den leuchtenden Himmel bejubelte, der mit seinem Mordhandwerk einverstanden erschien! — — Und die Gespielin ihrer Jugend, Maria Stuart, verließ Fotheringhay nur für das Blutgerüst! —

Aus schwarzem Samt war das Gewand, dessen Schleppe der Haushofmeister Melville seiner Fürstin nachtrug, als sie ihren letzten Gang antrat.

Ihre glückliche und grausame Nebenbuhlerin, die große Königin der Briten, hatte auch manche kleine und unkönigliche Eigenschaften, worunter die Eitelkeit rechnet. Bei einer Audienz, die sie dem französischen Marschall, dem Grafen Biron, gab, der ihre Hand für den Herzog von Anjou begehrte, trug sie ein Gewand, an dem hundert Personen drei Wochen lang gearbeitet hatten. Sie kleidete sich bald englisch, bald deutsch, bald spanisch, bald französisch, und bei ihrem Tode hinterließ sie 500 Anzüge. —

König Heinrich IV., den der Papst Sixtus ebenso hoch einschätzt wie die jungfräuliche Königin und sich selbst, was Regierungssachen anlangt, leitet die Instinkte, die unter Heinrich III., dem „Gaudroneur des colets de sa femme et Friseur de ses cheveux, Mercier du palais", so völlig ins Irre, Wilde geschossen waren, wieder in gesunde Bahnen. Die Herrschaft der „Mignons" hört auf. Hingegen bedarf das südfranzösische, leicht entflammte, liebenswürdige Herz des ritterlichen Königs um so mehr der Damen.

Ländliches Fest. Gemälde von Jean-Baptiste Joseph Pater. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Königin Marie Antoinette. Gemälde von E. Vigée le Brun im Muſeum zu Verſailles. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Siebzehn Lieben gibt die Geſchichte dieſem Fürſten, der ſeinem von Bürgerkriegen zerfleiſchten Lande Frieden und Wohlſtand verſchafft, der ſeinen einſtigen Glaubensgenoſſen, den Hugenotten, Gleichberechtigung mit den Katholiken erwirbt, und deſſen reiches, tapferes Leben von wahnwitziger Mörderhand beſchloſſen wird.

Von den Frauen ſeines Herzens war wohl außer Henriette d'Entrague die ſchöne Gabrielle d'Eſtrée, die ſpätere Ducheſſe de Beaufort, ihm die teuerſte. Nur Sully, der treue Ratgeber ſeines Herrn, war der Grund, daß die Herzogin nicht Königin von Frankreich wurde. Ein unvergleichlich poetiſcher Zauber liegt über dieſer Liebesepiſode, die den König zum Dichter machte. Während der Regierungsgeſchäfte, ja während der Schlacht, immer wieder wandern ſeine Gedanken zu der Geliebten, unzählige Briefe und Verſe ſagen ihr von ſeiner Anbetung und Leidenſchaft, bis er wieder an ihr Herz eilen kann. Als man nach dem Tode der ſchönen Gabrielle ein Inventar ihrer Sachen aufnimmt, finden ſich „19 Mäntel reichſter Art, viele Cotillons (Unterkleider) von türkiſchem, golddurchwirktem Tuch. Oberröcke vom ſtärkſten Atlas en couleur de pain bis, gefüttert mit inkarnatfarbenem Taft, und zahlreiche Reitgewänder.“ Als ſie noch Frau von Liancourt war, hatte ſie bereits bei einem Sticker in Paris einen Stoff für 1900 Taler beſtellt. Sie trug „die Röcke über einem Reifengeſtell faſt walzenförmig, ſo daß ſie um die Taille eine Platte bildeten, deren Umkreis ſich auf zwölf Fuß ſteigerte.“

Bei der Nachricht vom Tode der Geliebten war der König ſeinem Oberſtallmeiſter ohnmächtig in die Arme geſunken und hatte dann geſchworen, nach ihr keine Dame mehr zu lieben. Aber er hätte nicht Heinrich IV. ſein müſſen, um dieſen Schwur halten zu können. Bald entſchloß er ſich zu einer zweiten Heirat; und abermals beſteigt eine Mediceerin den franzöſiſchen Thron. Vielleicht iſt ſie nicht ganz ſo blutig und nicht ganz ſo laſterhaft, wie die andern Medici, und durch ihr elendes Ende als Vertriebene auf fremdem Boden ſühnt ſie viel. Hinter Katharina von Medicis ſteht, von den Jahrhunderten unverrückt, das blutige Relief der Bartholomäusnacht, während wir uns gewöhnt

haben, Maria zu ſehen, wie Rubens und Jordaens ſie uns ſchilderten. Eigentlich gehören dieſe Bilder anſtatt in den Louvre in das Luxembourg, den Palaſt, den Maria als Regentin zur Zeit Richelieus erbauen ließ im „gemiſchten franzöſiſch-toskaniſchen Stil, einem Denkmal ihrer Doppelnatur“.

Sie war ſo ſchön, daß ihr Gemahl oft verſicherte, er habe nichts Schöneres geſehen als die Königin, aber ihr unbeherrſchter Charakter konnte ihn nicht dauernd feſſeln. Bei ihrer Trauung in Lyon trug ſie einen „überaus koſtbaren braunen, golddurchwirkten Stoff mit einer Schleppe von fünfzehn Ellen, dicht mit goldenen Lilien beſtickt“, und Juwelen, 500 000 Krontaler wert, alles Geſchenke des Königs. Unter ihrer Regierung, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und auch ſpäter noch, als ſie von der Rache des allmächtigen Richelieu von Land zu Land getrieben wurde, hatten „die Röcke eine eiſige Starrheit und faltenloſe Glätte über dem Untergeſtell“ angenommen. —

Auch unter der ſpaniſchen Anna von Öſterreich, die vierzehnjährig dem gleichalterigen König Ludwig XIII. vermählt wird, erhält ſich noch der Reifrock, aber innerlich iſt ſchon das Ende ſeiner Herrſchaft vorbereitet. Spanien ſteht nicht mehr an der Spitze. Die Rollen wechſeln. Richelieu, ſpäter Mazarin und ſchließlich der Roi soleil ſtehen den entnervten, müden Philipp III. und IV., dem verarmten, politiſch toten ſpaniſchen Königreich gegenüber. Als Ludwig XIV. ſich mit der Infantin Maria Thereſia 1569 vermählte, verſuchte dieſe zwar noch einmal ihrer heimatlichen Hoftracht Geltung zu verſchaffen. Aber es war verlorene Liebesmüh. Immer enger ſchrumpften die Hüftkränze zuſammen, bis nur ein Kranz von Laſchen übrigblieb, der wiederum der einfachen, glatten Taille weichen mußte; das Reifengeſtell unter dem Rock wurde gleichzeitig beſeitigt. Die Königinnen Frankreichs waren auch in der Mode immer allzu abhängig von den königlichen Maitreſſen. Die ſchöne Frau von Montespan, die in eigenſinniger Kinderlaune weiße Mäuſe züchtete und ihre Zimmer mit den goldgepreßten Tapeten und Gobelins in eine Arche Noah umwandelte, hatte keine Neigung für die läſtigen Vertugales,

Prinzessin Lamballe mit dem Cul de Paris aus der Zeit Ludwigs XVI. Gemälde eines unbekannten Meisters im Museum zu Versailles.

Promenierende Dame im Jardin du Palais Royal.
Ausschnitt aus einem farbigen Kupferstich eines Unbekannten vom Jahre 1787.

ebensowenig wie die verführerische Fontange. So mochten die Fischbeingestelle ruhig zum alten Trödel wandern. Wenigstens von dieser Einzwängung wollen die schönen Frauen befreit bleiben, während dieses Kapitels der Geschichte Frankreichs, wo sonst der Apparat, die Aufmachung alles bedeutet, wo der Bombast, die schwülstige Phrase alle Natur in einen Panzer zwingt. Le grand siècle war nicht das amüsanteste Jahrhundert. Und endlos war es ohnedem. Und kaum erträglich dünkte es, als der Roi soleil anfing, seine Rechnung mit dem Himmel zu machen. Immer wieder klagt die fröhliche, prächtige Liesselotte in ihren Briefen, daß alles gar traurig und langweilig geworden sei in der Welt. Die „met Verlöf, met Verlöf" so redlich von ihr gehaßte „alte Zott", die frühere Gouvernante, Mme. de Maintenon, setzte allzuviel Betstunden ein. Über Frankreich, das so gern lachte und doch beim Tode Ludwigs XIV. mehr Klöster zählte als Spanien, stand eine dicke Luft von Weihrauch, Messen und Heuchelei. —

Mußte es nicht sein, daß aus diesem Muckertum mit den langweiligen dunklen Röcken und den lebensgefährlichen Perruques binettes grand-in-folio, den theatralischen Bäumen und verschnittenen Bosquets, den Alexandrinern der Klassiker, den Tugenden Fénelons, den drapierten Perioden Bossuets, den Avenuen von Versailles, allen seinen Dekorationen, seinen Lebrunschen Apotheosen des Roi soleil, diesem pompösen monarchischen Kultus in den weiten, goldfunkelnden Prunksälen — mußte es nicht so sein, daß aus dieser majestätischen, wuchtigen, barocken Pracht das Rokoko herausſprang? Leichtfüßig, leichtfertig und elegant —

„Ta muse est l'adroite coquette
Qui sait placer un agrément,
Faire jouer un diamant;
Femme adorable, un peu caillette,
Toujours en habit arrangé,
Possédant l'art de toilette
Et redoutant le négligé!" —

Im Muschelwagen geht der Siegeszug über die Welt. Amoretten leiten das Gefährt, an Bändern weiß und

roſenfarb, mauve, blaßgrün und ſilbern. Das Reizende, „die Variante des Schönen“, wird enthuſiaſtiſch begrüßt. Man hat auch wieder genug Geld. Mr. Law, von deſſen wunderbarer Erfindung Lieſelotte ebenſowenig etwas verſtehen kann wie von allem, was Politik heißt, hat Millionen ſeiner amüſanten, höchſt nützlichen Papierchen in Kurs geſetzt. Man wirft die Perücken und Fontangen in den Winkel und greift nach Puder und Schminke. Mit Haarbeutel und Reifrock aus ſchillernder Seide, Gros de Naples, Gros de Tours, Brocard, Drap d'or, Drap d'argent zuerſt über der „criarde“ ausgeſpannt, über das Fiſchbeingeſtell hernach — ſo ſchifft man ſich ein nach Cythere. —

„Der Liebesgarten“ von Rubens — das iſt wirklich das einzige Bild aus jenen verfloſſenen Zeiten, mit dem man etwas anzufangen weiß. Das iſt die Vorempfindung der ſo fein und ſilberzart, wie graziös und virtuos gemalten Fêtes galantes von Watteau. Dieſe gewaltigen Frauenleiber, die Apotheoſe des Fleiſches in der Galerie der Mediceerin — alle dieſe titaniſchen Leidenſchaften und ſuperlativen Empfindungen wirken freilich ein wenig lächerlich in einer Kulturepoche, die in hochhackigen Atlaspantöffelchen über die Erde tanzt, deren Zepter die kokette Puderquaſte iſt und die für den Kerker und für das Schafott die gleiche ſorgfältige Toilette macht wie für die Feſte der Petits appartements. —

Der Reifrock, wie ihn die geliebte Mailly des jungen Ludwig XV. trägt oder ihre zwei Schweſtern und Nachfolgerinnen in der Liebe — oder gar hernach Madame d'Etoile, die Marquiſe de Pompadour der Geſchichte — „sans traits, mais douée d'un charme undicible“ — der Reifrock dieſer aller hat mit der ſtarren Glätte aus den Zeiten der Mediceerin nichts mehr zu tun. Die „cerceaux“ ſind von derſelben tollen, ſtrudelnden Bewegung ergriffen, wie Architektur, Möbel und Gerät; heut haben ſie die ſtattliche Ausdehnung von acht Fuß erreicht, morgen begnügen ſie ſich mit dem knappſten Maß, einmal ſind ſie flach gedrückt, dann wieder glockenartiger; jetzt haben die Paniers das Wort, und man zeigt die zierlichen Füßchen, ein andermal iſt man ängſtlicher mit ihnen, als es die rigoroſeſten

Die Herzogin von Aumale.
Gemälde von Xaver Winterhalter im Museum zu Versailles.

Kaiserin Eugenie. Gemälde von Xaver Winterhalter.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in
Dornach i. E., Paris und New York.

alten Spanierinnen waren, denen die Füße für heilig galten, und beliebt die Watteaufalte.

Zur Zeit des Sonnenkönigs hatte Frankreich bereits die spanische Erbschaft bezüglich der Vorbildlichkeit auf dem Gebiet der Mode angetreten. Preußen unter seinem prachtliebenden ersten König schloß sich damals fraglos dem von Versailles angegebenen Ton an. Aber der Soldatenkönig, der schon als Kronprinz einen goldbordierten Schlafrock und später die Staatsperücke in das Kaminfeuer beförderte, der bei seinem Regierungsantritt sofort 88 Kammerherren entließ, konnte dem launischen Luxus des Rokoko nicht günstig sein. Um die heimische Industrie zu heben, wurden die vielbeliebten Seiden, Zitze und sonstigen indischen Stoffe verboten. „Sparen" war die Parole. Von diesem Gesichtspunkte aus waren die tiefen Dekolletierungen weniger verwerflich als die Reifröcke mit ihrem Stoffüberfluß. Gegen die Reifröcke vornehmlich richteten sich daher sein Ingrimm und seine Verordnungen. Nein, der Berliner Hof mit seinem barbarisch strengen, soldatischen Zuschnitt, wie die Markgräfin von Bayreuth ihn schildert, war kein Feld für kostspielige Capricen. Und der große Friedrich hat es schließlich seinem Vater genug Dank gewußt, daß das gute Geld anderen Zwecken diente, wenn auch Gamaschen und Zopf oft hart zu tragen waren. —

Kursachsen dagegen, Dresden — der prachtliebende König Friedrich August der Starke mit seinen unzähligen Damen, der Minister, Graf Brühl, mit seinen 300 Paar Schuhen, Meißen mit seiner graziösen Kleinkunst, das war empfänglicher Boden für das Rokoko. Dazu gehörten der Große Garten mit allen seinen verwunschenen Schlössern und Schlößchen, der Zwinger, diese unvergängliche Illustration des frühen Rokokostils, jeder Tag ein Fest — jede Nacht ein Fest — der Reifrock der schönen Aurora von Königsmark — die Perlen der Gräfin Cosel — und wie sie alle und alle hießen ...

Aber die große rote Woge in Paris, die sich über ganz Frankreich ergoß, half nur fortschwemmen, was über sich selbst hinaus getrieben und damit lebensunfähig geworden. Vorbereitet war das Ende durch mancherlei Faktoren —

Winckelmann — der Soldatenkönig — die chineſiſche Gartenkunſt, die Enzyklopädiſten, ja Frau von Pompadour ſelbſt, Diderot gruben das Grab, und Madame Lebrun bereits präſidiert als Aſpaſia in einer Soirée grecque, die ſie ihrem Freunde Barthélemy, dem Verfaſſer der Voyage du jeune Anarchasis, zu Ehren gibt.

Nachher beherrſcht die gräziſierende Richtung völlig das Feld. Aber nach einem Vierteljahrhundert hat man genug davon. Dieſe korſettloſe, weiche Frauentracht wurde wirklich etwas monoton und dazu ein wenig ſüßlich und ſentimental. Die Genien der Fiſchbeinreifen hatten heimliche Zuſammenkünfte und ſchwelgten in Erinnerungen und fühlten neue Lebenskraft. Da beſchloſſen ſie mit der Zeit Schritt zu halten und ſchworen auf Stahl: um 1820 gab es eine Palaſtrevolution, und die neue Königin aus ſehr altem Geſchlecht hieß Krinoline. —

Aber weil es abſurd geweſen wäre, ſklaviſch nachzuahmen, ging man zunächſt von der abgeplatteten Form wieder zu der glockenförmigen über. Hemiſphärengleich durchwandelte man den Raum und füllte ihn aus. — Denn mehr als drei ſitzende Damen in einem mittelgroßen Boudoir hatten Peinlichkeiten der Scharniere zur Folge, und das Martyrium der Gatten, Väter und Liebhaber erblühte aufs neue. Was nutzte es den im äußerſten Winkel der Equipage ängſtlich in ſich Zuſammengefalteten, wenn man ſie damit beruhigte, daß dieſer neue Stil eigentlich eine geiſtvolle Verbindung aller Stilarten bedeutete? Daß man eine Möglichkeit gefunden, wallende Renaiſſanceärmel mit den Paniers des ſpäteren Rokoko und den alten Basquines zu vereinigen und überdies die Schleppen dabei zu verwenden? — Es war nicht zu leugnen, daß die Krinoline die Frauen zu einer gewiſſen Zurückhaltung der Bewegung zwang, jenes je ne sais quoi des Geſchmacks, des Benehmens, der ganzen Art vorausſetzte, ohne welches dieſe Tracht grotesk wirken mußte. Aber waren tatſächlich alle dieſe eigenartig aufgebauſchten, konzentriſchen Kreiſe von Rüſchenwerk, Spitzen, Blumen und Franſen notwendig, nur um die weibliche Anmut auf die Feuerprobe zu ſtellen? Mußte dazu alle häusliche Tätigkeit auf ein Mindeſtmaß

eingeschränkt werden? Mußten alle Ziertische mit den Lieblingsstatuetten, mußten Volièren, Notenpulte und köstliche Boulemöbel ihre Existenz gefährdet sehen? Ja, mußten die Kinder auf ihr bestes Recht, die Hand und den Schoß der Mutter verzichten, um dieser die Möglichkeit zu lassen, eine elegante Selbstzucht zu üben? Wurden damit nicht die Zwecke und Werte allzusehr verschoben? Die Zeit hatte doch nicht still gestanden. Die Frauen glichen doch nicht mehr völlig ihren Schwestern zur Zeit der Mediceerinnen oder der Pompadour! — Aber für die Auffassung der „schaffenden" Frau war die Krinoline nicht nur unnötig, sondern sogar hinderlich. Sie hatte deshalb auch nur eine kurze Existenz, und ihr Nachklang, der um das Ende der achtziger Jahre noch einmal auftauchende Cul de Paris, oder die Tournüre, wie ein modern geläuterter Sprachgeschmack die eigentümliche Umbildung der Rückenlinie jetzt benannte, lebte ganz ephemer.

Vielleicht verzichtete man mit dieser Ablehnung auf die graziöse Anmut und die vornehme Eleganz früherer Epochen. Aber die Begriffe über Vornehmheit und Kultur hatten sich vertieft, die Grenzlinien hatten sich erweitert. Es handelte sich nicht mehr nur um Geburt und Stand, sondern fast ebensoviel um Wissen, Leisten und Sein.

Es handelte sich mehr um den Charakter, der die Form nach sich modelt, als um die Form, welche die Schäden des Charakters verdeckt. —

Die moderne Frau hat ihr Ziel noch nicht erreicht, aber sie ist auf gutem Wege, die Hindernisse zu überwinden. Das Mannweib *ist* überwunden. Die Frau hat längst begriffen, daß die Weiblichkeit nicht der Preis ist, mit dem man für volles Menschentum zahlt. Die wirklich moderne Frau wird niemals auf Würde und Anmut verzichten, aber es bedarf keiner Reifen mehr, um Frauenreiz auszudrücken oder zu steigern.

Zielsichres Streben zur Entwicklung der eigenen innerlichsten Wesenheit, die tiefe Erkenntnis und freudige Erfüllung der Pflichten gegen die eigene Persönlichkeit, den Mann, das Kind und die Allgemeinheit sind Anmut und Würde der modernen Frau.

Die drei Gaben des eisgrauen Lämmleins.

Ein Märchen von Viktor v. Kohlenegg.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein König, der Ruhm und Liebe und alles, was das Dasein an Freuden bot, in Fülle genossen hatte, aber seine Begehrlichkeit war nicht satt geworden, und deshalb litt der König am Leben. Ach, das Leben machte ihm keine Freude mehr, und er seufzte und ächzte in jeder Stunde, und breite und tiefe Falten gruben sich in sein Gesicht; das leckerste Mahl und der süßeste Wein widerstanden ihm und am meisten die Menschen.

Da wurde das glänzende, dunkle Haar des Königs grau über seinen Schläfen, der Schlaf floh ihn, und der König mied fast die Welt; die arme Königin aber und die Großen des Reichs schickten nach Ärzten aus, daß sie dem Könige hülfen. Es kamen auch viele weise Männer von überall her an den Hof mit langen Bärten, großen Brillen, mit geheimnisvollen Töpfen und Violen und sprachen Worte, die nur die tiefste Weisheit verstand; und der kranke König bekam bittre und süße Tränke und scharfe und milde Pulver von ihnen, mußte glühheiße und eiskalte Bäder nehmen und, wenn es das Volk nicht sah, über Hecken und Zäune springen, aber nichts half, sondern der König wurde nur noch grämlicher und zorniger. Und eines Tages da floh er in den Wald und ging weit, weit hinein in das hohe, düstre Holz bis dahin, wo noch keines Menschen Fuß geschritten war, wo noch Bären und Wölfe hausten, aber die taten ihm nichts, weil er der König war.

Und als er Tag und Nacht gewandert war, da machte er endlich todmüde unter einem alten, morschen Baume Rast und nahm die Krone ab, rang die Hände und sprach: „O, wie bin ich unglücklich, wie bin ich zum Sterben traurig,

o, wenn mir Armen einer hülfe!“ Als er ſo geſprochen hatte, da trat ein eisgraues Männlein aus dem morſchen Stamm heraus, ſtrich ſeinen langen Bart und ſagte: „Du Menſchennarr, was fehlt dir?“ Da ſagte ihm der König, was ihn bedrückte, und weil das Männlein ſah, daß es der König war, der die Wälder ſchützte, ſo gab er ihm ein feines kleines Spielwerk aus purem Golde und ſprach: „Wenn dir trübe zu Sinn iſt, armer Menſchenkönig, ſo laß es ſpielen.“ Da dankte der König und ging wieder heim, und als die ſchwarze Not von neuem über ihn kam, da ſchloß er ſich in ſein Turmzimmer ein, drückte auf den winzigen Demantknopf an dem goldenen Werklein, und kling und klang — wunderbar! — durch die Luft floſſen die ſüßeſten Klänge, und es war dem Könige, als ſtrichen ihm weiche, duftige Frauenfinger über Stirne, Augen und Haar, und als ſängen ihm engliſche Stimmen holde Glücks- und Schlummerlieder, die ſeine Seele in eine unirdiſche Welt entrückten. O, wie war das köſtlich! Alles Dunkle ſank von ihm ab, und auf des Königs Lippen trat ein Lächeln des Friedens, und die Furchen auf ſeiner Stirne glätteten ſich. Aber dann ſchwieg das goldne Spielwerklein, und der König ſchlummerte ein. Und als er mit geſtärkter Seele erwachte und wieder unter die Menſchen und ſeine Geſchäfte ging, da brach das Leid mit nur heftigerer Kraft aus ihm hervor, denn er hörte von des Nachbarkönigs neuen Siegen, und er traute der Weisheit und Treue ſeines Kanzlers und ſeiner eignen Kraft noch weniger als vordem, und er fand die arme Königin noch unanſehnlicher vor andern Frauen, alles reizte und kränkte ihn, alles begehrte er und nichts befriedigte ihn, er war voll Ekel vor dem Leben und voll Verlangen nach neuem Ruhm und Reichtum, nach Frauenliebe und Bewunderung, denn die Klänge des kunſtvollen Spielwerks hatten ſeinen Sinn wohl für eine Stunde ſtill, aber nicht ſatt gemacht.

Und der König floh wieder in den Wald, wo die wilden Tiere ſcheu vor ihm in das Dickicht wichen, und kam abermals an den alten, morſchen Baum, rang die Hände und ſprach: „O, ich Unglücklicher, wer mir doch hülfe!“ Wieder trat das eisgraue Männlein aus dem

Baum hervor und sprach: „O, du Menschennarr, was leidest du?“ Und der König erzählte ihm alles. Und weil es der König war, der die Wälder schützte, so gab ihm das Männlein eine kleine Uhr, die aus demantklarem Kristall gemacht war, und die Weiser waren aus dunkelglühendem Rubin und die Ziffern aus leuchtendem Smaragd, und das Uhrwerk tickte so frisch und rein wie ein Kinderherz. „Nimm dieses Uhrchen, armer Menschenkönig, das meine Brüder in tausend Jahren zusammengefügt haben,“ sprach das Männlein, „seine Stunden werden dich rufen.“ Der König nahm das kostbare Uhrlein und ging heim. Und als er wieder seinen Palast betrat, da hub die Uhr mit feiner, heimlicher Stimme zu rufen an, denn es war gerade eine Stunde um: „Narr! Narr! Leb' in der Stunde! Genieße und lebe, was die Stunde dir beut. Das Glück ist die Stunde! Narr! Narr! Erfasse ihre Gabe und begehre nichts darüber, denn nur die Stunde und was sie erfüllt ist wahrhaft dein!“ Und dann schwieg das Stimmchen in der Uhr, und ihr Schlag ging wieder fest und rein wie der eines Kinderherzens. Das traf den König und machte ihn für den Rest des Tages abermals still und froh.

Doch ach! wieder kam ein neuer Tag, und auch die kleine Zauberuhr konnte dem kranken König nicht helfen, denn die Stimmen der Menschen und der Welt und vor allem seines eigenen rastlosen Herzens waren lauter. Da ging der König zum dritten Male in den Wald, rang die Hände und klagte sein Leid. Und das Männlein trat zum dritten Male hervor, strich seinen langen, eisgrauen Bart und sprach: „Armer, närrischer Menschenkönig, nun habe ich nur noch eine Gabe für dich. Und bringt auch sie dir nicht Heil und Erlösung von dir, dann gibt es keine Hilfe und sprießt kein Kräutlein gegen deine Not.“ Und damit gab es dem Könige in einem Täschlein von weichem, weißem Hirschleder eine Brille aus nachtschwarzem Ebenholz, das statt der Gläser spinnwebdünne Blättchen aus Totenbein umschloß, und die waren so fein geschliffen, daß das Auge hindurchsehen konnte, und hatten den goldenen Glanz des schönsten Elfenbeins. Und der König ging langsam damit

heim und dachte in seinem Sinn: ‚Ach, was soll mir die putzige Brille helfen; meine Augen sind scharf wie Adleraugen und sehen nur zu viel und zu tief! Das ist ein Spuk und Spielzeug für alte Weiber!‘ Aber als der Gram und Zorn und alle die zehrende Lust seines begehrlichen Herzens wiederkamen, da schob er doch die wunderliche Brille mit den schimmernden, beinernen Gläsern vor die Augen, und siehe! als er zweifelnd und doch begierig den Blick hob, da stand in derselben Minute zu seinem Staunen jenseits von Menschen und Dingen eine Gestalt auf, mit einem bleichen und gütigen Gesicht und mit blassen, lächelnden Lippen und sah den König an. Und des Königs Herz erschrak in Bangen und Ehrfurcht, und dann schlug es ruhig und sanft wie niemals vorher, denn er erkannte an dem unergründlichen Antlitz, das keinem Manne und keinem Weibe gehörte, daß es der Tod war. Kein Laut traf des Königs Ohr, aber er las von den Lippen, was sie sprachen: Über ein kleines ist alles vorüber.

Da stand der König auf und ging in seine Kammer und verweilte dort lange, einen Tag und eine Nacht, und noch einen Tag und noch eine Nacht. Und als er wieder hervortrat, da war sein Gesicht weich und gütig und sein Blick klar und ernst und reif. Und er sprach freundlich zu den Seinen, küßte die Königin und sah das liebe Antlitz an und sprach gnädig mit seinen Räten und Dienern und blickte lächelnd auf den neuen Ruhm und Reichtum des Nachbarkönigs und trug das Täschchen aus weißem Hirschleder mit der beinernen Brille immer bei sich.

Und abermals ging die Zeit weiter, und Tag reihte sich an Tag, Woche an Woche, Mond an Mond, und ihr mögt es glauben oder nicht, die dritte Gabe des eisgrauen Männleins vollbrachte endlich das Wunder und half wirklich. Und immer wenn die häßlichen und bösen Geister des Lebens den König bedrängen wollten, dann öffnete er das Täschlein und schob die beinerne Brille über den Nasenrücken, und die ernste Mahngestalt erhob sich und legte den Finger an die geheimnisvoll beredten Lippen, und er las von ihnen die Worte der Weisheit: Über ein kleines ist alles vorüber.

La grande maîtresse.

Von Carry Brachvogel.

Der große Tag iſt endlich vorüber, — Madame la Marquiſe, die ſchöne Freundin des Königs, iſt zur Palaſtdame der Königin ernannt und heute feierlich bei Hofe vorgeſtellt worden. War das ſeit Wochen eine Aufregung, ein Hoffen, Bangen, Tuſcheln, Flüſtern, Spötteln, Blinzeln, Neiden! Natürlich hielt dann das Ereignis nicht, was ſich die erregten Gemüter von ihm verſprochen hatten. Madame la Marquiſe macht bei der feierlichen Vorſtellung nicht den kleinſten faux pas, obgleich ſie von bürgerlicher Abkunft iſt, die Königin ſpricht die Worte, die man ihr zur Begrüßung der neuen Palaſtdame eingelernt hat, ſo langweilig und tränenſelig, wie ſie immer ſpricht, und nur der Dauphin ſcheint der höfiſchen Szene einen Augenblick menſchliche Bewegung geben zu wollen, als er — — Die Geſchichte mit dem Dauphin bildet für den Reſt des Tages das Geſpräch von Verſailles. Die Feinde der neuen Palaſtdame werden nicht müde, die kleine Epiſode reich ausgeſchmückt weiter zu erzählen und das Beſte, d. h. das Schlechteſte von ihr für Madame la Marquiſe zu hoffen. Die Freunde der neuen Frau lächeln darüber hin und ſind zufrieden, daß ihr kein größerer Wermutstropfen in den Freudenkelch gefallen iſt, als die ziemlich nebenſächliche Unart eines ziemlich nebenſächlichen jungen Herrn ... — Dann geht der große Tag mit all ſeinen Erregungen zu Ende, und Verſailles, das lächelnde, puderduftende, von Atlas und Edelſteinen flimmernde Verſailles, ſinkt voll anmutiger Ermüdung in eine blauende Nacht. Die tauſend Fenſter der majeſtätiſchen Faſſade ſind erloſchen, Totenſtille lagert über Gängen und Höfen. Nur die Schritte der Schweizer Poſten hallen ins Dunkel hinein, und ab

Bildnis der Mme de Pompadour.
Paſtellgemälde von M. Q. Latour im Louvre.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.
Zum Aufſatz: „Reifrock und Krinoline.“

und zu tönt von den Ställen her der verlorene Hufschlag unruhiger Rosse ... — Aus einem Gemach aber stiehlt sich hinter blaßgelber Seidenportière ein schmaler, ein ganz schmaler Lichtstreif in die Nacht hinaus. So schmal ist er, daß man genau hinsehen muß, ob es wirklich ein Lichtstreif ist oder nicht bloß der Reflex eines Mondstrahls, der sich in einem Spiegel verfing, — und doch kreisen um ihn die Gedanken des ganzen Schlosses. Sie alle fühlen ihn, wenn sie ihn selbst nicht sehen, und jagen um seine zitternde, durchsichtige Erscheinung den Kreislauf ihrer Wünsche, Ängste und Vermaledeiungen. Alte, weise Minister lächeln ironisch vor sich hin: „Plus cela change, plus c'est la même chose!", intrigante Kanzler ersinnen in derselben Stunde große Schmeicheleien und große Infamien, Hofschranzen werden vom Cauchemar ihres Falles heimgesucht. Vornehme Damen, deren schöne Gesichter von Neid und Zorn entstellt sind, schluchzen, raufen sich die Haare, schwören tausend Eide, daß sie nicht ruhen werden, bis die neue Palastdame mit Schimpf und Schande entlassen ist. Nicht minder vornehme Gatten stehen mit höflichem Bedauern neben ihnen, beklagen mit artigen Worten, daß Madame auch diesmal nicht die Chance gehabt hat ... Aber Madame ist ja noch jung und schön und kann also warten, und er, Monsieur, wird ihr beim Warten hilfreich zur Seite stehen, denn er weiß genau, was er seiner Gemahlin schuldig ist. Mon dieu, er ist doch keine brute wie der Herr von Flavacourt, der gedroht hat, daß er jeden Flecken seiner Gattenehre im Blute der schuldigen Frau abwaschen würde; er ist auch kein Einfaltspinsel, wie jener sächsische Kabinettsminister, der meinte, seine Frau, die spätere Gräfin Cosel, wäre vor den begehrlichen Blicken Augusts des Starken sicher, wenn sie nie nach Dresden käme, sondern hübsch auf den Gütern des Herrn Ministers sitzen bliebe. Nein, er ist aus dem schmiegsamen, biegsamen Holz geschnitzt, das für Ehemänner in Versailles so beliebt ist, und darum eben redet er der verzweifelten Gattin höfliche Trostworte zu. Sie hört aber gar nicht auf ihn, und unversehens erstirbt auch ihm die Rede auf der Lippe. Fasziniert sehen seine Augen und die ihren auf den schmalen, kleinen Lichtstreif, der sich hinter

blaßgelber Seidenportiere vorstiehlt. Aus dem Schlafgemach der neuen Palastdame leuchtet er her ... —

Der König kniet in verliebtem Spiel, wie ein Schäfer, vor seiner schönen Freundin. Er hat den Kopf in ihrem Schoß, in den mächtigen Falten ihres brokatenen Prunkgewandes verborgen, die Arme um ihre schmalgeschnürte Taille geschlungen und fühlt in holdem Traum, wie ihre feinen Finger zärtlich mit seinen Locken spielen. Die Marquise ist von den Erregungen dieses Tages nicht weniger nervös und verhetzt, als der ganze Hof, aber mit äußerster Selbstbeherrschung drängt sie jede persönliche Empfindung, jede körperliche Abspannung zurück, um vor dem geliebten Manne nichts anderes zu sein, als eine scharmante, geliebte Frau. Denn sie liebt den König, liebt ihn wahr und wahrhaftig, und nur pedantische Haarspalter mögen diskutieren, ob sie ihn ebenso lieben würde, wenn er ganz einfach Monsieur Duval oder Monsieur Jourdain hieße. Er ist elegant, weich, verliebt und König von Frankreich obendrein, — ist es da nicht schwerer, kalt zu bleiben, als zu fühlen? Madame la Marquise beugt sich tiefer über den Kopf des Königs und flüstert ihm Worte zu, die er von seiner Königin nie gehört hat. Die Liebesworte einer fremden Kaste, einer fremden Welt sind's, und bei ihrem Klang fühlt er mit seligem Schauer zum erstenmal, was seine Höflinge ihm seit seiner Geburt sorgfältig verschweigen oder hartnäckig ableugnen, fühlt zum erstenmal, daß er ein Mensch mit Menschen ist. Senke, o senke deine Fackel, lieblicher Eros, daß auch der schmale Lichtstreif verlösche und süßeste Nacht sich um die beiden breite, die im Kuß Menschlichkeit und Macht von Lippe zu Lippe tauschen ... —

Die Marquise ist allein. Lang schon hat der König sie verlassen, lang schon ruht sie in ihren Spitzenkissen unter dem von Goldamoretten getragenen Baldachin, aber sie kann keine Ruhe finden, muß mit schwingenden Nerven und stürmenden Gedanken dem eigenen Ich und seinen seltsamen Erlebnissen nachsinnen. Sie verschränkt die Arme im Nacken, streckt sich wohlig und starrt mit glänzenden Augen ins Dunkel hinein. Wer ihr das je gesagt,

wer ihr das je prophezeit hätte, daß sie, gerade sie eines Tages die Freundin des Königs sein würde! Sie schüttelt ein wenig den Kopf, als ob sie sich selbst einer Lüge, einer ganz kleinen Lüge überführen wollte. Natürlich hat man es ihr prophezeit, natürlich hat sie von lange her gewußt und gewollt, daß alles kommen würde, wie es kam. Vielleicht hat es eine Zigeunerin dem Kind aus den Linien der Hand geweissagt. Vielleicht hat eine kluge, skrupellose Mutter die Reize der heranwachsenden Tochter frühzeitig als „echten Königsbissen" erkannt und laut gerühmt, wie Madame Poisson, die Mutter der Frau Pompadour es tat. Vielleicht regten sich in ihr versprengte Blutstropfen von Ahnfrauen, die selbst einst Königsliebchen gewesen, wie das Blut der Marie Gaudin, der Geliebten Franz' I., sich in Gabrielle d'Estrées, der Geliebten Heinrichs IV., geregt hatte. Vielleicht auch war es nur der eigene Ehrgeiz, der eigene Wunsch, der seit Jahren so stark in ihr getobt hatte, daß er endlich Erfüllung finden mußte ... Immerfort aber hat sie, laut oder leise, diese Stimme vernommen, die von der großen Sendung sprach, und auch jetzt, da das Ziel erreicht scheint, erhebt sich diese Stimme aufs neue in ihrem Blut, in ihrem Hirn, und mahnt sie, daß der heutige Tag nur der erste Schritt gewesen sei zu dem großen Ziel, das sie verheißen. Ins Königsschloß zu kommen war ja nicht übermäßig schwer; eine Frau, die ein bißchen hübsch, ein bißchen graziös, ein bißchen munter, witzig und klug war, wurde ohne viele Schwierigkeiten bemerkt und erhöht, gleichviel ob der Fürst über Frankreich, Preußen oder Sachsen herrschte, ob sie die Frau eines Finanzpächters, die Tochter eines Trompeters oder die Schwester eines Kammerdieners war. Bemerkt und erhöht zu werden genügte wohl auch den kleinen Mädchen und Frauen, wie der Herzogin von Fontanges oder der Gräfin Lichtenau, die sich schon bedeutend vorkamen, wenn sie einen König unter vier Augen duzen und wahnsinnig viel Geld verschwenden durften. Madame la Marquise aber kann sich mit so geringer Entlohnung nicht zufrieden geben, denn sie ist nicht eine verliebte, kleine Gans, wie die Lavallière, oder ein geldgieriger Sparhamster wie das

Fräulein d'Entragues, das ſich von Heinrich IV. hunderttauſend Taler auf den Tiſch zählen ließ, ohne eine angenehmere Quittung zu gewähren, als: „Grand merci, Sire!“ Ach nein, weder hunderttauſend Küſſe, noch hunderttauſend Taler würden genügen, um das Leben von Madame la Marquiſe auszufüllen! Sie will ja Maitreſſe nicht nur im erotiſchen, ſondern auch im heroiſchen Sinn ſein, will dem König nicht nur die Falten von der Stirn ſtreichen, ihn zwiſchen den Schlachten amüſieren und von der Gnade ſeines wandelbaren Herzens abhängen. Sie will vielmehr mit im Rate ſitzen, der über Krieg und Frieden entſcheidet, will die Gefahren des Lagers, den Triumph des Sieges, wenn's ſein muß, auch die Schmach der Niederlage teilen. Wie immer das Geſchick es beſtimmen möge, ſie fordert ihre Hälfte von der Macht und der Sorge des Königs, ihren Anteil am Wohl und Wehe des Landes. Heute freilich iſt ſie noch nicht mehr, als ein verhätſcheltes Königsliebchen, deſſen Macht nicht ſchwerer wiegt, als die eigene, grazile Perſon. Übers Jahr aber ſetzt ſie vielleicht ſchon ihren weißen Atlasſchuh dem Hof, dem Land, dem König, und in ihm der halben Welt auf den Nacken. In allen Kabinetten wird man dann auf das Frou-Frou ihres Seidenkleides lauſchen, Könige werden um ihre Sympathie werben, und prüfend wird ſie zwiſchen Kaiſerinnen treten, die geſpannt auf das Schlachtſchwert Frankreichs blicken, das die große Freundin des Königs in den ſchlanken Händen hält. Spotten Sie nur, Herr Friedrich von Preußen, über die Herrſchaft der drei Unterröcke Ludwigs XV., ſpotten Sie, ſo ſehr Ihr von Voltaires Schärfe geätzter Geiſt es vermag! Wenn es ſich um die Allianz mit Frankreich handelt, wird Ihre kratzige Bosheit ſo ſanft und galant, daß Sie an den erſten Unterrock, die Gräfin Châteauroux, ſchreiben: „Der Achtung, die ich Ihnen von jeher entgegengetragen habe, geſellt ſich nun noch das Gefühl tiefer Dankbarkeit.“ Und ob auch Maria Thereſia daheim in Öſterreich die Keuſchheitskommiſſion einrichtet, ſo wird ſie doch der Frau von Pompadour ihr Porträt mit einem ſchmeichelhaften Schreiben überreichen laſſen und Marie Antoinette brieflich gehörig auszanken, weil ſich die

Dauphine herausnimmt, die Gräfin Dubarry hochmütig zu behandeln ... —

O ihr Spießbürger in Stadt und Land, die ihr euch unter der großen Maîtresse nichts anderes denken könnt, als eine üppige Buhlerin, die mit niedrigen Künsten einen gierigen oder ermatteten König umgarnt, was wißt ihr von den unsäglichen Schwierigkeiten, die sie überwinden, von den Eigenschaften, die sie entfalten, von der zähen Kraft, die sie aufbieten muß, um Tag für Tag aufs neue zu erwerben, was sie eben errafft hat! Über Beleidigungen muß sie wegsehen, über Demütigungen weglächeln, unverwundbar muß sie scheinen, zugleich keck und demütig, tapfer und listig, umsichtig und verliebt! Scheinen muß sie dies alles, — nach den Stimmen und Gefühlen ihres Innern fragt kein Mensch, am wenigsten der König, der peinlich berührt wäre, wenn seine heitere, zuverlässige und kluge Freundin ihm eines Tages psychologische Konflikte und Überraschungen enthüllte. Was immer sie zu tragen hat, trägt sie allein, denn wenn Versailles auch hundert und aberhundert Zimmer umschließt, — für eine triste Maitresse böte es doch keinen Raum. Seht sie, die heute strahlend in Jugend, Kraft und Schönheit dasteht, nach zwanzig, fünfundzwanzig Jahren, verlebt in Versailles, wieder an, wie unlustig, zermürbt und angeekelt sie dann vor euch hintritt, wenngleich ihre Stellung nach außen hin unerschütterlich ist wie die einer Königin. Mit der Vernichtung ihres zarteren Ichs bezahlt sie's, daß sie aus eigener Kraft erreicht hat, was kein verbrieftes Recht ihr zugestehen wollte. Euresgleichen mag leichthin sagen: „Niemand hat sie's geheißen! Sie konnte ja den Hof verlassen, als sie merkte, daß sie an ihm zugrunde ging!" So mögt ihr sprechen und nicht bedenken, daß keiner freiwillig Macht verläßt, der sie je in Händen hielt. Warum sollte der Frau, die sich zur Herrschaft geboren fühlte, verwehrt sein, was jeder Eroberer als sein gutes Recht betrachtet?!

Madame la Marquise richtet sich ein wenig in ihren Spitzenkissen auf und horcht hinaus. Ihr war's, als hätte sie vor ihrer Tür Schritte gehört, leise, tastende Schritte.

Sie horcht noch einmal, streckt sich dann wieder behaglich. Diese Schritte wird sie hören, solange sie in diesen Gemächern wohnt; treuer als die Schweizergarde Sr. Majestät werden sie sie überall hin geleiten, denn die treuesten Wachen sind Haß und Neid. Haß und Neid streichen Tag und Nacht um ihre Schwelle, lugen durch jede Türritze, hinter jeden Paravent, ob nicht eine geheime Träne, eine Brauenfalte verrate, daß die Maitresse nicht so glücklich ist, wie sie scheint. Madame la Marquise weiß, daß sie sich an dies unsichtbare Geleit gewöhnen muß. Sie wird jetzt weiter keinen Gedanken daran wenden, sondern ernsthaft in diesen stillen Nachtstunden die Schwierigkeiten überblicken, die sich schon morgen vor ihr auftürmen und die sie scheinbar spielend überwinden muß.

Die erste und größte Schwierigkeit müßte ihr eigentlich der Gatte bereiten, aber sie lächelt nur, da er ihr einfällt. Nein, die Gatten der königlichen Maitressen haben sich von alters her durch eine Loyalität ausgezeichnet, die vor keinem, vor gar keinem Opfer zurückschreckte. Von Liancourt, dem täppischen Gemahl Gabrielle d'Estrées, bis zum Grafen Dubarry haben sie alle nie das Schwert, aber immer den Hut gezogen und unterscheiden sich voneinander nur durch die Nuance, mit der sie sich den bei Ehemännern im allgemeinen so unbeliebten Kopfschmuck aufsetzen ließen. Herr von Liancourt fordert bei der Scheidung von seiner Gabrielle, daß sie den Töchtern seiner ersten Ehe alles überlasse, was sie, solange sie seinen Namen trug, erworben, d. h. von König Heinrich geschenkt bekommen hat. Herr von Montespan meldet sich zur Audienz beim Sonnenkönig, erscheint in Trauergewändern und antwortet mit Grabesstimme auf die Frage des erstaunten Monarchen, um wen er trauere: „Um meine Frau." Herr von Etioles, der Mann der Pompadour, verkündete zwar tobend und schreiend, daß er sich fürchterlich rächen werde, besänftigte sich aber bald und nahm dankbar die Stelle eines Pächters des Postwesens an, die ihm ein Heidengeld eintrug. Heroischer noch als sie alle aber war der verlumpte, zerfressene Graf Dubarry, der die Dirne eines öffentlichen Hauses heiratete, einzig und allein, um sie dem König als Gräfin zuzuführen.

Nein, vom Gatten hat Madame la Marquise nichts zu fürchten; verhängnisvoller als er kann ihr aber die eigene Familie werden, obgleich auch sie mit der neugeschaffenen Lage der Tochter, Schwester oder Schwägerin äußerst zufrieden ist. Weder Vater noch Mutter noch Brüder sind im leisesten beleidigt oder gar entrüstet, stehen aber unablässig mit offenen Händen vor der erwählten Frau, hängen an ihr mit Wünschen, Begehrlichkeiten, Forderungen. Seltsam! Diese Frau, die kühl und klug die Niedrigkeit der Menschen so bald erkennt und durchschaut, die so schnell angeekelt und verbittert wird vom Eigennutz der Hofschranzen, — am eigenen Blut, an der eigenen Brut hängt sie fast immer mit starker, zäher Zärtlichkeit. Läßt sich von ihnen ausbeuten, durch sie lächerlich machen, und wird doch nie und nimmer von ihnen lassen, gerade als hätte sie das angstvolle Bedürfnis, etwas zu besitzen, was außerhalb der Machtsphäre des Königs liegt, Menschen, die zu ihr standen und zu ihr stehen werden, noch ehe er sie sah und auch, wenn er sie nicht mehr sehen will. So hat denn die beste aller Mütter nicht größere, töchterliche Zärtlichkeiten empfangen können als die liederliche Frau Poisson, und keine Fürstentochter schrieb mit mehr Liebe an die hochgeborene Mutter, als die Dubarry an die Bauernmagd, deren Schoß sie getragen hatte ... —

Muß sich Madame la Marquise also hüten, für die eigene Familie gar zu viel zu tun, so gibt es kein Zuviel, wenn es sich um die andere Familie handelt, um die Familie des Königs. Die Königin vor allem zu gewinnen, mit Sanftmut, mit Aufmerksamkeit, mit Unterwürfigkeit, das muß und wird ihr vornehmstes Ziel sein. An der Stellung zur Königin ist am deutlichsten zu erkennen, ob man nur ein Königsliebchen oder eine echte, große Maitresse ist. Nur die kleinen Fräuleins, denen ihr augenblicklicher Erfolg den Kopf völlig verdrehte, fanden einen Triumph darin, der Königin unartig zu begegnen oder gar in offener Feindschaft mit ihr zu leben. Nun, die Damen Lavallière, Fontanges, Vintimille und ungezählte andere sind auch bald genug aus dem Königsschloß und des Königs Gedächtnis geschwunden, die Frauen aber, die blieben und zeitlebens

herrſchten, begriffen ſofort, daß nichts ihrem Anſehen mehr ſchaden mußte, als eine verweinte, täglich aufs neue gekränkte Königin, daß nichts ihnen eine feſtere Stütze bieten konnte, als das Wohlwollen der vernachläſſigten Ehefrau. So unmöglich dies Verhältnis zwiſchen Gattin und Maitreſſe auch ſcheint, war es doch leichter herzuſtellen, als man dachte; denn da, wie Frau von Pompadour ſehr richtig ſchrieb, das Maitreſſentum in Frankreich nicht eine zufällige Erſcheinung, ſondern eine feſtſtehende Inſtitution war, ſo kam es für die Königin nicht mehr in Frage, ob eine mißliebige Perſon da war, ſondern nur, wie dieſe ſich ihr gegenüber benahm. War die Maitreſſe auch nur ein bißchen klug und geſchmackvoll, ſo gelang es ihr ohne viele Schwierigkeiten, das Vertrauen, wenn nicht gar die Zuneigung der königlichen Frau zu erringen; ja, nicht ſelten iſt es die Maitreſſe, die langjährige Entfremdung zwiſchen dem Königspaar in angenehme Höflichkeit umwandelt, wenn ſie nicht gar ſelbſt den König in das Gemach ſeiner Frau drängt. So iſt Diane de Poitiers, die lebenslängliche Maitreſſe Heinrichs II., durch zwanzig Jahre die Freundin und Beraterin ſeiner Gemahlin, Katharina von Medici, geweſen; Frau von Maintenon verpflichtete ſich die Gemahlin Ludwigs XIV. ſo ſehr zu Dank, daß die Königin ihr auf dem Totenbett den Ring ſchenkte, den ſie vom König empfangen, als ſie zuerſt franzöſiſchen Boden betrat. Frau von Pompadour hat nicht nur die langweilige Maria Leſczcynska mit Ehrfurcht und Zuneigung umgeben, ſondern ſich nach Kräften bemüht, die ſechs Königstöchter für ſich zu gewinnen, ein Beſtreben, das ihr dieſe wohlerzogenen, jungen Damen mit dem Koſennamen: „Mama H...“ lohnten, obſchon ſie es einzig und allein ihr zu danken hatten, daß Ludwig XV., der gegen alle ſeine Kinder erſchreckend gleichgültig war, ſich überhaupt ein wenig um ſie kümmerte und auf ihre Wünſche einging ... —

Auf der lichten Stirn von Madame la Marquiſe bildet ſich eine tiefe Falte. Wahrhaftig, die Königskinder werden ihr genug zu ſchaffen machen! O, nicht die Töchter ſind's, die ſie fürchtet, denn Töchter bedeuten an einem Hof überhaupt nicht viel und um ſo weniger, je mehr es ihrer ſind.

Bildnis von Marie Leczinska,
Königin von Frankreich. Gemälde von Carle Van-Loo.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie.,
Dornach i. E.

Zum Aufsatz: „Reifrock und Krinoline."

Aber der Sohn, der Nachfolger! Der Nachfolger, das ist der unversöhnliche Feind der großen Maitresse. Wohl ihr, wenn er seinen Haß nur in so kindisch rüpelhafter Weise entladen kann, wie der Dauphin Ludwigs XV., der Frau von Pompadour zur Feier ihrer Vorstellung bei Hofe die Zunge herausstreckte. Wehe ihr aber, wenn er für den erkrankten Vater die Regentschaft führt oder gar wenn das Schicksal ihn selbst zum Throne beruft! Dann wird er die Tränen seiner Mutter und die Küsse seines Vaters höchst unköniglich an ihr rächen, wird, noch ehe die Totenkerze für den verstorbenen König verflackert ist, die Güter der Maitresse einziehen, sie selbst verbannen, wenn nicht gar für etliche Zeit ins Kloster stecken. Wehe der Maitresse, die ihren König überlebt! Mit den Demütigungen, der Schadenfreude, die sie an der Bahre des Geliebten erfährt, bezahlt sie Jahre des Glanzes und der Macht. Diane de Poitiers freilich geht in eine immerhin fürstliche Verbannung auf ihr Schloß Anet, aber schon die Oberin von St. Cyr traut sich nicht recht, Frau von Maintenon ohne Erlaubnis des Regenten aufzunehmen, obgleich Frau von Maintenon die Gründerin St. Cyrs und nebenbei die heimliche Gemahlin Ludwigs XIV. war. Und der philiströse Ludwig XVI. entblödet sich nicht, die Dubarry nach dem Kloster Pont-aux-Dames zu schicken, als wäre sie irgendein gefallenes Mädchen, das zur Reue und zu tugendhaftem Lebenswandel streng angehalten werden soll. Und trotz alledem hat dieselbe Dubarry später, als die Revolution begann, der einst so hochmütigen Marie Antoinette ihr ganzes Vermögen zur Verfügung gestellt und ist um ihre Trauer für den König, der sie ins Kloster steckte, auf dem Schafott gestorben, als wär' sie eine echte Fürstin gewesen und nicht bloß ein Mädel von der Gasse ... —

Madame la Marquise fröstelt. Sie hüllt sich fester in ihre Decken, möchte die häßlichen Gedanken wegjagen, die jetzt an ihr Bett treten, von Beleidigung und Tod reden. Sie möchte ihnen entrinnen, möchte sie mit einer befehlenden Geste abweisen, aber sie nehmen Gestalt an, menschliche Gesichter, scharen sich als schwarze, violette oder purpurne Soutanen um den zürnenden Dauphin. Der Klerus ist

freilich nicht immer und zu aller Zeit der Feind der großen Maitreſſe. Mit der fanatiſchen Diane de Poitiers hat er ſich ebenſogut geſtanden, wie mit der bigotten Maintenon, hat es auch nicht verſchmäht, durch das einſtige Dirnchen Jeanne Vaubernier das Miniſterium Choiſeul zu ſtürzen. Aber, gare à vous, Madame, wenn Sie freiheitliche Ideen haben, wenn Sie ſich's einfallen laſſen, eine Politik zu machen, in der die Intereſſen des Königs, des Staates, den unſeren vorangehen! Vergeſſen Sie nicht, daß wir das höchſte Gut des Königs, ſeine Seele, in unſern Händen halten, und daß wir um dieſer Seele willen Sie in ſeiner letzten Stunde von ihm trennen können, gleichviel ob Sie ihm ihr ganzes Leben in Liebe und Hingebung geopfert haben! In der Sterbeſtunde des Königs offenbart der Klerus ſeine ganze Macht und ſeinen ganzen Haß, verſöhnt die beleidigte Legitimität, indem er dem Sterbenden die Sakramente weigert, ſolange die Maitreſſe nicht verjagt und vom König in lautem, reumütigen Bekenntnis verleugnet worden iſt.

Die Marquiſe ballt unwillkürlich die Hände, kleine Zornestränen treten in ihre Augen beim Gedanken an die Schmach, die ihre Vorgängerinnen erlitten, und die vielleicht auch ihr einmal droht. In dem Augenblick, da der Prieſter dem König verſöhnt das höchſte Gut reicht, reißt er ihr das ihre weg, — ihre Würde; ſtellt ſie nackt, entehrt, zur Dirne gebrandmarkt vor den ſchadenfrohen Hof. Und doch iſt ihr neben der Macht Würde das Höchſte, weil eine Frau ohne Frauenwürde ebenſo häßlich ausſieht, wie ohne Schminke. An der perſönlichen Würde, an der Selbſtachtung unterſcheidet ſich die große Maitreſſe von dem kleinen Königsliebchen. Was die große Maitreſſe darſtellt und tut, ſcheint ihr ſo ſelbſtverſtändlich, ſo gerechtfertigt, daß ſie die anderen zwingt, ſie zu ſehen, wie ſie ſelber ſich ſieht. Nie wird ſie ſich zur Reue herbeilaſſen, nie wie die Lavallière oder die Königsmark nach etlichen luſtigen Jahren Skrupel und Frömmigkeit verſpüren und im Nonnenſchleier dem Himmel anbieten, was der König übrig ließ. Und nie wird ſie zyniſch ſich ſelbſt bewitzeln wie Nell Gewynn es tat, die kecke Geliebte Karls II. von England, der zum

Leidwesen seiner Untertanen sogar noch auf dem Gebiet der Liebe katholisierte. Da einmal der Mob ihr den Wagen zertrümmern will, steckt sie ruhig ihren hübschen Kopf zum Kutschenfenster hinaus und ruft lachend: „Liebe Leute, tut mir nichts zuleide, ich bin ja keine katholische, sondern seine protestantische H...!" Weder in Tränen noch im Spott wird sich die große Maitresse je selbst desavouieren, und noch die Dubarry wird mit ihrem berühmten: „France, koch' mir Kaffee!" nur den König, nicht sich selber erniedrigen... —

Der König macht es ihr nun freilich leicht, nicht nur Würde zu zeigen, sondern auch zu empfinden. Er muß schon todkrank sein oder gar in der Agonie liegen, um zu glauben, daß es Sünde sei, seine schöne Freundin zu herzen und zu beschützen. Wenn ihn der Himmel nicht gleich abruft, wenn er ihm neues Leben schenkt, hat der König nichts Eiligeres zu tun, als ihn aufs neue zu beleidigen und dafür seine Maitresse wieder zu versöhnen. Er holt sich die Verjagte im Triumph zurück und blättert wieder mit ihr in dem strengen und doch so heitern Sittenkodex, den schon seine Vorfahren für ihre Unsittlichkeit ausgesonnen haben und der allgemein respektiert wird. Ohne diesen galanten Sittenkodex mit seinen geschmackvollen Paragraphen, seinen ritterlichen Randglossen und seinen zärtlichen Fußnoten ist die Existenz der großen Maitresse überhaupt nicht denkbar, und weil deutsche wie englische Fürsten diesen Kodex wohl nachahmen, sich ihn aber, kraft ihrer Persönlichkeiten und ihrer Rassen, nie wirklich zu eigen machen konnten, darum eben hat es jenseits der französischen Grenzen nur Fürstenliebchen, nie eine Favoritin großen Stils gegeben. Selbstverständlich saßen auch auf deutschen und englischen Thronen und Thrönchen nicht immer auserlesene Tugendhelden. Diesseits wie jenseits des Kanals naschten die großen Herren ganz ebenso wie die gallischen Vettern von der verbotenen Frucht, aber schon in der ersten Liebespause schlug das Gewissen. Der deutsche Fürst liebte seine Geliebte wohl, aber er verfiel ihr nicht, und nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, um ihretwillen zarte Gesetze zu ersinnen und zu respektieren. Wenn er sie liebte, ver-

hätſchelte er ſie, wenn er ſie nicht mehr liebte, ſetzte er ſie mehr oder weniger kategoriſch vor die Tür und war dann noch überzeugt, ein wackeres Werk getan zu haben. Schloß ſie ſich dieſer Überzeugung nicht an, ſo wußte er Mittel, um ſie gefügig oder wenigſtens unſchädlich zu machen. So ſaß die Gräfin Coſel länger denn zwanzig Jahre auf ihrem Schloß gefangen, bloß weil ſie dem König ſein ſchriftliches Heiratsverſprechen nicht zurückgeben wollte. Heinrich IV. dagegen, der ſich dem Fräulein d'Entragues gegenüber in derſelben peinlichen Kavalierslage befand, verſuchte wenigſtens ſie durch große Geſchenke und erneute Zärtlichkeit für das gegebene Wort zu entſchädigen, das er aus dynaſtiſchen Rückſichten nicht halten konnte ... —

Madame la Marquiſe preßt die Fingerſpitzen an die Schläfen. So lang und ernſthaft hat ſie über Möglichkeiten und Fährlichkeiten ihrer Zukunft nachgedacht, daß die Stirne ſchmerzt, und hat doch noch nicht einmal der größten Aufgabe nachgeſonnen, die ihrer harrt, dem Meiſterſtück ihrer Frauenkunſt, — der Unterjochung des Königs. Ja, ihr Spießbürger in Stadt und Land, unterjochen wird ſie, muß ſie ihn, wenn ihr auch, die grämlichen Geſichter in Falten legend, meint, ſo etwas könne einem rechten Manne nie paſſieren, wenn auch eure Frauen ſich bei dem Gedanken bekreuzigen, daß es einer einfallen kann, herrſchen zu wollen, ſtatt zu dienen. Unterjochen, das bedeutet für euch ſo viel wie Hader, Schreiſzenen und erbärmliches Geducktſein; was wißt ihr von dem Joch, das Madame la Marquiſe mit zärtlichen Händen und Küſſen um den Nacken der Majeſtät ſchmeicheln wird?! Es iſt mit Daunen wattiert, mit Roſen bekränzt, mit Parfüm beſprengt, ſo daß Se. Majeſtät es kaum fühlt. Nicht aus der Liebe, nein, aus der Gewohnheit der Tage wird ſie das Joch fertigen und feſtigen; dem König jeden Wunſch, jede Begehrlichkeit, jede Tugend, jedes Laſter, jede Anhänglichkeit, jede Trägheit abzulauſchen, das wird die ſchwere Aufgabe ihrer nächſten Jahre ſein. Die Menſchlichkeit, die er vorhin, da er vor ihr kniete, mit ſeligem Schauer in ſich erwachen fühlte, muß ſie immer aufs neue wecken, herauslocken, hätſcheln, groß ziehen, daß er ſie immer ſpürt, auch wenn er wunſchlos neben der

Geliebten sitzt, ernste oder harmlose Dinge mit ihr redet. Er muß das Gefühl bekommen, daß er für sie nicht der Repräsentant einer alten, ehrwürdigen Tradition ist, nicht Valois oder Bourbon, sondern nur ein lieber, geliebter Mann, der Franz, Heinrich oder Ludwig heißt. Darf aber doch nie merken, wie sie ihn geschickt entkönigt, vermenschlicht, wie sie seine Schwächen erkennt, streichelt, ausbeutet und ihn durch sie unlöslich an sich bindet. Je schwächer er ist, um so stärker wird sie ihn scheinen lassen, nie wird sie, arrogant auf ihre Macht pochend, verraten, daß ihr Wille fester ist, als der seine. Ist er noch ein König alten Stils, voll Feierlichkeit und nicht gewillt, Frauen Politik zu gestatten, so wird sie nie ungefragt eine Meinung äußern, bei wichtigen Beratungen mit einer Handarbeit erscheinen, um darzutun, daß sie doch immer nur eine kleine Frau ist und sein will, wird, wenn Majestät sich um Rat an sie wendet, zögernd, unter höflichem Vorbehalt, sagen, was sie denkt, als wüßte sie, daß er doch alles besser weiß. Ist er dagegen nur ein gekrönter Faulenzer und Lüderian, so wird sie ihm lächelnd alles abnehmen, was ihn in seiner Trägheit oder seinem Vergnügen stören könnte, und ihm einreden, daß die Erhaltung seiner Gesundheit, seiner frohen Laune für das Land viel wichtiger sei, als die Erledigung trockener Staatsgeschäfte, die er ruhig ihr und seinen Ministern überantworten möge. Wie immer seine Art aber ist, stets wird sie darauf bedacht sein, daß er für die Außenwelt als repräsentativer Phöbus Apoll den Staatswagen zu lenken scheint, indes hinter seinem effektvoll flatternden Purpurmantel verborgen sie steht und mit ihren feinen Händen den komplizierten Mechanismus der Staatsmaschine leitet, der ihn tödlich langweilt ... —

Was langweilt ihn nicht? Leider fast alles, denn das Gefühl der Langweile ist ein altes Erbübel, das die Bourbonen schon von den Valois übernommen haben. Zeitlebens schleicht all diesen lustigen, glänzenden Herrschern das trübselige Gespenst der Langweile nach, und niemand verpflichtet sie sich zu größerem Dank, als wer sie für Stunden oder Tage von dem Gespenst erlöst. Das

Amüſement des Königs wird alſo ſeiner Freundin mehr am Herzen liegen, als ſeine Liebe. Wo immer das Geſpenſt auftauchen will, verbarrikadiert ſie ihm den Weg durch einen bunten Pavillon voll Muſik, Maskeraden, Komödienaufführungen, Tänze, Zerſtreuungen allerart, erſinnt das Möglichſte und das Unmöglichſte, um dem König ein Lächeln, ein Gefühl der Erheiterung abzulocken, bis der königliche Hypochonder in ihr die genialſte Spaßmacherin ſeines Daſeins erblickt und friert bei dem Gedanken, daß er ſie je verlieren könnte. Unterhaltend iſt dieſer Teil ihres Berufs freilich nicht; Madame la Marquiſe möchte gar häufig lieber ein ernſtes Buch leſen, ein wenig malen oder Briefe ſchreiben, ſich ausruhen oder nachdenken, als immerfort neuen Firlefanz erſinnen, um den König von ſeinem Trübſinn abzulenken. Doch niemand erfährt, wie öde ihrem lebhaften Geiſt erſcheint, was der König verlangt, höchſtens daß ſie einmal verzweifelt an eine vertraute Freundin ſchreibt: „Man beneidet mein Los. Wenn Sie wüßten, welch eine Hölle es iſt! Es gibt nichts Entſetzlicheres, als einen Menſchen amüſieren zu müſſen, der nicht zu amüſieren iſt!“

Die Entlaſtung und das Amüſement des Königs, — das ſind die beiden Stützpfeiler, auf denen ihre Zukunft beruht. Gelingt es ihr, ihre Exiſtenz feſt an ihnen zu verankern, ſo hat ſie den Befähigungsnachweis für die große Maitreſſe erbracht, hat ſich dem König unentbehrlich gemacht. Ein kleines Liebchen behält er nur, ſolange er ſie liebt, die große Maitreſſe aber bleibt, auch wenn er ſie nicht mehr liebt, auch wenn er zur Ergötzung des Hofes die Tür vermauern läßt, die von ſeinen Appartements nach den ihrigen führen. Sie bleibt, weil ſie ſeine rechte Hand, der erſte, verantwortliche und unabſetzbare Staats- und Vergnügungsminiſter geworden iſt ... —

In früheren, primitiveren Zeiten gab es noch ein anderes, ſehr einfaches Mittel, um den Herrſcher dauernd zu feſſeln, um vielleicht ſogar ſeine Gemahlin zu werden: man gebar ihm einen Sohn. Sowohl Gabrielle d'Eſtrées wie Henriette d'Entragues wären zweifelsohne Königinnen geworden, wenn nicht ein widriges Geſchick ihnen das

Ungeborene vernichtet hätte. Aber über die Tragik und die Hoffnungen ihres Lebens sind viele Jahrzehnte weggegangen, und die dynastischen Rücksichten sind immer verzwickter, die höfischen Formen immer starrer geworden. Die Königsfreundin hat von der Mutterschaft nichts mehr zu hoffen, von der Kinderlosigkeit nichts zu fürchten. Der Sonnenkönig vergötterte zwar die schlechte Brut, die ihm die Montespan gebar, aber deswegen mußte doch die Montespan der Maintenon weichen. Frau von Pompadour dagegen, die dem König nie ein Kind geschenkt hatte, blieb unangefochten auf ihrem Posten, bis zum Tode. Madame la Marquise zieht also ein Krähstimmchen, das dem König „Papa" zuruft, gar nicht in den Kreis ihrer Betrachtungen; sie würde sich seiner ja nicht schämen, wie die sentimentale Lavallière, würde es auch nicht geschmacklos als „das Kind des Königs" der breitesten Öffentlichkeit vorführen, wie Fräulein von Romans es tat, aber wenn sie es recht bedenkt, ist es doch besser, nicht ein Wesen in die Welt zu setzen, das der Mutter vielleicht die Schönheit kostet, ohne ihr eine andere Garantie dafür zu bieten.

Sie lächelt. Braucht sie überhaupt noch Garantien, sobald sie erster, verantwortlicher und unabsetzbarer Minister ist?! Nein, denn alle Garantien liegen dann in ihr selbst und in der eigenen Geschicklichkeit. Franz, Heinrich oder Ludwig wird dann überhaupt nicht mehr die erste Rolle in ihrem Leben spielen. Sie wird ihm zwar keine großen Untreuen gestatten, wird jede wirklich gefährliche Nebenbuhlerin kalt und geräuschlos entfernen, aber über kleine Untreuen wird sie hinwegsehen, wie sie seit langem schon über seinen Egoismus und seine Herzlosigkeit wegsieht. Vielleicht wird sie sich sogar zur Intendantin seiner Erotik machen, um ihn ganz fest, ganz still zu halten, um nicht durch sein ewiges Amüsementbedürfnis in ihrem großen Tagewerk gestört zu werden. Denn, ma foi, sie arbeitet ja Tag und Nacht! Präsidiert dem Staatsrat, den Ministerkonferenzen, schließt Allianzen, ernennt Generäle, entwirft Kriegspläne und beweist, da sie die Truppenstellungen mit Schönheitspflästerchen markiert, daß in ihren Händen auch eine Mouche noch tiefere Bedeutung gewinnen

kann. Sie gründet Militärschulen, Erziehungsinstitute, hebt Industrien, die bis dahin brach gelegen, protegiert Künstler, Maler, Bildhauer, Architekten, Dichter und Schriftsteller und muß nebenbei noch studieren, eifrig und gründlich studieren. Der König freilich kommt mit ein bißchen Lesen, Schreiben und Latein ad usum delphini aus, Katharina von Rußland darf's riskieren, nicht zu wissen, wie lang eine Seemeile ist, die große Maitresse aber muß sich wohl hüten, sich irgendeine Blöße zu geben, muß im Gesetzbuch ebenso Bescheid wissen wie in der Verwaltung, im Heerwesen oder in der Geschichte fremder Länder. Und weil sie liest und lernt, als wäre sie nicht die mächtigste und scharmanteste Frau, sondern ein kleiner Professor, schmeichelt es ihrer Eitelkeit, wenn die Künstler sie auf ihren Porträts mit den Attributen der Gelehrsamkeit umgeben, von Büchern und Rollen umlagert oder gar den Erdball in anmutiger Ergebenheit vor ihre schmalen Füße gelegt ... —

So nehmen die Jahre, die Jahrzehnte langsam ihre Jugend, ihre Kraft und ihr Leben mit. Der König tut, was er all sein Leben lang getan hat, jagt, tafelt, liebt und frömmelt, sie aber beherrscht nach wie vor den Mechanismus der Staatsmaschine, wenn die Hände auch hager und zitterig geworden sind vom Fieber, das ihren Körper durchkriecht, wenn Leben und Menschen ihr auch so viele Enttäuschungen gebracht haben, daß sie vor Ekel oft tagelang kein Wort über ihre Lippen bringt. Der König, für dessen Entlastung und Unterhaltung sie von jeher trefflich gesorgt hat, wird ihr mit schöner Rücksichtslosigkeit bis zum letzten Augenblick alle Geschäfte aufhalsen, die ihm lästig oder schwierig sind, so daß sie vielleicht einmal verzweifelt aufschreit: „Dieser Mensch hat niemals jemand geliebt, als sich selbst.“ Vielleicht. Vielleicht aber bereitet es ihr noch eine letzte Genugtuung, daß er ihr gestattet, in Versailles zu sterben, was eigentlich nur dem königlichen Blut zukommt. Das ist für sie sehr ehrend und für ihn wesentlich bequemer, als wenn er der Verlöschenden die Staatsgeschäfte nach Paris oder auf abgelegene Schlösser nachschicken müßte. Gar viele Legenden sind geschrieben worden über die Ausbeutung des Landes durch die

Maitresse; wie sie aber vom König ausgebeutet wurde, hat nie jemand erzählt ... —

Er wird ihr also gestatten, in Versailles zu sterben, und sie wird es mit aller Würde und aller Grazie tun, die sie im Leben trug. Unmittelbar nach ihrem Abscheiden wird Majestät die Leiche als lästiges Memento mori fortschaffen lassen, und acht Tage später wird man schon eifrig nach einer neuen Freundin für ihn Umschau halten. Madame la Marquise aber ist über diese letzte Herzlosigkeit weder erstaunt noch betrübt. Mag Versailles sie auch beschämend schnell vergessen, so wird sie doch weiterleben im Gedächtnis der Nachwelt. Verhöhnt, beschimpft, verleumdet, — aber weiterleben wird sie. In den Scharlachmantel ihres Königs eingeschmiegt, wird sie an seiner Seite durch die Geschichte schreiten, ein kleines, stolzes Lächeln um die Lippen, daß es ihr gelang, zugleich ein Weib und ein Wille zu sein ...

Nun ist doch der Schlaf an das Lager mit den Goldamoretten getreten. Rote Mohnsträuße entblättert er, streut die purpure Pracht auf Augen, Stirne, Mund und Brust der Schläferin, daß sie tiefatmend liegt und phantastische Träume um sie her schweben. Ein langer Reigen schöner Frauen schreitet stumm um ihr Bett, — all die Liebchen und Liebsten, die je ein König am flatterhaften Herzen gehalten. Die träumerischen und die heiteren, die kriegerischen und die zagen, die verliebten und die spröden, die sentimentalen und die übermütigen. Drei ragen aus ihrer Mitte hervor, drei, die Königinnen glichen an Macht und Glanz: Diane de Poitiers, Frau von Maintenon und Frau von Pompadour. Stumm gleiten die stolze Herzogin und die reizende Pompadour vorüber, die Maintenon aber lüftet ein wenig den klösterlichen Witwenschleier, der ihr über die Stirne fällt, hebt die Rechte empor und sagt mit ihrem gouvernantenhaften Ton: „Beten Sie, liebes Kind, beten Sie um ein langes Leben, dann werden Sie erreichen, was ich erreicht habe!“ Dann streckt sie voll Selbstbewußtseins die Rechte aus, an deren Goldfinger der königliche Ehering funkelt.

Durch den kleinen Spalt hinter der blaßgelben Seidenportiere, wo sich gestern abend der Kerzenschein hinausgestohlen, fällt jetzt ein Sonnenstrahl, der Madame la Marquise weckt. Sie schlägt die Augen auf, lächelt, lauscht. Wie heute Nacht so schleichen auch jetzt Haß und Neid um ihre Tür. Sie hört die Schritte, denkt ihnen aber nicht nach. Sie ist noch im Bann ihres Traumes, im Bann der Gouvernantenhand, an der der Goldreif funkelte. In ungestümer Sehnsucht streckt sie die Arme aus: „Ein langes Leben, ein langes, langes Leben!“ Warum sollte es ihr nicht gewährt werden? Warum sollte sie's nicht erreichen? Sie streckt sich wohlig aus, fühlt in jeder Sehne Kraft, in jedem Muskel Jugendlust. Am liebsten möchte sie jetzt gleich aufstehen und mit den Vorarbeiten für ihr großes Tagewerk beginnen. Aber horch, es klopft. Die Kammerfrau tritt ein, bringt die Frühstücksschokolade und — welch zarte Aufmerksamkeit von Sr. Majestät! — ein Körbchen voll der köstlichen Champagnerbiskuits, die der Leibkoch bis jetzt nur für den König backen durfte, die er künftighin aber auch für Madame la Marquise dichten wird. Madame la Marquise ist sehr enchantiert und betrachtet die Champagnerbiskuits als ein verheißungsvolles Omen. Während sie frühstückt, tritt die zweite Kammerfrau ein, bereitet die Mischung aus Eselsmilch und Zitronensaft, mit der sich Madame waschen läßt, ehe sie sich erhebt. Während die Kammerfrauen ernsthaft und eifrig um sie bemüht sind, fühlt sie ein köstliches, kleines Fieber in ihren Gliedern aufbrennen, das Fieber, das man bei jeder Primeur empfindet. Alles was sie heute erlebt, ist ja Primeur. Die Kammerfrauen streifen ihr die Seidenstrümpfe über, werfen einen wundervollen Saut-de-lit um ihre Schultern, rücken den Putztisch zurecht, den geschweiften Armsessel und das Fußkissen, damit Madame sich in einer graziösen Pose vor ihrem Spiegel niederlassen kann. Draußen im Vorzimmer regt sich's auch schon, ein paar Höflinge, ein paar Maler und ein paar Literaten kommen herbei, nicht gar viele, aber im Laufe der Zeit werden es ihrer mehr werden und immer mehr, so daß das Vorzimmer kaum mehr ausreicht. Madame weiß das bestimmt und

iſt ganz zufrieden. Sie ſetzt ſich an ihren Putztiſch, gruppiert die Kammerfrauen maleriſch um ſich her; der Friſeur tänzelt herbei, die Türen nach dem Vorzimmer fliegen auf — —

Madame la Marquiſe hält ihr erſtes Lever.

Es war.

Von

Ludwig Fulda.

Scheint eurem Wahn Vergangenheit vergangen?
Iſt ſie nicht wirklicher als Gegenwart?
Das Jetzt entflieht, das Einſt jedoch beharrt
Und hält in ſeinen Maſchen euch gefangen.

In welche Ferne könnt ihr je gelangen,
Wo nicht ſein Antlitz in das eure ſtarrt?
Habt ihr Geweſ'nes noch ſo tief verſcharrt,
Muß ſtets vor ſeinem Auferſtehn euch bangen.

Nie könnt ihr dem entgleiten, was entglitten;
Es iſt ein Band, das nimmer reißt entzwei
Und ſtärker wird, wenn mit Gewalt zerſchnitten.

Ihr ſchreitet, und der Schritt, der ſcheinbar frei,
Wird eingeſchient von euren vor'gen Schritten;
Ihr eilt und kommt am Geſtern nicht vorbei.

„Ad duos amantes."

Von M. E. delle Grazie.

Dieſes aber ſtehet geſchrieben über der Unterwelt der Heiden und den Toren unſerer Hölle: ‚Stärker denn alle iſt die Liebe.'

In ſchönen, feſten Zügen hatte der bärtige Baſilianer von San Silveſtro in capite dieſe Worte in ſeine „Chronik" gemalt. Nun ſchloß er den dickleibigen Folianten und ſah durch die Gitter ſeiner Zelle in den Abend hinaus, der wie ein Triumphator über die ſabiniſchen Berge heraufkam, ganz in Gold und Purpur gehüllt. Die Zelle lag hoch, und ſo war es ein mächtig Stück der ewigen Stadt, das der junge Mönch von hier überſchauen konnte: Paläſte und Kirchen und Obelisken und Ruinen. Die ragenden Säulen der Kaiſerforen und jene finſteren Türme, die einſt die händel- und beuteſüchtigen Barone Roms mitten ins Herz der Stadt gepfählt, bald dem Papſte, bald dem Kaiſer zu Trotz, allen anderen aber gewiß zuleide. Nun hatte der junge Mai ſein flatternd Grün über all den grauen Spuk geworfen. Dem einſamen Mönch aber kam es wieder einmal ſo recht zu Sinne, wie nah hier Tod und Leben nebeneinander hauſeten; wie fremd und feindſelig ſich die ſteinernen Zeugen der vergangenen Jahrhunderte in die verwitterten Züge ſtarrten, ob auch die marmorenen Säulen und Architrave dieſelben waren, die nun von den Kirchen der Chriſten und den Paläſten der Großen zu den Ruinen der toten Götter hinüberſahen... Wie zwei Jahrtauſende einander grüßten und wieder ſchroff voneinander Abſchied nahmen, oft über eines einzigen Weges Breite hinüber. Ja, es war eine ſeltſame Stadt dieſes Rom! Die ſeltſamſte und geheimnisvollſte, von der die Chronik des lieben Gottes berichtet. Wer darin zu leſen verſtand, der fand des Staunens kein Ende. Die geheimnis-

vollſte und ſeltſamſte Liebesgeſchichte aber, die je in dieſen Mauern geſpielt, die hatte der junge Baſilianer heute in die Chronik ſeines Kloſters eingezeichnet. Und wie er ſie nun in Gedanken noch einmal vor ſich erſtehen ließ, war ihm, als wäre ſie um nichts älter und um nichts jünger, als dieſe ernſte, wunderliche Stadt. Denn auch in ihr grüßten ſich zwei Jahrtauſende und nahmen zwei Jahrtauſende voneinander Abſchied. Auch aus ihr wuchſen die Tempel der Heiden empor und die erſten Kirchen der Chriſtenheit. Auch in ihr kämpften die alten Götter und der neue Gott um die Herrſchaft über die eine, einzige Stadt. Zwei Menſchenkinder aber ſtanden ſich darin gegenüber — durch nichts getrennt, als durch eines Weges Breite, und konnten doch nicht zueinander finden, weil die Götter der Heiden und der Gott der Chriſten es anders wollten. Bis die Liebe die wunderſame Brücke ſchlug über desſelben Weges Breite hinüber — ſie, die ſtärker iſt denn alles und alle.

Was hatte der arme Chroniſt bisher von der Liebe gewußt, — einſam und eingeſchloſſen, wie er hier ſaß? Und Gott verhüte, daß ſie jemals ſo kam und ſeinen Frieden ſtörte, der wie eine blaſſe Paſſionsblume im Dämmer ſeines Kloſters erblüht war. Erſt auf der einſamen Höhe des Monte ſoracte; nun hier, in San Silveſtro in capite, das die Reſte des großen Papſtes und Heiligen barg, von dem eine fromme Legende berichtet, daß er es geweſen, der den Kaiſer Conſtantinus getauft und deſſen Feſt die Kirche an den Schluß des Jahres geſtellt, wie an eine Grenze, die das Alte hinfort ewig von dem Neuen ſchied. Auch nur über eines Weges Breite.

Wie der junge Baſilianer aber nun den Korſo hinabſah, in der Richtung, in der heute die Kirche Santa Maria in Via lata ſteht — ſah er eine mächtige Staubwolke gen Himmel ſteigen; gelblich grau, wie ſie der uralte Travertin von ſich gibt, den ſie wieder einmal dort in Trümmer ſchlugen. Nachdem er zuerſt die Triumphbögen der Heiden, dann die Tempel der Chriſten und zuletzt die Raubburgen der Barone Roms bilden geholfen.

Es war das „Palatium Camillianum“, das dort in

Trümmer gelegt wurde, mit ihm der finstere Turm der Aldenari und das uralte Kloster der ehrwürdigen Matres von Sankt Cyriacus. Der mächtige Gebieter Roms, Papst Innocenz VIII., hatte Hammer und Kelle dorthin befohlen: den Hammer, um die altehrwürdigen Bauwerke der Erde gleich zu machen, die Kelle, um der Santa Maria in Via lata ein schöneres und geräumigeres Heim zu erbauen. Denn es war diese Kirche eine der ältesten Diakonien Roms und vieler Wunder und Gnaden berühmt.

Die Stätten aber, die dort in Trümmer gelegt wurden, hatte der Mönch von San Silvestro in capite Name für Name in der Liebesgeschichte verzeichnet gefunden, die er in seine Chronik eingetragen. Das „Palatium Camillianum", den „Turm der Aldenari", den ein Sasso de Susanna anno Domini 1193 über dem „Arcus Camilli" errichtet und den frommen Schwestern von Sankt Cyriacus geschenkt. Vor allem aber das kleine Kirchlein: „Sancti Salvatoris ad duos amantes", das die Erinnerung an jene wundersame Liebesgeschichte so lang und so treu in frommem Gedenken erhalten. Denn der Name, den jenes Kirchlein trug, war vor grauen, grauen Zeiten der Name einer Straße des annoch halb heidnischen Roms gewesen ... „Ad duos amantes!" Nur eines Weges Breite lang ... hinüber, herüber, und doch unerreichbar für die Zwei, die dort voneinander Abschied nahmen. Bis die Liebe kam und Christus und mit den beiden das Heil und das Wunder.

Ob der Herr und sein Stellvertreter auf Erden auch heute so tun würden wie damals? Zwei Gelübde lösen, die als ewig galten, um zwei Menschen zu vereinigen, deren Liebe stärker war, denn alles und alle?

Die fromme Einfalt des Mönches wagte es nicht auszudenken. Wie ein Blitz aber fuhr es ihm plötzlich durch die Seele, daß seit jenem Geschehen und dem Tag, da er seine Chronik beendet, genau ein Jahrtausend verflossen war. Unter den Päpsten Gelasius und Symmachus hatte sich jenes Wunder der Liebe ereignet. Nun stand die ewige Stadt im achten Jahre der glorreichen Herrschaft Innocenz' VIII. 492 und 1492! Wieder grüßten und schieden sich zwei Jahrtausende über eines Weges Breite hinüber.

Schier andächtig wurde dem jungen Basilianer zumute, daß er die Hände faltete und wie betend in die gelbgraue Travertinwolke hineinstarrte, die so viel ehrwürdiges Gedenken dort über alle Straßen Roms hinstreute. Auch über jene, von der heute nur wenige wußten, wie sie einmal geheißen.

„Ad duos amantes."

Wollen wir nacherzählen, was der Mönch in seine Chronik geschrieben!

⁂ ⁂ ⁂

Es waren dies die Jahre, da Italiens heiliger Leib wie ein Leichnam dalag: zertreten von den Füßen der Barbaren, zerrissen von ihrer Gier. Noch war kein halbes Jahrhundert verflossen, seit die Hufe der Hunnenpferde die Via Appia zerstampft. Daß Attila Italiens Schmach nicht auch über die Sacra via getragen, dankte Rom dem Nachfolger Petri. Drei Jahre später plünderten die Vandalen die ewige Stadt, und ihr Gebieter, Geiserich, sah von der Höhe des Palatins auf die geschändete Braut der Cäsaren. Es kamen die Jahre der Herrschaft Odoakers. Sie brachten einige Ruhe und den Frieden Christi denen, die da glaubten. Noch aber lebten auch mächtige Heiden in Rom. Blutenden Herzens sahen sie den Verfall des Reiches, mit Ingrimm und Trauer, wie Tempel um Tempel verfiel. Den alten Göttern treu, schrieben sie alle Schmach und jedes Ungemach dem Zorn der Verlassenen zu. Der Tempel des Jupiter victor stand leer. Das heilige Feuer der Vesta war erloschen. Prozessionen mit flatternden Kreuzesfahnen zogen über die Stätten, die einst den Göttern heilig waren.

„Büßt, büßt, büßt!" predigten die Priester der Christen auf ihren Kanzeln. „Für die Sünden eurer Väter und dieser Stadt, die eine Buhlerin des Satans war."

Selbst die wenigen, die annoch ungetauft geblieben, begannen christlich zu tun. Und wär' es bloß des Vorteils halber. Die letzten der vornehmen Heiden aber rafften sich noch einmal auf. Schwach und schartig war das Schwert des Römers geworden. Doch seine Zunge hatte noch Witz; sein Geist konnte noch zünden wie ein Blitz des

Jupiters. Und manch einer dieser Heiden saß noch im Senat und ließ, nun die Stunde gekommen, die Maske fallen, bekannte sich noch einmal laut und mutig zu den Göttern und Laren, die Rom groß und mächtig gemacht.

Es geschah dies in demselben Jahre, da mit den Scharen Theoderichs sich neues Unheil gegen Rom heranzuwälzen begann. Schon lag er mit dem Heer Odoakers in blutigem Streit um Ravenna. Wie in einem Krampf erbebte Italien unter dem brutalen Streit der Barbaren. Roms Bischof aber fand, es wäre nun die rechte Stunde, die letzten Bräuche des Heidentums abzutun. Er untersagte zum ersten Male die Feier der Lupercalien.

„Wer an dem Umzug teilnimmt, und wenn er auch nur mehr einen Scherz bedeuten will, verfällt dem Bann!" ließ der Papst von allen Kanzeln verkünden. Papst Gelasius, der Afrikaner. Dagegen setzte er für den Tag der Reinigung Mariä ein neues Fest an, dessen Pomp und Weihe auch die letzten Heiden überzeugen sollte, daß Rom in Wahrheit nur mehr einen Gott und einen Herrscher habe: Jesus Christus und seinen Stellvertreter.

Nun traf es sich, daß zu aller Not der Tage auch wieder eine schlimme Seuche in Rom zu wüten begann. Ein Übel, von dem die Stadt im Laufe der Jahrhunderte oft heimgesucht worden und das ein uralter Volksglaube dem giftigen Atem eines Drachen zuschrieb, der in einer Höhle unter dem tarpejischen Fels hausen sollte. Solange der Glaube an die alten Götter noch lebendig gewesen, hatte Rom auch diesem Ungeheuer seine Opfer dargebracht. Die Opfer waren entsetzlicher Art. Einmal in jedem Monat waren die Priester des Ungeheuers mit eingeweihten Jungfrauen die hundertsechzig Stufen hinabgestiegen, die, gleichsam in die Unterwelt führend, die Opfernden und Eingeweihten Schritt für Schritt vom Licht entfernten. Bis sie eine Welt umgab, über deren Erscheinungen und Geheimnisse zu sprechen, bei Todesstrafe verboten war. Und weil von dem entsetzlichen Kult dieses Ungeheuers nie etwas ruchbar geworden, hatte sich der Glaube an diesen Schreckensgott bis zur Zeit Konstantins erhalten. So daß der Drache Roms der letzte Gott war, dem die geängstigte Stadt

Im Atelier. Gemälde von Lajos Márk.

geopfert hatte. Erſt Papſt Sylveſter, derſelbe, dem die Legende die Taufe Conſtantins zuſchrieb, war des Ungeheuers Herr geworden und mit vielen ſeiner Prieſter die ſchaurige Treppe hinabgeſtiegen, die zur Höhle des Entſetzlichen führte. „Allwo er ihn band und mit ehernen Ketten einſchloß und feſt verwahrte bis an den Tag des letzten Gerichtes.“ Und „der größte Teil der Menſchen der Stadt Rom bekehrte ſich dieſes Wunders wegen zum Chriſtentum“, wie die Legende berichtet.

Darüber waren faſt zwei Jahrhunderte vergangen und nun — ja nun! So entſetzlich die böſe Seuche auch wütete, faſt freuten ſich die Heiden darüber! War ſie doch ein Beweis, daß auch der große Magier der Chriſten nicht ſtark genug geweſen, die finſteren Mächte der Unterwelt zu binden, die ſich ſtärker und furchtbarer denn je erhoben, um Rom für ſeinen Abfall zu züchtigen.

„Der Drache will wieder ſein Opfer haben!“ ſchrien die letzten Heiden in der geängſtigten Stadt herum, und einer ihrer reichſten und annoch mächtigſten, der Senator Andromachus, verfaßte eine ganze Streitſchrift, in der er den Chriſten deutlich bewies, wie ohnmächtig der Bannſpruch Sylveſters geweſen; auch verhöhnte er ſeinen Nachfolger Gelaſius wegen der „Candelora“, wie die Prozeſſion genannt wurde, die der Papſt für den Tag der Reinigung Mariä und an die Stelle der Lupercalien geſetzt.

„Wer iſt nun ſtärker?“ rief Andromachus am Schluſſe ſeines Schreibens aus. „Euer gekreuzigter Rabbi oder die Götter Roms?“

Und der Schreck, der vor der Seuche einherging, gab ihm recht. Bis die Heiden bei Tag und die Chriſten, die annoch ſchwach im Glauben waren, des Nachts zu ihm ſchlichen und fragten, was zu tun wäre?

Und für alle hatte Andromachus dieſelbe Antwort:

„Opfert dem Infernus.“

Das Haus des Andromachus war eines der prächtigſten Roms und ſtand an der Via lata, den Ruinen des Tempels gegenüber, in dem die Römer einſt dem Gott der Sonne geopfert. Fünftauſend Sklaven gehorchten ihm.

Das Weib des Andromachus war tot. Nur ein einziges Kind ſollte einmal all ſeinen Reichtum erben: die ſchöne, kaum vierzehnjährige Acte. Und Acte liebte den Vater. Denn ſolange ſie denken konnte, hatte er ſie mit Glück und Glanz umgeben. Was ihr Gutes und Liebes geſchah, hatte ſie aus ſeiner Hand empfangen: die köſtlichen Leckerbiſſen des Tages, erleſenes Spielzeug, herrliche Juwelen und prächtige Gewänder; ſeltene Tiere, mit denen ſie ſpielen konnte, als wären es Menſchen, und hinwiederum Menſchen, die ihre Laune nicht höher zu achten brauchte, denn ein Tier. Ob ſie nun mit ihnen ſpielte oder ihnen wehtat. Als aber Acte klug genug war, das entgegenzunehmen, was ihr Vater ſelbſt als ſeinen köſtlichſten Schatz erachtete und als ſein heiligſtes Erbe, gab er ihr den Glauben an die alten Götter. Wenn auch die meiſten der Sklaven, denen Andromachus und Acte geboten, ſchon heimlich oder offen ihr Kreuz ſchlugen. Und das ſonnige Kind nahm dieſen Glauben unbeſehen hin, wie es bisher Speiſe und Trank genommen und Kleider und Puppen und Juwelen. Der Gott der Chriſten war für ſie der Gott der Sklaven. Jeden Sklaven aber konnte Acte töten laſſen, ſo es ihr gefiel ...

Jeden — nein!

Da war einer, mit dem ſie von klein auf ſpielte: der blonde Succat, eines gäliſchen Sklaven Sohn. Wie ein Tier hatte er bisher ihrem Winke gehorcht. Wie ein guter Genius all ihre Schritte bewacht. Wußte Andromachus den Succat bei Acte, hatte er weiter keine Sorge um ſein Kind.

Von Schmetterlingen und Blumen, von fernen Ländern und märchenhaften Schätzen hatten die Kinder bei ihren Spielen geſprochen. Nie aber von ihren Göttern. Darüber waren ſie groß geworden und gute Freunde geblieben, ſchöne, ſonnige Jahre lang.

Wo Succats kurzgeſchorener Blondkopf aufleuchtete, flatterten ſicher auch Actes braune Locken im Wind.

„Quis separabit?“ ſcherzte Andromachus oft hinter ihnen her, wenn er ſie Tag für Tag ſo nebeneinander ſah.

„Wer wird ſie trennen?“

Und der Himmel Roms leuchtete zu ihren Spielen. Eine Welt der wunderbarſten Pflanzen und Blumen um-

duftete sie wie ein Atem steten Glückes. Reichtümer, die Generationen in aller Welt gesammelt, um sie in diesem einen Hause anzuhäufen, umgaben sie mit ihrem Glanze.

Und die jonischen Säulen des Peristyls stiegen wie die Tempelhallen der alten Götter um sie empor und trennten sie von allem, was draußen Streit hieß und Hader.

⁂ ⁂ ⁂

Je näher der Tag kam, an dem Papst Gelasius zum erstenmal die „Candelora" zu feiern gedachte, desto seltsamer und geheimnisvoller wurde das Treiben im Hause des Andromachus. Boten kamen und gingen. Vornehme Römer, die ihr Heidentum schon abgeschworen oder lange nicht mehr zur Schau getragen, wurden tägliche Gäste. Eifriger denn je opferte Andromachus den Laren seines Hauses. Waren die Tempel der Götter doch geschlossen und ihre letzten Priester zerstreut in alle Welt, so sie nicht als Diener des Gekreuzigten den neuen Glauben verkünden halfen. Und eines Tages, als die violenfarbige Dämmerung des frühen Winterabends schon schwer und traurig über der Stadt lag, pochte ein seltsamer Gast an das Tor des Andromachus. Er trug eine purpurne Toga, darüber einen scharlachfarbenen, schwer in Gold gestickten Mantel. Das greise Haupt bedeckte ein diademartig zulaufender Kopfschmuck. Seltsam geformte Sandalen aus weißem Riemenzeug umschlossen seine Füße. Ein langer, eisgrauer Bart wallte ihm bis an den Gürtel.

Es war ein stürmischer Abend, und die wenigen, die auf der Straße seinen Weg kreuzten, sahen verwundert hinter dem Alten drein. Blieben auch eine Weile stehn und sannen kopfschüttelnd nach, welcher Zeit er wohl entstammen möchte? Der heidnische Sklave aber, der in diesen Tagen auf Geheiß des Andromachus allein den Dienst an der Pforte versehen mußte, hatte ihn kaum erblickt, als er schon voll Ehrfurcht zu seinen Füßen lag und einen Gruß stammelte, in dem ein frommer Schreck und eine scheue Unterwürfigkeit sich mischten. Und während er den bernsteinfarbigen Seidenvorhang hob, der das Atrium abschloß, bebten die Finger seiner Rechten.

„Ave Pontifex maxime!" stammelte er noch einmal.

Darauf glitt er hinweg und legte sich wie ein Hund an der Schwelle nieder, die er nun doppelt zu hüten hatte, wie er wußte.

Andromachus und sein Gast waren allein.

„Du hast mir sagen lassen, daß es an der Zeit wäre!“ sprach der Greis. Seine Stimme klang leise aber fest, und während er die dürre Rechte langsam durch die Silberwelle des Bartes gleiten ließ, lag sein Blick wie forschend auf dem Antlitz des Andromachus.

„Ich bin meiner Sache gewiß,“ entgegnete der Senator. „Aber geruhe deine Heiligkeit, erst Platz zu nehmen!“ Damit schob er dem Pontifex den elfenbeinernen Thronsessel unter den Leib, und als der Greis Platz genommen hatte, beugte er sich tief vor ihm und sprach: „So ist meinem Hause Heil widerfahren! Die Götter kommen mit dir.“

„Aber weißt du gewiß, daß wir zwei nicht die letzten sind, die noch an sie glauben?“ fragte der Greis. Und sein Blick glitt zur Seite, in seiner Stimme war ein Flackern, wie von einem verlöschenden Feuer.

„Fünftausend sind noch bereit, dem Infernus zu opfern,“ erwiderte Andromachus rasch. „Ich habe ihr Wort und ihren Schwur. Wenn Rom aber sieht, daß fünftausend zum Opfer ausziehen, können es auf dem Wege dahin leicht zehntausend werden. Und wenn die Seuche erlischt, wer weiß wie viele noch?“

„Dein Glaube ist noch stark,“ sprach der Pontifex maximus leise.

„Du bist doch bereit?“ stammelte Andromachus betreten. „Oder glaubst du mir nicht?“

„Wenn du es sagst ...“ wich der Priester aus. „Nur — es war bitter, was ich soeben erlebt.“

„Hat man deine Heiligkeit beschimpft?“ fuhr der Senator auf.

„Es wäre nicht das Schlimmste gewesen,“ kam es leise zurück. „Aber niemand kannte mich mehr, wie ich so durch die Straßen ging. Fremd, fast belustigt sahen sich alle nach mir um. Ob ich auch im Opferstaat des Jupiter victor einherschritt, vor dem einst die Könige der besiegten

Völker erblichen. So ging ich wie ein seltsames Tier dahin. Wenn ich wollte, könnt' ich jetzt wieder in der Regia wohnen. Der christliche Pöbel selbst hat mich vergessen. Schweigen wir!" Und er hob die purpurne Toga empor und verhüllte darin sein Antlitz.

„Nun haben uns die Götter aber ihr Zeichen gegeben," beharrte Andromachus. „Und nur du allein weißt noch um ihren Brauch."

„Die letzte der Vestalinnen ist Christin geworden," murmelte der Priester vor sich hin. „Wer soll mir die mola salsa bereiten?"

Da erhob sich Andromachus und wie Jubel brach es aus seiner Stimme, als er erwiderte: „Die schönste und vornehmste Jungfrau, die in Rom noch zu den Göttern betet: Mein Kind!"

Der Pontifex spähte eine Weile wie lauschend um sich, neigte das bleiche Antlitz dem Andromachus entgegen und leise, wie verhauchend, kam es von seinen Lippen: „Daß der Infernus auch Menschenblut will, weißt du? ‚Nama sebesia' heißt es in den Annalen seiner Priester. Und ein Neugeborener muß es sein."

„Eine meiner Sklavinnen hat gestern ein Knäblein geboren," hauchte Andromachus zurück. „Es soll dem Infernus bluten."

„Und du glaubst, daß der Zug der Opfernden sich unbehindert durch die Straßen Roms wird bewegen können? So wie er immer gegangen? Vom Hause der Vesta aus über die Sacra via, am Lacus Orphei vorüber und von da nach dem tarpejischen Fels, wo die Eingeweihten zur Tiefe steigen ... Am hellen Tage und nach dem Verbot der letzten Cäsaren?"

„Rom hat keinen Cäsar mehr!" fuhr Andromachus auf. „Außer dir, wenn du im Namen der Götter kommst wie einst Numa Pompilius!" Und sein graues Haupt neigte sich wie in Anbetung vor dem Greis, der starr vor ihm saß, ein seltsames Lächeln auf den Lippen, im Aug' ein Geleucht', das mit heimlicher Gier die Wände entlang strich und allen Reichtum des Hauses in acht nahm.

„Übrigens werden wir schweigen, bis die Stunde kommt,"

versicherte Andromachus ernst. „Und dann wird es sich zeigen.“

„Noch eines,“ sprach der Pontifex wieder mit sinkender Stimme. „Der Ritus des Infernus gebietet, daß dieselbe Vestalin, die die mola salsa für das Opfer bereitet, sich im Angesicht des Gottes entkleide. Ist dein Glaube so stark, daß du dein Kind dem Blick des Unaussprechlichen preisgeben willst, ohne zu fürchten, daß er ihre Unschuld versehre? Bedenk' es wohl: nackt soll sie vor ihm stehen und nackt ihm den Becher reichen, aus dem sie und er trinken müssen, nachdem ihm das Neugeborene geopfert wurde. Erwäg' es noch einmal, Andromachus. Es wird erst die Probe für deinen Glauben sein!“

Eine ganze Weile blieb es still. Nur die starren Gewänder des Pontifex knisterten in das Schweigen hinein. Die mühsam geretteten, heiligen Priesterkleider, die einst die Cäsaren beim Schlachten der Opferstiere getragen und die siegreichen Feldherren Roms während des glorreichen Umzuges, den ihnen der Neid ihrer Mitbürger gestattet.

Das Haupt des Andromachus aber sank tiefer und tiefer. Der Schauer der Götter ging über ihn hin.

Endlich erhob er sich, und seine Stimme klang fest, als er erwiderte: „Warum soll mein Kind nicht tun, was alle Jungfrauen der Vesta getan? Ich bin ein Römer.“

„So will ich ihr meinen Enkel schicken, damit er sie unterweise,“ versprach der Pontifex und erhob sich. „Am Tag des Opfers aber werd' ich an ihrer Seite sein.“

„Uns geschehe, wie du sagst,“ nickte Andromachus. Keinen Sklaven rief er, den Priester hinauszugeleiten. Er selbst hob die bernsteinfarbigen Vorhänge des Atriums über dem greisen Haupt des Pontifex maximus empor und folgte ihm wie ein Diener bis an die Schwelle, die das „Cave canem“ trug.

Hinter den beiden erschauerte der Sklave, dessen Weib in dieser Nacht ein Knäblein geboren.

⁂ ⁂ ⁂

Der Enkel des Pontifex kam. Mehr noch ein Jüngling, denn ein Mann, aber von seltsam ernstem, fast

düsterem Wesen. Sein Großvater selbst hatte ihn zum Priester geweiht — zum Priester von Göttern, die nicht mehr waren. Er hieß Gratianus, wie alle Erstgeborenen seiner Familie Gratianus geheißen hatten, Jahrhunderte zurück, bis in den Nebel der Sage hinein.

Finster und hochfahrend war er und hatte große, mächtige Augen, die bannen und rätselhaft festhalten konnten. Schwere, dunkle Brauen schatteten wie Rabenflügel in das blasse Antlitz hinein. Um die Lippen lag ein Zug verhaltener Gier.

Als Acte ihn zum erstenmal erblickte, kroch es ihr wie ein Frost an die Seele. Sie, die nichts und niemanden gefürchtet hatte bis heute, fühlte Angst vor dem Priester. Und als sein Aug' auf ihr ruhte, kalt, stechend, mit einem seltsam grünlichen Schein, kam ihr die Schlange in den Sinn, die sie einmal zwischen den Büschen ihrer Villa in Tusculum gesehen. Weil sie aber fromm war, wie ihr Vater, wußte sie, was dem Priester der Götter gebührte, und tat in allem, wie er ihr sagte. Und er lehrte sie, das Speltschrot und die Salzlake bereiten, wie einst die Vestalinnen getan. Die heilige „mola salsa", mit der die Opfer bestrichen wurden und die nur einer makellosen Jungfrau Hand bereiten durfte. Von dem geheimnisvollen Gott der Unterwelt erzählte er ihr, den die Römer zu Unrecht den „Drachen" nannten und der nicht immer eines Ungeheuers Leib trug. Der eingeweihten Jungfrau vielmehr oft in strahlender Schönheit erscheine, wenn sie ihm ohne Schreck und Grauen nahe, und ihr Gleiches mit Gleichem lohne.

„Was unter diesem ‚Gleichen' zu verstehen sei?" forschte Acte neugierig. Da glitten die Blicke des Priesters von ihr ab, und seine Stimme sank zu einem Geflüster, als er entgegnete: „Nun, seine Schönheit. Die Schönheit seines göttlichen Leibes. Wie du selbst vor ihm stehen wirst. Enthüllt und doch keusch!"

Eine dunkle Blutwelle schoß in die Schläfen der Jungfrau. Eine heißere benahm ihr den Atem. Es war ein Gefühl, das ihr bis heute fremd gewesen. Als wäre sie nicht mehr ihres Leibes Herrin und käme eine fremde

Macht über sie, vor der ihr graute und die doch lockte. Ihr Herz stand eine Weile still, dann begannen ihre Pulse zu pochen. Aber der Priester der Götter, zu denen sie betete, hatte es gesagt! Es mußte also wahr sein und gut!

So nahm er ihr langsam und mit großer Kunst das Grauen vor dem Letzten, daß sie nichts mehr fürchtete und bereit war, wie blind dem Gotte zu gehorchen, der sie rief. Wenn sie nur ihrem geliebten Vater dadurch gefiel und Rom von der Seuche befreit wurde.

Am Vorabend jenes Tages aber erschien Gratianus noch einmal und brachte ihr die priesterlichen Kleider, die sie tragen sollte: den weiten, faltigen Mantel der Vestalinnen, die weiße Stirnbinde und den Schleier, sowie eine kleine, kostbare Amphora, die mit einem kunstvoll zugespitzten Onyx-Stöpsel verschlossen war. Sie barg den Wein, den Acte dem Gott in einem herrlichen Onyx-Becher zu reichen hatte, nachdem sie selbst davon getrunken. Sie wußte, daß sie diesen geweihten Wein auf ihrem Haupte bis an die Pforte der Unterwelt zu tragen hatte, ohne nach rechts oder links zu sehen, daß sie dabei mit leiser Stimme die dunklen Worte der uralten Opferhymne vor sich hersagen mußte, ohne auf anderes zu hören, was auch um sie geschehen mochte.

Als der Weihegaben letzte aber zog Gratianus ein spinnwebdünnes Hemd hervor. Es war aus dem kostbarsten Byssus gearbeitet, ein Gewebe, wie es nur in Ägypten gefertigt wurde.

„Nimm hin der Gaben heiligste," sprach er dabei. „Es ist dies Hemd unter dem Kleid der Vestalin zu tragen und das einzige Gewand, das im Antlitz des Gottes deinen Leib bedecken darf."

Damit schied er.

⁂ ⁂ ⁂

Draußen ging ein herrlicher Abend zur Neige. Stand man doch im Februar, dem Vorfrühling Roms, der die ersten Veilchen und Primeln bringt und Gärten und Hecken mit den rosa-weißen Wolken der Pfirsich- und Mandelblüten verhängt. Der warme Atem des Scirocco brütete in der Luft. Und weil es draußen gar so lenzlich war,

und die Krocus- und Tulpenkelche wie bunte Flämmchen auf den Beeten des Periſtyls leuchteten, ging Acte hinaus, um den letzten Abend zu genießen, der ſie von dem geheimnisvollen Tage ſchied.

Wie ſie aber ſo zwiſchen den Säulen auf- und abwandelte, ſtand plötzlich Succat, der gäliſche Sklave, vor ihr. Und ſein Antlitz war ſo blaß, ſeine Mienen ſo verſtört, er ſelbſt ſchien plötzlich ein ſo ganz anderer geworden, daß Acte den Genoſſen ihrer Spiele kaum wiedererkannte.

„Was iſt mit dir geſchehen?“ forſchte ſie.

Mit einem leiſen Wehlaut brach der Sklave vor ihr zuſammen.

„O Herrin, ſie wollen dich verderben!“

„Wer?“ ſtammelte Acte betroffen.

„Die Prieſter des Drachen, dem du opfern ſollſt!“

Acte ſah ihn eine Weile an, dann lächelte ſie. „Aber Succat, was weißt du davon?“

„Mehr als du,“ gab Succat zurück, „weil ich ein Chriſt bin und weiß, daß der Gott des Infernus der Böſe ſelbſt iſt! Der die Menſchen verführt hat von Anbeginn und immer wieder darauf aus iſt, ſie zu verderben. Wie kannſt du ihm opfern und zu ihm niederſteigen? Du, die ſo ſchön und rein war bis heute!“

Acte ſchwieg eine Weile. Zuletzt ſchüttelte ſie das Haupt. Und während ſie die Rechte ſanft auf die Stirne des Knienden legte, ſprach ſie vorwurfsvoll: „Hab' ich den Gott, zu dem du beteſt, ſchon einmal verunglimpft, Succat?“

„Aber deine Seele wird verloren gehen,“ brach Succat voll Leidenſchaft aus.

„Meine Seele?“ ſtaunte Acte. „Was meinſt du damit, Succat? Ich lebe ja noch. Und wenn ich einmal ſterbe... Mein Schatten ſteigt zu demſelben Gott hinab, dem ich morgen opfern werde!“

„Davor behüte dich Chriſti Blut!“ ſchrie Succat auf. Und war die Angſt, die in ſeinen Zügen geſchrieben ſtand, ſo echt und entſetzlich, daß ſich die Jungfrau eines leiſen Schauers nicht erwehren konnte. Weil ſie aber bis dahin von den Chriſten nichts anderes gehört, als daß ſie wie Beſeſſene darauf aus ſeien, die ganze Welt dem Kreuze

zu unterwerfen ... und die stolze Tochter der römischen Patrizier im Kreuze noch nichts anderes sah, als den Marterpfahl der Sklaven, sprach sie hochmütig: „Was hat das Blut eines Gerichteten mit meinem Heile zu tun? Du faselst, Succat!“

„Weil er auch für dich gestorben ist!“ erwiderte Succat fest. „Für dich und für alle, aus Liebe!“ Wie er dies aber sagte, breitete sich eine solche Verklärung über sein Antlitz, daß Acte erst nun gewahr wurde, wie schön ihr Sklave war und um wie vieles vornehmer seine Züge, denn jedes Mannes Antlitz, in das sie bis heute geschaut. Und wieder schoß eine Blutwelle nach ihrer Stirne — eine zweite nach ihrem Herzen. Wie an dem Tage, da ihr Gratianus von dem mystischen Dienst des Schlangengottes gesprochen. Während ihr aber damals die erste Beklemmung der Unlauterkeit den Atem benommen, ohne daß sie recht wußte, was da an ihr emporkroch, und sie schwach machte und trunken — war ihr nun, als dehne ein Gefühl unermeßlichen Glückes ihr Herz aus; als steige ein Jubel in ihr empor, so rein und selig, wie sie nichts gekannt hatte bis dahin und es nichts anderes gab auf dieser Erde. Auch nicht in dem reichen Hause ihres Vaters. Aus welchem Himmel kam diese Seligkeit über sie?

Ihr schien, es wären die verklärten Augen des Succat.

Und plötzlich streckte sie die Hände nach ihm, und leise, wie verhauchend, kam es von ihren Lippen: „Was soll ich also tun?“

„Deines Vaters Haus verlassen,“ eiferte Succat, „um im Blute Christi wiedergeboren zu werden! Die Dämonen, denen ihr dient, haben euer Blut gefordert. Unser Gott gab das seine hin, für die Menschen. Entscheide, wer besser ist und größer!“

Er hatte es noch nicht zu Ende gesprochen, als ein zorniger Schrei das Echo des Peristyls weckte.

„Hund ... verführst du mein Kind?“

Gleich darauf stand Andromachus vor den beiden — mit funkelnden Augen, in den Händen einen blitzenden Dolch.

„Christ!“ zischte er. „Hast du vergessen, daß Roms Patrizier wenigstens noch die Herren ihrer Sklaven sind?“

Da neigte Succat das Haupt, und während er ihm die entblößte Bruſt entgegenhielt, rief er wie in einer Verzückung: „Laß mich ſterben für Chriſtus!“

Aber Acte warf ſich mit einem wilden Schrei zwiſchen die beiden. „Schon' ihn, Vater, mir zuliebe!“

Eine Weile blieb es ſtill. Nur der Frühlingswind, der in den Lorbeerbüſchen raunte, ſtrich wie ein Seufzer an den dreien vorüber.

„Es ſei!“ ſprach Andromachus leiſe. „Und noch mehr will ich dir zuliebe tun, mein Kind, das du den Göttern geweiht biſt und dem Heile Roms! Er ſei von heute an frei! Aber den Freien jag' ich von meiner Schwelle! Möge er draußen mit den getauften Hyänen heulen, die ſich gütlich tun am Aaſe Roms!“

Und Succat ging ... langſam, ſchwer ... durch das Periſtyl, durch das Atrium, bis er den feuchten Blicken Actes für immer entſchwand.

Wie leicht und froh war der Sklave hier aus- und eingegangen!

⁂ ⁂ ⁂

Sie ſtanden vor dem ehernen Tor am Fuße des tarpejiſchen Felſens, das mit ehernen Ringen geſchloſſen war und gewaltſam geöffnet werden mußte, damit man auf die Treppe gelange, die über einhundertundfünfzig Stufen in den Schoß der Erde hinabführte. Und ſie ſtaunten, daß ſie ſo unbehelligt bis hierher gekommen. Obwohl ihrer fünftauſend waren und noch mehr, wie Andromachus dem Prieſter des Jupiter verſprochen. Aber niemand wehrte ihnen den Weg.

Ein Teil des Pöbels dachte, daß der ſeltſame Umzug eine Nachäffung der verbotenen Lupercalien bedeuten wolle, und lachte höhniſch hinter ihnen drein. Die Frommen Roms aber hielt die Candelora in Atem. Zudem war es früh am Tag, als die Heiden ſich aufmachten. Denn das Opfer mußte gebracht ſein, ehedenn die Sonne heraufkam. Die Schauer der Nacht gingen noch vor ihm her.

Mit den ſchlanken Armen die Amphora auf dem Haupte feſthaltend, war Acte wie in einem Traum durch die hallenden Straßen geſchritten. Neben ihr wandelte

der Pontifex maximus — eine goldene Truhe auf den Armen, die fest verschlossen war. Nicht einmal Acte wußte, was er darin barg.

Wort um Wort die orphische Hymne vor sich hersagend, war sie bis ans Ziel gelangt. Hatte weder nach rechts gesehen noch nach links und nichts gehört, als die eigenen Worte.

Nun hielt der Zug.

Mit einem einzigen Axthieb zerschlug ein Sklave des Andromachus das eherne Schloß, das Papst Sylvester an die Pforte des Infernus gelegt. Ein wildes Gejauchze brach aus den Reihen der Heiden, als das Erz barst. Trug es doch das Zeichen des Kreuzes!

Im gleichen Augenblick aber wandte sich der Pontifex dem Volke zu. Und während er die geheimnisvolle Truhe hoch emporhob, rief er mit weithin schallender Stimme: „Zurück, die ihr nicht geweiht seid!“

Und die Römer verhüllten ihr Haupt und wichen zurück — scheu, lautlos, mit erbleichendem Antlitz, auf den zitternden Lippen ein vages Gebet.

Es war der Infernus, der dort heraufatmete ...

Da fühlte Acte plötzlich ihren Arm berührt ... Wie ein Hauch von Menschenlippen strich es an ihrem Ohr vorüber: „So du von dem Weine nicht trinkst, kannst du gerettet werden!“

„Succat!“ fuhr es ihr durch den Sinn. Denn *seine* Stimme war es, wenn sie jemals seine Stimme gehört hatte! Doch als sie den Blick erhob, war alles leer um sie.

„Folge mir nach!“ gebot der Pontifex. Wie blind schritt sie hinter ihm her — immer weiter in die Nacht hinein, die sie umgab ... immer tiefer und tiefer. Aber die Stimme, die sie oben gehört, begleitete sie auch hier herab ... „Trink nicht von dem Wein ... trink nicht!“

Was half es, daß sie noch immer Wort für Wort die uralte Hymne vor sich hinsprach? Es war wie der Zauber einer fremden Macht, die sie mehr und mehr von dem Bann befreite, den die Künste des Gratianus um ihre Seele gelegt. Wie gut, daß er nicht auch mit herunterstieg! Ihr hätte gegraut, wenn sie ihn jetzt an ihrer Seite gewußt.

Plötzlich ſchlug ein leiſes Gewimmer an ihr Ohr. Wurde lauter und lauter. Schien mit ihr von Treppe zu Treppe zu ſteigen. Verhallte wieder, dumpf, ſeltſam, wie erſtickt.

Was war das?

Aber ſie wußte, daß ſie auch nicht eine Frage wagen durfte. Und die Tiefe, die ſich wie mit kalten Schlangenringeln um ihren ſchauernden Leib legte, ſtarrte ihr immer dunkler und drohender entgegen.

Plötzlich — ein fahler Lichtſchein.

Wie ein bläulicher Funke glimmt es auf, tanzt wie ein Irrlicht vor ihnen her ...

Die letzte Stufe!

Aber — da iſt wieder eine Pforte!

„Der Infernus!“ ſpricht der Prieſter wie mit einem Schauer. Zugleich ſtellt er die kleine Truhe nieder.

Vor der ehernen Pforte ſteht ein marmorner Opferblock, über und über von einer geronnenen Maſſe beſudelt. Ein Beil lehnt daran. Das züngelnde Licht, das wie ein infernaliſcher Widerſchein über den Altar hinſpielt, beleuchtet eine dunkle, niedrige Höhle.

Der Pontifex hat ſein Gewand emporgeſchürzt.

„Halte den Trank bereit!“ raunt er der Jungfrau zu. Er greift nach dem Beil, legt die Onyx-Büchſe mit der mola salsa auf den Altar. Nun öffnet er die Truhe. Ein Kind wimmert ihm daraus entgegen — ſtreckt die Ärmchen ins Licht hinein, atmet auf wie halberſtickt.

Mit einem Griff reißt es der Prieſter heraus ... ſtreut die mola salsa auf das blonde Köpfchen.

„Was — willſt du tun?“ ſchreit Acte. Da ſpringt die Pforte vor ihr auf, öffnet ſich weit, gähnt ſie an wie der Rachen eines Ungeheuers ... Das Beil ziſcht nieder, das Blut ſtürzt in die Opferſchale. Und wie der dampfende Strom mit leiſem Gegurgel verrinnt und verſickert, iſt es, als ſchlürfe es die Tiefe ſelbſt mit wollüſtigem Gegluckſe in ſich hinein, gierig, unerſättlich.

Da — eine Stimme dumpf, hohl, ſcheinbar noch ferne ...

„Das Blut des Unſchuldigen hat mich verſöhnt ... Gebt mir die Unſchuld!“

„Stell' die Amphora nieder und trinke!“ gebeut der Priester. Der züngelnde Lichtschein erlischt. Wie die Flamme wieder aufleuchtet, ist Acte allein.

„Trinke nicht ... trinke nicht ...!“ geht es ihr durch den Sinn. Und sie trinkt nicht.

Wie zwischen zwei geheimnisvolle Gewalten gestellt, steht sie da und wartet, welche die stärkere ist.

Plötzlich fühlt sie sich erstarren. Ein schillerndes Etwas wird in der Öffnung der Pforte sichtbar — schiebt, drängelt und ringelt sich ihr entgegen: der schuppige Leib einer Schlange, blau-grün, entsetzlich — ungeheuer. Und diese Schlange hat ein Menschenhaupt, glinsert sie mit Augen an, die nur der Unterwelt gehören können. Ein bärtiges Mannesantlitz ist es, das zu ihr emporblickt — mit einem Lächeln, das ihr das Blut gerinnen macht. Die Priesterbinde einer assyrischen Gottheit verhüllt die Stirne. Der Bart hängt in einem edelsteinfunkelnden Goldnetz.

„Laß mich trinken,“ befiehlt der Gott.

Mit einem Schauder greift sie nach dem Onyx-Becher, füllt ihn, doch keinen Schritt kommt sie weiter.

„Entkleide dich,“ gebietet das Ungeheuer.

Arglos, mit bebender Hand beginnt sie die Nesteln und goldenen Fibeln ihres Mantels zu lösen. Rasch, rasch ... Je flinker sie ist, desto schneller wird die entsetzliche Zwittergestalt verschwinden ... und der Gott erscheinen, der Gott, an den sie noch glaubt!

Wie eine Wolke gleitet der weiße Mantel der Vestalin nieder. Der Leib einer jungen Göttin leuchtet durch die Dämmerung.

Ein Ruck geht durch den entsetzlichen Schlangenleib. Eine Hand stiehlt sich aus dem Leib der Schlange hervor, tastet sich wie verstohlen über den Boden hin. Näher und näher kommt die Hand.

Und plötzlich fühlt Acte — nein, weiß es, diese Hand will ihren Fuß erfassen, ihn festhalten, damit sie nicht mehr fliehen kann.

Mit einem Sprung weicht sie zur Seite. Ein Blick ist den Augen des Ungeheuers entglitten, ein Blick, den sie kennt.

„Gratianus!“ schreit sie wie aus einem fürchterlichen Traum heraus. Schreit es und greift auch schon nach dem Beil, das noch immer am Opferstein lehnt, schwingt es hoch mit einer Kraft, die ihr wie von oben kommt — schleudert es nach dem Haupt mit den glinsernden Augen.

Ein Wehlaut ... ein Zucken, das durch den ganzen Leib des Ungeheuers geht. Kein Gott — ein Mensch ist es, der sich in Todesqual vor ihr windet!

„Acte, Acte!“ schallt es plötzlich von der Höhe der Treppe her, auf der sie herabgestiegen.

Die Stimme des Pontifex! An ihm kommt sie nicht mehr lebend vorüber, sie weiß es!

Aber die Pforte, aus der sich der Betrug herausgeschlängelt? Wohin führt sie?

Über die Leiche des Betrügers hinweg, über den kalten Metalleib des Ungeheuers, das nie ein Ungeheuer gewesen, stürzt Acte in die dunkle Pforte hinein.

Stufen!!

Wie vom Tode gehetzt fliegt sie empor, höher, immer höher ... Licht kommt ihr entgegen. Erst ein fahler Schein, dem sie folgt. Plötzlich der goldene Gruß des Tages.

Sie steht auf der Höhe des Kapitols, im Tempel Jupiters. Unter ihr liegt Rom im vollen Glanz der Sonne.

Ein Gewirr zorniger Stimmen schlägt von der anderen Seite zu ihr empor, der heidnische Pöbel, der sie steinigen wird, wenn sie nicht entkommt. Wohin?

Da hallt von links her ein vieltausendstimmiger Weihgesang zur Höhe des Kapitols. Tausend und abertausend Lichter flackern die Straße entlang, die zur Kirche der heiligen Martina führt, verschwinden in der Porticus curva, tauchen wieder auf zwischen dem Sekretarium des Senates und der Apsis, die den Leib der Märtyrerin birgt.

Die Candelora der Christen! Hoch und rein und allen sichtbar flammt über den Häuptern der Gläubigen das Kreuz, das dem Bischofe Roms vorangetragen wird.

Und plötzlich kennt Acte ihren Weg.

Über die steilen Treppen des Kapitols eilt, nein fliegt sie der Candelora entgegen, halbnackt, wie eine Rasende,

der hier der Unwille Raum gibt und dort die Scheu, bis sie vor dem Kreuze zusammenbricht.

„Nehmt mich auf. Ich bin die Tochter des Andromachus!“

„Ein Wunder! Ein Wunder!“ schauert es durch die Reihen der Christen.

Und Papst Gelasius nimmt den goldenen Vespermantel von seinen Schultern und wirft ihn wie schützend über die Nacktheit des Mägdleins: „Sehet, die neue Braut Christi!“

⁂ ⁂ ⁂

„Und Acte empfing noch am selben Tage die Taufe,“ heißt es in der Chronik. „Mit ihr Andromachus, als er von dem Betruge der Priester erfahren. Das christliche Volk aber stieg nun doppelt dreist in die ‚Höhle des Drachen‘ und zerrte den Leichnam des Gratianus ans Licht, wie es ihn fand: noch in der schillernden Hülle des Drachen steckend, mit der die Jugend Roms nun ihren Spaß trieb. Denn sahe nunmehr jeder, daß der wirkliche Drache ein- für allemal verschwunden war. In die Hölle gebannt, dahin ihn Papst Sylvester verwiesen.“

Den letzten Pontifex maximus aber fand man zu Füßen seines Götzen, des Jupiters des Kapitols, von einem Beilhieb getroffen. Und wurde der Tempel des Götzen noch am selben Tage gesperrt und die Treppe zur Höhle des Ungeheuers verschüttet. Damit dem lebendigen Gotte, der zuletzt auch die Seuche besieget, allein die Ehre sei!

Es starb aber bald darauf auch der Senator Andromachus, und gehet die Sage, daß es einzig und allein sein so tief gedemütigter Stolz gewesen, der ihm das Herz abfraß. So daß Acte nun ganz allein und verlassen dastand, die Herrin ungeheurer Güter, jedoch traurig und arm im Innersten ihrer Seele. Ihre Sklaven gab sie frei, in Erinnerung an den einen, der sie vor Schmach und Tücke bewahrt. Denn fest glaubte sie, daß es Succats Stimme gewesen, die sie an der Pforte des Infernus gewarnt, von dem Taumeltrank der Priester zu trinken, der mit den Giften der libyschen Aphrodite gewürzt war. Und glaubte sie viele Jahre daran, obgleich ihr Papst Gelasius noch vor seinem Tode die Versicherung gab, daß er den Succat noch am Tage seiner Freilassung zum Diakon geweiht und

Bildnis.
Gemälde von John Lavery.

ihn mit anderen Glaubensboten nach Irland geſchickt, an demſelben Abend. Damit er den Gälen in ſeiner Sprache die Botſchaft des Heiles bringe.

Wohl hatte Acte der Freier viele, doch wies ſie jeden ab, wurde ſtiller und ſtiller. Und als ein Jahrzehnt vergangen war, entſagte ſie der Welt, ſchenkte der Kirche, was ſie hatte, und zog ſich mit einer Schar frommer Jungfrauen in ein Cönakel zurück, Armut und Keuſchheit gelobend für Lebenszeit. Dem Bräutigam aber, dem ſie ſich gelobte und der hochgelobet ſei in Ewigkeit — Jeſus Chriſtus — ihm gab ſie ihren Ring hin, wie es damals Brauch war und Sitte. Es trug dieſer Ring ihren Namenszug eingraviert und Tag und Jahr ihres Gelöbniſſes, und der Prieſter, die ihr die Gelübde abgenommen, brachte den Ring dem Stellvertreter Chriſti, der ihn mit den Ringen der anderen Schweſtern in einem goldenen Schrein verwahrte, allwo nur ſeine Hand hinkam, des Nachfolgers des Gelaſius, Symmachus. So daß ſie nun in Wahrheit geworden, als die ſie der Biſchof Roms bei der Candelora zum erſten Male begrüßt: eine Braut Chriſti.

Um ſo ſeltſamer war es nun, daß die Jungfrau auch im Dienſte des Herrn keinen Frieden fand. Vielmehr von einer heimlichen Unraſt gepeinigt wurde, wider die ſie Stärkung und Troſt ſuchte an allen Altären Roms. Am liebſten aber in dem Oratorium der Santa Maria an der Via lata, welche Kirche eine der älteſten der ganzen Chriſtenheit iſt und hochgebenedeiet durch die Anweſenheit Petri und Pauli, die nach der Legende in eben dieſem Oratorium ſollen gewohnet haben. Da es noch eines römiſchen Bürgers Haus war, der heimlich das Chriſtentum angenommen.

Wen immer aber die Kirche ausgeſandt, das Evangelium zu predigen, der las, ſo es ihm vergönnt war, lebend wieder nach Rom zurückzukehren, in dem Oratorium der Santa Maria an der Via lata die heilige Meſſe: zum Angedenken der Apoſtelfürſten, die auch als Miſſionare und Pilger hier geweilet, in eben dieſem ſelben Hauſe.

So daß es ein Kommen und Gehen war aus allen Ländern der Welt und jeden Tag ein anderer Glaubensbote der Chriſtenheit das heilige Opfer darbrachte ...

Wie Acte eines Tages wieder hier betete, das blasse Antlitz tief geneigt, fuhr sie plötzlich wie von einem Schlage getroffen, empor.

„Dominus vobiscum!“ sprach der Priester mit lauter Stimme.

Alle Andacht aber wich bei dem Klang dieser Stimme aus dem Herzen Actes. Daß sie nicht mehr hörte, nur sah und sahe. Denn es war Succat, der dort stand und die Messe las, das Antlitz dem Volke zugekehrt, wie es damals noch Brauch war.

Ein leiser Schrei floh von ihren Lippen, daß der Priester erstaunt nach ihr spähte. Und es geschah, was Gott nur begreifen kann, der solches zuläßt: die beiden ruhten Aug' in Auge eine selige Minute lang. Ob auch Succat an dem Altar des Herrn stand und Acte die Braut des Gottes war, dessen sie in diesem Augenblicke vergaß.

Und als sie nach der Messe vor den Priester trat, ruheten auch ihre Hände eine ganze Weile ineinander und lag eine Verzückung auf ihren Antlitzen, die keine Sprache kennt und keine Scham.

So daß die Sünde ganz Besitz von ihnen nahm. Wenn sie vorerst auch nur ein Wunsch war und eine einzige, zehrende Sehnsucht.

Wie aber sollten sie genesen?

War doch all ihr Heil in Christo versiegelt!

Am Abend dieses Tages traf es sich nun, daß Papst Symmachus in der Katakombe des Callistus weilte, um an dem Grabe der heiligen Cäcilia zu beten. Tiefe Ruhe war um ihn und kein Licht als die silberne Ampel, die vor der marmornen Nische brannte, so den Leib der Heiligen barg: zwischen dem Vestibulum und dem Gang, der zur Krypta führet, so die Leiber beider Päpste umschloß. Und war es eine Stunde, spät am Tage, daß Symmachus hoffen konnte, allein und ungestört zu der Märtyrerin zu beten, der seine Seele vor allem untertan war.

Wie er nun aber so kniete, in sich versunken und aller Erdenlast entrückt, schlug plötzlich das Geschluchze eines Mannes an sein Ohr und ein Gestammel, das ein Gebet

schien und doch auch wieder nicht. Nun war es ein frommer Brauch aller Pilger, so nach Rom kamen, die Papstgruft zu besuchen, am Altar der Krypta zu beten und ihre lauten Anrufungen und Exklamationen in den Tuff oder Marmor einzuritzen. Wie denn diese Proscynemen von Anbeginn ein Zeichen für die späteren Christen waren, wo sie die Loculi der Märtyrer zu suchen hatten.

Fern lag es deshalb dem Symmachus, des Mannes Andacht zu stören. Hatte die Zärtlichkeit und die Sorge frommer Christen für die Seelen jener, die sie liebten, in solchen Anrufungen der Märtyrer sich doch niemals genug getan und war die Krypta der Päpste ringsum bedecket mit den Namen der Toten und Lebenden, für die ein liebend Herz hier gebetet.

Je länger aber die Invocationes des Pilgers an das Ohr des Papstes drangen, seine eigene Andacht störend, desto klarer wurde ihm, daß die Gebete, die er hörte, mehr ein Frevel waren, denn anderes; daß er sich zuletzt erhob und verstört hinauslauschte. Denn ihm schien, es könne nur ein Rasender sein, der sich an heiligem Orte so gebärde.

Der Pilger aber, der Stab und Hut von sich gelegt hatte und keines Menschen gewärtig, noch immer schluchzend vor dem Altare lag, sprach und stammelte solches:

„O du, die sie jetzt Sophronia nennen und die ich geliebet, da sie noch Acte hieß ... Jungfrau, deren Reiz ich zu entfliehen geglaubt, da ich noch Sklave war, um nur doppelt jetzt zu werden ihres Reizes Sklave ... Warum kann ich dich nicht vergessen? Und wenn ich dich nicht vergessen konnte, warum, o du, den sie den Allmächtigen nennen, hast du mich wieder unter ihr Antlitz geführt? Hab' ich sie gesucht? Nimmermehr! Verborgen hab' ich mich vor ihr, der ich wähnte, nur ihre Seele zu lieben! Mißgönnest du mir sie, o Herr? Daß du sie zur Deinen machtest? Dann wisse: ihr Blick, ihrer Hände Druck, hat dir heute die Treue gebrochen, wie ich sie dir brechen muß, bei dem Gedanken an sie. Ich, Patricius, den sie einst Succat genannt haben!"

So klagte der Unselige. Aber plötzlich sprang er empor. Und während das Lächeln eines Wahnwitzigen sein Antlitz

verklärete, schrie er laut: „Sophronia vives! Sophronia vives!“ Und begann mit fiebernder Hand in den Tuff der Katakombe zu ritzen, was ihm die Raserei seiner Seele eingab.

Still stand der Papst, sagte kein Wort. Wie sollte er auch hindern, was Gott selber geschehen ließ? Gott mußte wissen, warum; den Menschen ziemt es zu warten.

Eine Woche verging oder deren zween, da hatte Papst Symmachus an der Via lata zu tun, allwo er ein Wegkapellchen erbauen ließ, den Heiland zu ehren und die bösen Dämonen zu verscheuchen, von denen die Sage ging, daß sie in der Saepta Julia noch ihr Wesen trieben. Denn war in dieser Basilika unter der Herrschaft der Cäsaren viel Böses beraten und beschlossen worden. Wie er aber nun, des Tagwerkes froh, heimging und es dämmerte schon des Abends Friede um ihn, beschloß er, den Fuß auch in das Oratorium der Santa Maria zu setzen, das immer einsam war um diese Stunde. Vor dem Bilde des Erlösers, das fromme Hand in den ersten Tagen des Christentums dort an eine Wand gemalet, wollte er beten. Und war dieses Bild hinter dem Altar, ganz im Dunkel und halb verblichen. Es stellete aber den Heiland dar, wie ihn die ersten Christen gemalt. Jung, bartlos, auf den Schultern das verirrte Lamm.

Eine gute Weile mochte er so gebetet haben. Da naheten Schritte und kam ein Geräusch, wie vom Kleid eines Weibes und plötzlich klagte eine Stimme durch das Dunkel hin: „O du, dessen Ring ich nicht wert bin zu tragen, gib mir den meinen zurück. Sophronia bin ich, einst Acte genannt, des Andromachus Tochter! Meinen Reichtum hab' ich zu deinen Füßen gelegt, aber nicht wein' ich dem Gelde hier nach, o mein Jesus! Mein Herz gib mir wieder, das immer dem Succat gehört, — mein Herz und mein Wort! Sophronia war deine Braut — sie ist es nimmer!“

Still blieb der Papst auch jetzt auf seinem Antlitz liegen und rührte sich nicht. Wie konnte er lösen, was der Heiland also gebunden? Nur beten konnte er, und er betete.

Als aber die Nacht kam und Symmachus ſchlafend auf ſeinem Pfühle ruhte — ſiehe, da hatte er ein Geſicht:

Chriſtus ſtand vor ihm, wie ihn die Hand des Evangeliſten an die Wand des Oratoriums in Santa Maria gemalet: hoch, bartlos, jugendſchön, auf dem Rücken das verirrte Schäflein. Und er ſprach: „Warum läſſeſt du den Succat und die Acte alſo leiden? Du, dem ich alle Macht gegeben für dieſe Welt?“

Fiel Symmachus auf ſein Antlitz und ſtammelte: „Wie ſoll ich dich verſtehen, o Herr?“

„Du fragſt noch?“ zürnte der Herr. „Iſt es nicht beſſer, tauſend Eide zu löſen, denn einen zu brechen und zum Verräter zu werden an ſeinem Gott?“

„Haben ſie doch die Gnade!“ hauchte der Papſt.

„Die iſt mein Geheimnis!“ rief der Heiland. Und während ſeine Linke zärtlich über das Vlies des Lämmchens hinſtrich, das er trug, ſprach er innig: „Siehe! Tauſende wandeln rein vor mir, aber dieſes eine hat meine Sorge heimgetragen, damit es nicht falle!“

„Was befiehlſt du, daß ich tue?“ hörte der Papſt ſich fragen. So laut, daß ihm war, er wache ſchon.

Und der Heiland erwiderte: „Löſen und erlöſen ſollſt du, wie ich es getan!“

Damit erwachte der Papſt. Als er aber das Zeichen des Kreuzes ſchlagen wollte, glitt ihm ein Ring in den Schoß. Er trug den Namen der Acte.

Noch am ſelben Tag befahl Symmachus die beiden Liebenden vor ſein Antlitz. Löſte den Eid des Patricius, daß er wieder Succat wurde und frei. Band die Sophronia von ihren Gelübden los.

Und als die beiden vor ihm ſtanden, nicht wiſſend, was ſie denken ſollten, ſprach er: „Werdet des Wunders froh, das der Herr getan, um euch zu behalten als die Seinen. Sehet, hier iſt der Jungfrau Ring! Ich ſteck' ihn an den Finger Succats, damit ſie ihm die Gattin ſei, die er begehrt. Denn ein großes Geheimnis iſt die Ehe, aber in Chriſto!“ Und während er die Beiden alſo aufs neue band, lächelte er und ſprach: „Quis separabit!“

Und ſagt die Legende weiter, daß die Gatten ſich in

ſeliger Nacht vereinigt. Des Morgens aber war Acte tot. Und Succat, der das Wunder des Erlöſers nun erſt ganz zu verſtehen meinte, trat vor den heiligen Vater und bat, wieder das Evangelium predigen zu dürfen: Im grünen Ireland, der Heimat ſeiner Väter.

Und ſoll er es ſein, der unter dem Namen Patrick dort gewirket und heilig geworden. Der Bund der Ritter aber, die ſich ein Jahrtauſend ſpäter in ſeinem Namen zu frommen und fürnehmen Chriſtentaten zuſammengetan, führt bis auf den heutigen Tag den Spruch im Wappen, der für alle Liebe gilt, auch vor Gott: „Quis separabit?“

Seit jenem Tage des Wunders hieß die ſchmale Straße, die von der Via lata nach dem „Palatium Camillianum“ führte, „ad duos amantes“. Das Wegkapellchen aber, das Papſt Symmachus an eben derſelben Stelle erbaute, nannte er „San Salvatore ad duos amantes“.

Damit Laien — und Prieſter und auch der heilige Vater eingedenk blieben, daß Gott ſelbſt in der Liebe der Menſchen wohnet. Amen.

Krank.

Nun lieg' ich und erwache nicht
Und ſchlafe ohne Traum,
Es ſchirmt mein Bett vor Sonnenlicht
Ein dichter, dunkler Baum.

Ich mag den leeren Tiſch nicht ſehn,
Die Vaſe ungefüllt,
Ich weiß es noch im Winkel ſtehn,
Das abgekehrte Bild.

O wie vom totgelebten Gut
Sind alle Wände voll!
Wie nähm' ich nur zum Wachen Mut,
Da ich vergeſſen ſoll.

Karl Freye.

Der freie Kopf. Von Alfred Polgar.

Melchior Ratzenmüller ist gestern ins Irrenhaus gebracht worden. (Und bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in einem Einspänner gefahren.) Es war höchste Zeit, den Mann unter psychiatrischen Schutz zu bringen, denn sein Wahn drohte ins Lebensgefährliche auszuarten. Ratzenmüller hatte seit Wochen eine wahre Manie, sich mit dem Kopfe in Diwan- und Sofaecken zu verkriechen. Manchmal tat er das so energisch, daß kleine Erstickungsanfälle die Folge waren. Nächtens, von stachlichten Träumen gemartert, bohrte er seinen Schädel wild in die Polster, und die Wirtsleute, durch dumpfes Stöhnen und Röcheln aufgeschreckt, fanden ihn keuchend, mit aplopleptischer Röte im Gesicht und schon halb verglasten Augen.

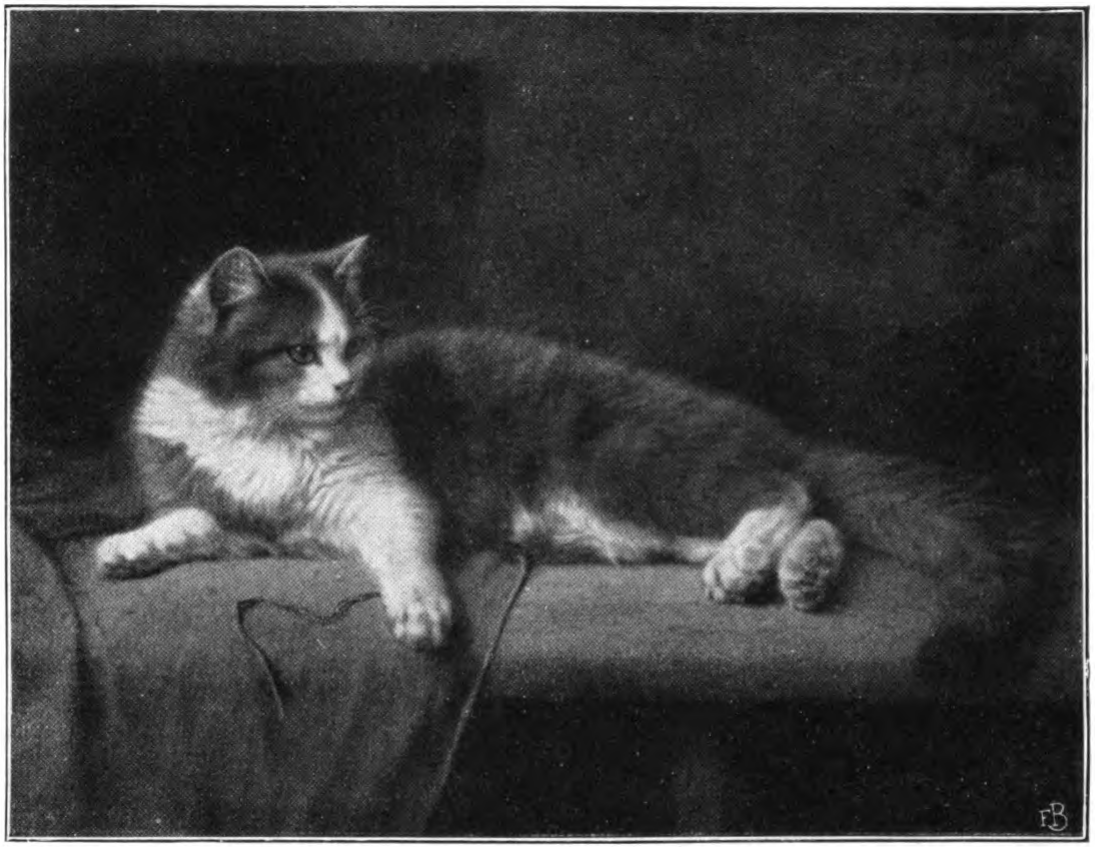
Jetzt hat man ihn also ins Irrenhaus gebracht. Die Ärzte halten den Fall für kritisch, aber nicht für unrettbar. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Patient sich an der Gleichgültigkeit und der geschäftsmäßigen Neutralität der Wärter und Ärzte erholen wird von den Schäden, die seine seelische Verdauung durch Überstopfung mit Wohlwollen und freundschaftlicher Teilnahme erlitten.

Ratzenmüller schuftete als Diurnist in einem großen Amte. Da er fleißig und dumm war, kein Talent hatte und nur kümmerlichen Ehrgeiz besaß, war er bei Kameraden wie Vorgesetzten gleich beliebt. So kam es, daß, als Ratzenmüller durch leichtsinniges tägliches Mittagessen in budgetäre Schwierigkeiten geraten und vom Aussatz der Schulden befallen war — welcher Aussatz sich bekanntlich mit fabelhafter Eile über die ganze Oberfläche eines Menschen zu verbreiten pflegt —, so kam es also, daß im Amte allgemein erklärt wurde, da müsse etwas geschehen! Ein solcher Mann müsse flott gemacht und befähigt werden, den Arbeitskarren mit Anspannung aller Kräfte weiterzuschleppen, ohne daß ein Teil dieser Kräfte zur Abwehr

privaten Ungemachs verbraucht würde. Ratzenmüller, ins Bureau seines unmittelbaren Chefs beschieden, wurde um eine klare Aufstellung seines Schuldenstandes ersucht. Er stellte auf. Es waren 478 Gulden 26 Kreuzer. Hierauf wurde ihm mitgeteilt, daß man seine Sache in die Hand genommen habe. In Ratzenmüllers Brust läuteten die hellsten Morgenglöckchen der Hoffnung, und vor ihrem Klange flohen der Sorge Nachtgespenster.

Das war im Jahre 1904. Im Februar. Mitte April etwa, nach längeren Erörterungen über Art und Umfang der geplanten Hilfsaktion, konstruierte sich eine Gruppe Ratzenmüllerscher Freunde und Gönner als vorbereitendes Komitee. Dieses Komitee wählte ein Subkomitee und dieses wieder ein Aktionskomitee, bestehend aus drei Mitgliedern. Die Wahl der verschiedenen Präsidenten kam, nach Überwindung mancher Schwierigkeiten, glatt zustande, und Neujahr 1905 waren die Formalitäten zwecks Ratzenmüllers Rangierung fast erledigt.

Nun ging die Sache aber auch gleich ein anderes Tempo. Vor allem infolge des glücklichen Gedankens, einen advokatorischen Beirat ins Aktionskomitee zu berufen. Der Advokat nahm die Sache sofort in beide Hände und entfaltete eine knatternde Geschäftigkeit, durch die jede Gefahr einer Versumpfung der Angelegenheit beseitigt wurde. Es glückte ihm, Gläubiger aufzustöbern, die bisher faul und gedankenlos dahin vegetiert hatten, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, Ratzenmüllers Wässerchen zu trüben. Jetzt, da sich der Advokat gehörig umsah, krochen sie aus allen Winkeln und Ecken hervor, wie das Ungeziefer, wenn es finster wird. Auch die schläfrigsten wurden munter, die willenlosesten entschieden. Dem Advokaten gelang es, längst entschlummerte, fast schon tote Ansprüche an Ratzenmüller neu zu beleben, ermattete Gläubiger zu frischer Verfolgungslust aufzustacheln, resignierte zu trösten und abgemagerte mit wohlschmeckender Hoffnung aufzufüttern, bis sie sich wieder stark fühlten und in jugendlichem Optimismus gegen Ratzenmüller ansprengten. Geschenke, die Ratzenmüller erhalten hatte, verwandelte die Gewissenhaftigkeit des Advokaten in rückzahlbare Darlehen, und



Katzenstudie. Gemälde v. W. Schwar. Copyright by Franz Hanfstaengl, München.

selbst aus den frühesten Kindheitserinnerungen seines Klienten luchste der umsichtige Rechtsanwalt materielle Verpflichtungen hervor. So konnte schon der erste Jahresbericht des Ratzenmüllerschen Rangierungskomitees auf den Vorwurf, es sei nichts Rechtes geschehen, nicht ohne einige Genugtuung damit antworten, daß sich der Schuldenstand seines Schützlings, ohne daß dieser selbst das geringste dazu hätte tun müssen, auf rund 1500 Gulden erhöht habe.

Das bemerkenswerteste Datum des folgenden Jahres war der 5. April, an welchem ein Kollegentag die seinerzeitigen Proponenten der Ratzenmüllerschen Rangierung zu einem gemütlichen Abendessen vereinigte. Man tauschte Erinnerungen aus, gedachte in herzlichen Worten der inzwischen verstorbenen Komiteemitglieder und beschloß, treu auszuharren für die gute Sache: Die Rettung eines Kameraden aus unverschuldeter Not. Um Mitternacht nahm die Stimmung einen höheren Flug. Doktor Wehmeyer toastete auf die Frauen, der Schriftführer auf die Advokatur, die nie ihre Hilfe versage, wenn es ein menschenfreundliches Werk gelte, und Doktor John auf die Presse. An Ratzenmüller — der nach seiner Delogierung bei einem mitleidigen Ziegelarbeiter in Inzersdorf Quartier gefunden hatte — ging eine lustig-herzliche Bierkarte ab. Doktor Wehmeyer schrieb mit seiner jovialen breiten Handschrift: „Kopf hoch! Wir haben Ihre Sache in die Hand genommen."

Ansonsten brachte das Jahr vielfache Konferenzen und Pourparlers mit den Gläubigern. Doktor Brösel, der Advokat, hatte nach unsäglichen Schwierigkeiten ein paar noch nicht getilgte Forderungen an den verstorbenen Vater des Ratzenmüller aufgejagt, die man nun mit Zins- und Zinseszins zum Passivenstand schlagen konnte.

Aber auch das Aktionskomitee war nicht müßig gewesen. Es hatte die Geschichte von Ratzenmüllers Not und von der Hilfe, die ihm zuteil werden sollte, emsig und beflissen in der ganzen Residenz verbreitet. Und manch herbes Wort flog Ratzenmüller zu, daß er mit seinem Mißgeschick eine ganze Gruppe hilfsbereiter Menschen dauernd in Atem halte. Gelegentlich sickerte auch die immer weiter kriechende Legende von Ratzenmüllers Elend auf irgendeines Mannes

Terrain, der schon die Taschen aufknöpfte, sie aber gleich, angenehm berührt, wieder zuknöpfte, als er erfuhr, was alles schon ohne ihn für Ratzenmüller geschehe. Einen drastischeren Beweis für ihr umfassendes Tun konnten die verschiedenen Komitees auch wirklich gar nicht erbringen, als den, daß zur Zeit der Gründung des Rangierungsvereins kaum zwanzig Menschen von Ratzenmüllers Misère etwas wußten, während jetzt mindestens zwanzigtausend Individuen alle Details seines jammervollen Daseins am Schnürchen hatten und nicht mehr mit achtloser Leichtigkeit, sondern mit teilnahmsvoll schimmerndem Blicke an ihm vorüberschritten. Es tauchte auch der Plan auf, der Popularität der Sache durch Gründung einer Vereinszeitung zu entsprechen; die Anregung scheiterte aber an dem Erwägen, daß Ratzenmüller seine Gönner ohnehin schon genug kräftig in Anspruch nehme, als daß ihnen noch Zeit zu publizistischer Tätigkeit bleibe.

Im Herbste dieses Jahres nun, 1906, geschah etwas, was die entscheidende Wendung in Melchiors Schicksal zur Folge hatte. Sein Abteilungschef entdeckte einmal, daß Ratzenmüller, den Kopf auf die Hände gestützt, ins Leere stierte, ohne zu arbeiten. „Ratzenmüller," sagte er, „so lohnen Sie uns unsere Freundschaft und Sorge, daß Sie müßig gehen?" — „Verzeihen Sie, Herr Doktor, es ist mir oft ganz unmöglich, etwas zu arbeiten; ich habe den Kopf zu voll von Sorgen." — — „Aber Ratzenmüller! Haben wir nicht Ihre Sache in die Hände genommen? Sie müßten sich durch dreifachen und vierfachen Fleiß der Gönnerschaft würdig zeigen, die Ihnen zuteil wird!" — — „Ich kann nicht," war die Antwort, und sie wurde mit brechender Stimme gegeben. „Ich kann nicht arbeiten, wenn mir der Kopf so voll Sorgen ist" — — Der Chef schüttelte indigniert das Haupt, verließ das Zimmer und berief allsogleich eine Sitzung des Aktionskomitees ein.

In dieser wurde Ratzenmüller wegen seines störrischen Betragens das Mißtrauen ausgesprochen. Mit besonderer Entrüstung wiesen die Mitglieder des Subkomitees darauf hin, daß man erst heute wieder mit einem Vorschußverein in Verhandlung getreten sei, welcher Verein nicht nur im

Prinzip es keineswegs außer aller Debatte gestellt habe, Ratzenmüller gegen die Bürgschaft von zehn reichen Leuten und Erlegung einer Kaution in dreifacher Höhe des angestrebten Darlehens dieses zu bewilligen, sondern sogar die ersten einleitenden Schritte unternommen hatte, um über Ratzenmüllers im Jahre 1740 aus Schwabing nach Österreich eingewanderte Ahnen zuverlässige Referenzen zu erhalten. Trotz alledem ging der Antrag durch, man möge dem verschuldeten Beamten eine sofortige kleine Interimshilfe angedeihen lassen, und es wurde zu diesem Zweck auch sogleich ein viergliedriges Interimskomitee bestellt.

Das Komitee erließ einen entsprechenden Aufruf an die Gönner beider Hemisphären. Nachdem ein halbes Jahr verstrichen war, ohne daß ein Echo dem Aufrufe geantwortet hätte, wurde ein Komiteemitglied, der einflußreiche Arzt Doktor Pollitzer, aufgefordert, seine persönlichen Beziehungen für Ratzenmüller in Anspruch zu nehmen. Doktor Pollitzer hatte beim Militär einen guten Kameraden gehabt, dessen Cousine die Milchschwester einer Tochter des zweiten Prokuristen von Fürst & Schnitzer (Leder en gros) war. An dieser Kette von Beziehungen zog und riß nun Pollitzer mit Macht, und richtig, als er ihr Ende in die Hand bekam, zappelten zehn Gulden daran. Nach Abzug der Spesen verblieben 7 Gulden 74 Kreuzer. Ein Veto des advokatorischen Beirates, der diese Summe als Vorschuß für seine Expensenforderung beanspruchte, wurde zurückgewiesen und der Tag bestimmt, an dem Ratzenmüller die Unterstützung in Empfang nehmen sollte.

Man beschränkte sich bei der Übergabe auf ein geringes Maß von Feierlichkeiten. Doktor Wehmeyer war es, der meinte, man müsse es den Beschenkten nicht spüren lassen, daß er schwere Dankesschuld auf sich lade. So geschah nichts weiter, als daß Ratzenmüllers Kollegen (Schlußrock!) im Salon des Präsidenten antraten, wo dieser nach kurzer, kerniger Rede Ratzenmüller die 7 Gulden 47 Kreuzer überreichte. Die Einsprüche des Advokaten, man möge Ratzenmüller, in Hinsicht auf seinen stadtbekannten Leichtsinn, nicht über die ganze Summe auf einmal verfügen lassen, sondern ihm den Betrag in zwölf monatlichen Raten

zumeſſen, oder, noch beſſer, ihn, den Advokaten, mit der zweckmäßigen Verwendung des Geldes betrauen, dieſe Einſprache verhallte ungehört.

Warm und herzlich waren die Beglückwünſchungen der Kollegen. Offizial Friedrich erinnerte ſich bei dieſer Gelegenheit an einen Gulden, den er aus dem Titel einer Wette vor fünfzehn Jahren zu beanſpruchen hatte und exequierte kurzerhand. Offizial Weiß ſagte: „Es gehört ſich, daß Sie der Sekretärin von Doktor Wehmeyer ein paar Roſen ſchicken.“ Ratzenmüller eilte um Roſen. Beim Haustor wartete aber ſchon die Trafikantin von nebenan und nahm ihm ſechs Gulden weg, die er ihr ſeit langem für Wechſelblanquette ſchuldete.

Anderen Tags kam Doktor Wehmeyer, ſchüttelte Ratzenmüller die Hand, ſchnaufte ein wenig und ſagte, während er ſich Rührungstau von den Brillengläſern wiſchte: „Laſſen Sie nur jeden Dank! Es war ja ein hartes Stück Arbeit, aber ich hab's gern getan!“

Dann kam Doktor Pollitzer, ſchüttelte Ratzenmüller die Hände und ſagte: „Na, ich bin froh, daß das hinter mir iſt! An einem Haar hat die ganze Geſchichte gehangen, das können Sie mir glauben. Aber laſſen Sie nur, ich ſage das nicht, damit Sie mir danken!“

Doktor Brösel, der Advokat, ſagte: „Ich erzähle Ihnen das nicht, um Ihre Dankbarkeit herauszufordern; aber wenn Sie wüßten, wie dickſchädelig die Leute ſind, und wie man ſich heiſer reden muß, bis man was aus ihnen herauspreßt!“

Der Kollege vom Tiſch nebenan ſagte: „Sehen S', das freut mich, daß ich doch nicht umſonſt alle Tag' dem Wehmeyer in den Ohren gelegen bin, wie ſchlecht es Ihnen geht. Aber nur keinen Dank nicht! Einem Kollegen hilft man gern.“

Der Amtsdiener ſagte: „Allerweil hab' ich g'ſagt: Schad' um'n Herrn von Ratzenmüller! Der arbeit' ja für drei!“ Und er nahm die zwanzig Kreuzer mit den abweiſenden Worten: „Keine Urſache, Herr von Ratzenmüller! Keine Urſache!“

Jeden Dank lehnten ferner ab: Die einzelnen Mitglieder der verſchiedenen Komitees, die geſamten Beamten

und Dienerschaften dieses und der attachierten Ämter, sämtliche Freunde und Bekannte der Ratzenmüllerschen Familie, die Zahlkellner seiner Stammlokale, seine Hausmeister, die Dienstmänner vor dem Amte, sowie die Kutscher auf dem Einspännerstandplatz nebenan. Und sie taten dies alle mit leichthin über das eigene Verdienst hinweg tastenden Worten, mit Wendungen, die wie ein gesprochenes Abtrocknen des Schweißes waren, den ihre Güte für Ratzenmüller vertropft hatte. Der einzige, der keinen Dank ablehnte und keinen empfing, der überhaupt ganz in Vergessenheit tauchte, war der Spender der 10 Gulden.

Ratzenmüller aber kam in einen solchen Rausch der Dankespflicht, daß er, wenn er ein Zimmer betrat, sogleich statt „Guten Tag“: „Ich danke Ihnen bestens!“ sagte; wo er eine unbeschäftigte Hand sah, schüttelte er sie in Ergriffenheit. Wenn ihn ein Fremder im Tramwaywagen zufällig ansah, errötete Ratzenmüller tief und stammelte mit einer Verbeugung: „Ich danke Ihnen sehr.“ Man konnte ja nicht wissen, vielleicht war auch zwischen den Fingern dieses Fremden ein Haar von Ratzenmüllers Schädel gewesen, als man ihn mit vereinten Kräften aus dem Sumpfe zog.

Nach diesen Aufregungen und Anstrengungen gönnten sich alle die vielen, die Ratzenmüllers Sache in die Hand genommen hatten, einige Ruhe. Sie verschnauften.

Einige Tage nach der Ausfolgung der 7 Gulden aber trat Doktor Wehmeyer an das Pult, an dem Ratzenmüller mit krummem Rücken, krummen Fingern und vor Kurzsichtigkeit tränenden Augen hockte und die Feder stundenlang über endloses Papier hetzte. Auf den Lippen des Chefs schaukelte sich ein gütiges Lächeln. Er beklopfte freundschaftlich Ratzenmüllers Schulter und sagte: „Nun, lieber Freund, jetzt haben wir halt wieder einen freien Kopf?“ Ratzenmüller verbeugte sich und sagte: „Herr Doktor, ich danke Ihnen vom ganzen Herzen.“

Seither blieb der Chef bei dieser Formel. Er variierte, dehnte, knetete, färbte, rhythmisierte sie in unendlich vielen Abstufungen. Er sagte: „Nun, wie arbeitet es sich mit einem freien Kopf, he?“ Oder: „Kein unangenehmes

Gefühl, was, wieder einen freien Kopf zu haben?“ Oder: „Gesundheit und ein freier Kopf, das ist das Höchste!“

Auch die übrigen Gönner Ratzenmüllers einigten sich auf diese Formel, um ihrer Freude über die günstige Wendung seines Geschickes Ausdruck zu geben. Sie schlugen ihn auf die rechte Schulter und schlugen ihn auf die linke Schulter, sie tippten ihn vor die Brust, sie schmetterten mit einer Gebärde von gewaltiger Herzlichkeit von hoch oben herab ihre Rechte in Ratzenmüllers Rechte und riefen: „Jetzt haben Sie doch wieder einen freien Kopf!“

Und dies gab Ratzenmüller den Rest. Mit dem Satze: „Ich habe Ihre Sache in die Hand genommen“ hatte man ihn erdrosselt, gewürgt, stranguliert, ihn dann, als er schon blau im Gesichte war, mit dem Satze: „Ich brauche keinen Dank“ vollends niedergeschmettert, betäubt, krumm getreten, und nun mit dem Axion: „Jetzt haben Sie ja einen freien Kopf!“ schlug man ihm endgültig den Schädel ein und saugte das Restchen Hirn aus der gemarterten Kapsel.

Ratzenmüller begann seinen „freien Kopf“ zu hassen und zu verstecken. Es zeigten sich die anfangs geschilderten Symptome eines schweren Verfolgungswahnes, und gestern, vom Hunger und von der allgemeinen Gunst gänzlich zerbrochen, ist er, wie erwähnt, zum ersten Male in einem Einspänner gefahren. „Der arme Kerl,“ sagte Doktor Wehmeyer, „gerade jetzt, wo er endlich einen freien Kopf hatte!“

Am selben Tage aber, an dem Melchior Ratzenmüller in die Gemeinschaft der Geistesgestörten eintrat, kam die Erledigung des Vorschußvereines, derzufolge die Recherchen über Ratzenmüllers im Jahre 1740 aus Schwabing nach Österreich eingewanderte Vorfahren ein günstiges Resultat ergeben hätten, wonach also, vorausgesetzt, daß die Erkundigungen über Ratzenmüllers sonstige Vorfahren nicht schlechter ausfielen, der ersten prinzipiellen Generaldebatte über das Vorschußgesuch — die bald nach den Sommerferien, sicher aber noch vor Weihnachten stattfinden müsse — kein wesentliches Hindernis mehr im Wege stünde.

So ironisch lenkt oft das Schicksal unseres Glückes schwanke Gondel! —

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnis des I. Jahrgangs.

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Preis 3 M.; in der Luxus-Ausgabe 7.50 M.)

Erzählendes: Otto v. Leitgeb: Der Königin Leid; G. v. d. Gabelentz: Der gelbe Schädel; Marie v. Ebner-Eschenbach: Drei Fabeln; Rudolf Hans Bartsch: Madame Dorette und die Natur; Herm. Hesse: Legende von den süßen Broten; Georg v. Ompteda: Arm's Madl; Marg. Siebert: Die Scharffenburg; Hugo v. Hofmannsthal: Erinnerung schöner Tage; Clara Viebig: Wie ich Schriftstellerin wurde; Richard Voß: Römische Erinnerungen.

Literatur und Kunst: Prof. B. Litzmann: Shakespeares Römerdramen; Dr. Ernst Heilborn: Die Frau im modernen Drama; Prof. Ed. Heyck: Liebesbrevier vor hundert Jahren; Dr. M. Osborn: Frauen-Bildnisse; Dr.-Ing. H. Muthesius: Das Musikzimmer.

II. Jahrgang.

Erzählendes: Rudolf Hans Bartsch: Die Pfingstküsse; Raoul Auernheimer: Der Salon; Marie v. Ebner-Eschenbach: Der Säger; Richard Voß: Fieber; Emmy Lewald: Sécheresse de cœur; Jakob Wassermann: Die Gefangenen auf der Plassenburg; Ernst Zahn: Der Tag der Perpetua; Otto Julius Bierbaum: Das beinerne Tischlein; Alice Freiin v. Gaudy: Kreuzfahrerlegende; Joseph Lauff: Prinzeß Lambelle.

Literatur, Kunst und vermischte Aufsätze: Hans Sendling: Das Märchen von der getrösteten Witwe; Dr. Ernst Heilborn: Die „Dame" in der deutschen Literatur; Prof. Dr. Ed. Heyck: Das deutsche Schönheitsideal; Dr. Georg Biermann: Die Frau im Leben von Rembrandt; Alexander von Gleichen-Rußwurm: Geselligkeit zur Zeit der Medici; Carry Brachvogel: Heinrich VIII. von England und seine Frauen; Memor: Erinnerungen an Charlotte Wolter; Dr. W. Kleefeld: Melodien, die man mit nach Hause bringt.

Mit 24 farbigen Kunstblättern, Intagliodrucken, Einschaltbildern und vielen Illustrationen.

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnis des III. Jahrgangs.

(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Preis 4 M.; in der Luxus-Ausgabe 8 M.)

Erzählendes: Georg Frhr. v. Ompteda: Wahrheit. Novelle; Carl Bulcke: Die süße Lilli. Novelle; M. E. delle Grazie: Seelenland; Nanny Lambrecht: Der Sumpfhahn; Walter v. Molo: Die Auto-Symphonie; Richard Voß: Die Prinzessin von Conti; Emmy Lewald (E. Roland): Niobe im Salon; Emil Lucka: Island. Eine Sommerfahrt; Alfred Polgar: Wenn die Männer Burgen bauen; Friedrich Werner van Oestéren: Unsterblich.

Aufsätze: Carry Brachvogel: Die Grazie des Rokoko; Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Vom Küssen; Fritz Wertheimer: Die Geisha; Felix Poppenberg: Das Damenzimmer; Stephan Kekule v. Stradonitz: Ehen zur linken Hand; Richard M. Meyer: Die großen Liebesgeschichten.

Balladen und Gedichte: Börries, Frhr. v. Münchhausen: Der fluchende Bischof; Ewald Gerhard Seeliger: Die beiden Deserteure; Hermann Hesse: Den Fröhlichen; Frida Schanz: Liebesstrophen. Im Tone spanischer Volksgesänge; Will Vesper: Ballonfahrt; Kory Towska: Rechenaufgabe u. a.

Mit 24 zum Teil farbigen Kunstblättern nach Werken erster Meister und vielen Textabbildungen.

BOUND BY
HM
11-89

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073945096